

Zagreber Germanistische Beiträge

2018

SCHÖNE SCHEISSE

HGG.: INGO BREUER_SVJETLAN LACKO VIDULIĆ

ISSN 1330-0946
CODEN ZGBEEY
UDK 803.0+830

27

INHALT

SCHÖNE SCHEISSE – KONFIGURATIONEN DES SKATOLOGISCHEN IN SPRACHE UND LITERATUR

Ingo Breuer, Svetlan Lacko Vidulić

Schöne Scheiße – Konfigurationen des Skatologischen in Sprache und Literatur. Einleitung zum Themenschwerpunkt. 5

Oksana Havryliv

Skatologismen in aggressiven Sprechakten 27

Jana Hofmannová

Kontrastive Phraseologie deutsch-tschechisch am Beispiel der Komponente ›Arsch‹. 47

Anna Gondek, Joanna Szczęk

Zum semantischen Feld ›Defäkation‹ im Deutschen und im Polnischen. Eine vergleichende Studie. 63

Bojan Perić

Bedeutsame Defäkation, unbedeutende Kopulation. Semantische und pragmatische Unterschiede zwischen südslawischen und deutschen Maledikta 79

Andrea Grafetstätter

Die Inszenierung von Fäkalkomik auf der frühneuzeitlichen Fastnachtspielbühne. 103

Artur R. Boelderl

Ganz schön in der Scheiße. Zum Diskurs der ›Skatontologie‹ zwischen Philosophie und Literatur nach Marquis de Sade 119

Torsten Voß

›Heilige Scheiße‹. Formen der skatologischen Polemik im literarischen Katholizismus Léon Bloys und Theodor Haeckers. 141

Tanja Angela Kunz

Die Moral der *Abwässer*. Emil Staigers Kloakenschelte und Hugo Loetschers Antizipation einer ironischen Gleichung. 163

Iris Meinen

Entgrenzte Körper. Zur Darstellung von Körperausscheidungen in der Neuen Deutschen Popliteratur. 187

Johannes Ullmaier

Infinite Shit. Über eine Buch-Evolution von Dieter Roth 205

VARIA

Jörg Jungmayr

Hermann Goedsches *Nena Sahib oder: Die Empörung in Indien* (1859). Ein antibritischer Kolonialroman unter den Bedingungen eines medialen Paradigmenwechsels 239

Alexander Ritter

Biographische Grundlagenforschung zu Géza Berger (1842–1930) 263

BESPRECHUNGEN

»Den Balkan gibt es nicht«. *Erbschaften im südöstlichen Europa*. Hgg. Martina Baleva, Boris Previšić. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2016 283

Clemens Ruthner: *Habsburgs ›Dark Continent‹. Postkoloniale Lektüren zur österreichischen Literatur und Kultur im langen 19. Jahrhundert*. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2018 291

Frauenbildung und Emanzipation in der Habsburger Monarchie – der südslawische Raum und seine Wechselwirkung mit Wien, Prag und Budapest. Hgg. Vesela Tutavac, Ilse Korotin. Wien: Praesens Verlag 2016 . . . 297

Verdrängte Moderne – vergessene Avantgarde. Diskurskonstellationen zwischen Literatur, Theater, Kunst und Musik in Österreich 1918–1938. Hg. Primus-Heinz Kucher. Göttingen: V&R unipress 2016. 305

Michail Bachtin: *Sprechgattungen*. Hgg. Rainer Grübel, Renate Lachmann, Sylvia Sasse. Berlin: Matthes & Seitz 2017 315

ABSTRACTS 325

**SCHÖNE
SCHEISSE**

Ingo Breuer | Universität zu Köln, ingo.breuer@uni-koeln.de

Svetlan Lacko Vidulić | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, svidulic@ffzg.hr

Schöne Scheiße – Konfigurationen des Skatologischen in Sprache und Literatur

Einleitung zum Themenschwerpunkt

Exkreme sind starke Metaphern. Ihre Bezeichnungen sind mehr als schlichte Signifikanten für harmlose Signifikate. Sie sind nicht nur arbiträr, sondern manchmal – wie die Objekte – atemberaubend und ekelerregend. Und doch ist gerade der affektive Überschuss, den allein die Nennung der ›Scheiße‹ produziert, ungeheuer produktiv für Sprache, Literatur und Kunst. Sie signalisiert als Begriff und Vorstellung Vulgarität oder Natürlichkeit, sie dient der ästhetischen Herstellung von Intensität, sei es als Fluch oder Beleidigung, sei es als mittelalterliches und frühneuzeitliches Signum teuflischer Präsenz oder als Mittel der Schockästhetik in Moderne und Postmoderne. Die ›Scheiße‹ taugt nicht nur als Bezeichnung für Resultate des Verdauungs- und Ausscheidungsprozesses, sondern hilft offensichtlich auch bei der Erklärung von Welt. Felix Mauthner benutzte im Rahmen seines anti-metaphysischen Ansatzes das Bild der Exkreme für die Konstruiertheit der Wirklichkeit und des Ich über die Medien Gedächtnis und Sprache: »Die lebendige Anschauung muß sterben, muß verdaut und verbraucht werden, damit die Reste zum Begriff und zum Wort werden. Ein ungeheurer Berg solcher Exkreme ist die Sprache, ein babylonischer Turm von Abfallstoffen«, so dass man bei der Suche nach dem Ich nichts weiter finde »als die Exkreme des Gehirns«: Worte.¹ Dass letztendlich – metaphorisch gesprochen – unsere Welt ›Scheiße‹ ist, d.h. verdaute und ausgeschiedene Sinneseindrücke in Form von Sprache, und diese sprachlichen »Exkreme [...] die wirkliche Welt« für den Menschen sind, ist

1 Mauthner: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, S. 671.

bereits eine steile These. Nicht weniger ›steil‹ scheint es zu sein, dass ein Philosoph vor dem skatologischen Bereich nicht zurückschreckt, doch für einige Beobachter wenig überraschend, dass er dem deutschsprachigen Gebiet angehört. Denn kaum ein anderer Begriff scheint so ›deutsch‹ zu sein wie der Begriff ›Scheiße‹. Der deutsch-türkische Kabarettist Şinasi Dikmen vermutete sogar in einem satirischen Bonmot, dass »der Arsch in Deutschland wichtiger als der Kopf ist«. ²

Während zum Beispiel in den slawischen und romanischen Sprachen die elaboriertesten Varianten sexualisierten Sprachgebrauchs für pejorative Zwecke eingesetzt werden, scheint die Erforschung des Schimpfwortgebrauchs, die Malediktologie, eine Anal- und Exkrementfixierung der deutschsprechenden Bevölkerung nachweisen zu können. ³ Entsprechend haben Dieter und Jacqueline Rollfinke in einer germanistischen Untersuchung zur literarischen Skatologie einen Zusammenhang zwischen analem Charakter, übertriebenem Ordnungssinn, Bürokratismus und einer Autoritätsfixierung ›der Deutschen‹ sehen wollen, die letztlich zum Nationalsozialismus geführt habe. ⁴ Einem ähnlichen vulgärfreudianischen Interpretationsmuster folgt auch Alan Dundes, Ethnologe an der University of California in Berkeley, der in einer umstrittenen Studie das Spektrum von der Malediktologie bis zu Erziehungspraktiken der Gegenwart, von den Bräuchen der Germanen bis zu Peter Handke als Belege für das – so der Untertitel – *Hinter-Gründige der deutschen Psyche* beibringt. ⁵ Die These von der Existenz überzeitlicher Nationalcharakteristiken ist allerdings wissenschaftlich nicht haltbar, obwohl bestimmte Regionen und Bevölkerungsgruppen jeweils eigene Formen des Umgangs mit Exkrementen entwickelt haben können, z.B. als Bestandteil religiöser Riten oder medizinischer Heilverfahren, als Gebrauchsobjekt oder Schimpfwort. ⁶

Die attische Komödie weist eine Kultur der Exkremente ebenso auf wie die frühneuzeitlichen Romane der Romania, allen voran François Rabelais' Roman *Gargantua und Pantagruel*, der geradezu zum Paradigma für die Verbindung des Skatologischen mit dem Satirischen und Grotesken wird, sowie Donatien Alphonse François de Sades Schriften. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verursacht Alfred Jarry einen Skandal mit dem ersten, ›falsch‹

2 Dikmen: *Hurra, ich lebe in Deutschland*, S. 156.

3 Vgl. Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*. Grundsätzlich und v.a. verglichen mit dem Englischen: S. 46–68; zum Russischen: S. 114–121; zum Kroatischen: S. 121f.

4 Rollfinke/Rollfinke: *The Call of Human Nature*.

5 Dundes: *Life is Like a Chicken Coop Ladder*.

6 Vgl. Bourke: *Scatologic Rites of All Nations* (dt. Übers.: *Das Buch des Unrats*).

geschriebenen Wort seines Stücks *König Ubu* («Mrerde»),⁷ das unlängst Alina Reyes im feministischen Roman *Poupée, anale nationale* variierte, indem sie die beiden ersten Teile mit dem Wort »Dieudemerde« beginnen ließ, das der dritte steigerte zu »Dieudemerde de merdedeDieu«.⁸ Speziell die neuere Literatur und Kultur ist grenzüberschreitend geprägt durch eine Fixierung auf das ›Andere‹ des Körpers, seine Ausscheidungen und Abfallprodukte, angefangen bei einer generellen Ästhetik des Hässlichen bis hin zur *Abject Art*, der bedeutende Museen skandalumwitterte Ausstellungen widmeten, so z.B. 1993 das New Yorker Whitney Museum mit *Abject Art: Repulsion and Desire in American Art*.⁹ Überhaupt scheinen die USA den deutschsprachigen Regionen den Rang ablaufen zu wollen: Furore machte das Buch *On Bullshit* des amerikanischen Philosophen Harry G. Frankfurt von 2005, dessen Titel eine Reihe von Variationen eröffnete, so von Geoffrey James in seinem Bestseller *Business without the Bullshit*, Lois Beckwiths *The Dictionary of Corporate Bullshit: An A to Z Lexicon of Empty, Enraging, and Just Plain Stupid Office Talk* oder Robert Frostdicks *Bullshit Bingo: The Management Bollocks, Business Bullshit, Nonsensical Buzzwords and Ludicrous Office Jargon Bingo Game*, bis zu David Graebers sozialkritischen Analysen in *Bullshit Jobs*.

Selbst der slawische Bereich ist nicht frei davon: Slavoj Žižek reflektierte mehrfach über die kulturelle Bedeutung der Exkreme (und bringt die traditionell deutsche WC-Muschelform, bei der die Exkreme nicht sofort verschwinden, sondern nochmals betrachtet werden können, bevor sie heruntergespült werden – Experten sprechen vom ›Flachspüler‹ im Gegensatz zum ›Tiefspüler‹ –, mit dem selbstreflexiven Charakter und hermeneutischen Interesse der Deutschen in Verbindung),¹⁰ die übrigens wohl nicht zufällig auch in die Metaphorik kollektiver Selbstdiagnosen in Südosteuropa Eingang finden. Vladimir Arsenijević hat jüngst die Arbeit an seiner in den 1990er Jahren begonnenen, als Tetralogie angelegten Serie *Cloaca Maxima – eine Seifenoper* fortgesetzt,¹¹ die von den Jugoslawien-Kriegen und Umbrüchen der 1990er Jahre handelt; von einer Zeit, in der sich Dubravka Ugrešić in der Essay-Sammlung *My American Fictionary* demonstrativ zu einer gemeinsamen Kultur Osteuropas bekannte – dem

7 Vgl. Shrager: *Scatology in Modern Drama*.

8 Reyes: *Poupée, anale nationale*, S. 9, 47, 73.

9 Siehe den gleichnamigen Katalog der Ausstellung: Ben-Levi u.a.: *Abject Art*.

10 Vgl. <<https://www.youtube.com/watch?v=rzXPYCY7jbs>> (Zugriff: 1.9.2018).

11 *Cloaca Maxima – sapunska opera*. Bisherige Titel: 1. *U potpalublju* (1994; dt. Übers. u. d. Titel *Cloaca maxima. Soap opera*, 1996); 2. *Andela* (1997; Neufassung u. d. Titel *Ti i ja, Andela*, 2016); 3. *Ka granici* (2018).

Status dieser Makroregion als »Scheißhaufen Europas« zum Trotz.¹² Und das Schimpfwortrepertoire ist auch hier keineswegs frei von skatologischen Begriffen, wie einige Beiträge in diesem Band zu zeigen imstande sind.

Denn die Scheiße ist universal: Exkreme sind das Natürlichste von der Welt, ein Problem für die Hygiene, aber nützlich in der Landwirtschaft als Dünger, in der Parfümherstellung als Ingredienz und in der Naturheilkunde als Medizin; sie sind Gebrauchsgegenstand und Ekelobjekt, sie sind das zugleich Ein- und Ausgeschlossene der Kultur, verkörpern zugleich Leben und Tod – aber nicht immer haben diese Felder unmittelbar miteinander zu tun, so dass je eigene Forschungsgeschichten zur Scheiße als Objekt, als sprachlichem Phänomen und literarischem Motiv je eigene Forschungstraditionen konstituiert haben. Einige Beispiele aus dem deutschsprachigen Bereich: Unter den historiographischen bis kulturgeschichtlichen Untersuchungen zum Thema sticht u.a. Daniel Furrers *Geschichte des stillen Örtchens* hervor, nicht nur aufgrund der soliden Recherche, sondern auch durch den Verzicht, mit dem vermeintlichen Tabu ständig zu kokettieren, was gerade bei den zahllosen populärwissenschaftlichen Darstellungen durchweg üblich ist.¹³ Der Band zur *Geschichte der Scheiße* von Florian Werner zeigt ein breites literatur- und kulturgeschichtliches Panorama, dem ansonsten fast ausschließlich Einzelstudien zu bestimmten Autoren und Werken entgegenstehen.¹⁴ Wie groß das Defizit an Überblicksdarstellungen ist, zeigt ein Blick auf die Kunstgeschichte, so z.B. Jean Clairs schmale, aber substantielle *Ästhetik des Sterkoralen* oder Ausstellungskataloge im thematischen Umfeld, sei es zum Skatologischen in der niederländischen Malerei und in kunstgewerblichen Objekten der Frühen Neuzeit oder zur Moderne und Postmoderne mit ihren Happenings und der Abject Art.¹⁵ Für die literatur- und sprachwissenschaftliche Reflexion über die Skatologie wird das Feld – wie in der Kunstgeschichte – einerseits von der Mediävistik und Frühneuzeitforschung,¹⁶ andererseits von der Moderneforschung im besonderen Maße bestellt. Die Forschung hat gezeigt, dass trotz umfassender Präsenz der ›Scheiße‹ eine allzu nonchalante Vermischung verschiedener

12 Ugrešić: *My American Fictionary*, S. 21.

13 Furrer: *Geschichte des stillen Örtchens*. Vgl. auch Faber: *Anrücklich*; Lewin: *Merde*; Cueni: *Illustrierte Geschichte der Scheiße*.

14 Werner: *Dunkle Materie*. Vgl. für den Film auch Tschirbs: *Das Klo im Kino*.

15 Ketelsen: *Duftmarken am Bau* (u.a. über defäkierende Hunde in frühneuzeitlichen Zeichnungen); Kammel: *Lebensgenuss, Analmetaphorik und moralisierender Spott* (über eine Schnupftabakdose in Form einer defäkierenden Figur im kulturhistorischen Kontext); Lebensztejn: *Pissing Figures 1280–2014*. Zur Abject Art vgl. Clair: *Das Letzte der Dinge*; Ben-Levi u.a.: *Abject Art*.

16 Vgl. Grafetstätter: *Nahrung, Notdurft und Obszönität in Mittelalter und Früher Neuzeit*; Bayless: *Sin and Filth in Medieval Culture*.

Bereiche des Skatologischen unhaltbar ist: Die Geschichte der Hygiene und der Schimpfwortgebrauch, die Biologie der Verdauungsprozesse und die literarisch-künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem Skatologischen sind nicht so einfach aufeinander abbildbar. Sie folgen sowohl historisch als auch systematisch jeweils unterschiedlichen, wenn auch miteinander kommunizierenden Eigendynamiken.

Bekanntlich lässt sich – oft auch als Fortschreibung mittelalterlicher Traditionen – in der frühneuzeitlichen Literatur Skatologisches, meist in Form von Fäkalhumor, häufig finden: angefangen bei Schwänken und Satiren über die Fastnachtsspiele und Komödien bis hin zur galanten Literatur. Allerdings unterscheiden sich skatologische Phänomene bis zur Frühen Neuzeit deutlich von modernen Ausprägungen: aufgrund religiöser, aber nicht zuletzt auch aufgrund unterschiedlicher naturwissenschaftlicher und speziell medizinischer Vorstellungen. Bei den Haufen, die Eulenspiegel an den unterschiedlichsten Orten hinterlässt, handelt es sich teils um anarchistische, vulgäre Racheakte, teils um Mittel der Diskriminierung z.B. von Juden und Blinden, teils um Teufelszeichen im Sinne einer symbolischen Strafe für Sünden und Laster, zu denen bereits im 15. Jahrhundert auch Unterschreitungen zivilisatorischer Standards gezählt wurden: So bestraft Eulenspiegel eine Rostocker Familie, deren Kinder ungehindert im Haus ihre Exkremente hinterlassen dürfen (»die Kinder möchte er nit leiden, wann er sahe, daz sie gingen und thetten ihr Gemach hinder die Hußthür, ein Kind nach dem andern«), denn »da scheid er auch ein grossen Huffen Trecks zu dem Feüer«, also vor den Kamin in der Wohnstube.¹⁷ So wird der Kot auch als Zeichen für Dinge und Menschen genutzt, auf die man »scheid«, also als pejorative Zuschreibung in Analogie zum skatologischen Schimpfwortgebrauch. Vielleicht findet das Skatologische aus diesem Grund seine sicherste – auch künstlerische und literarische – Heimstatt im Bereich des Satirischen, wo nun das Warnbild einer gleichwohl entschärften höllischen Sündensphäre und die Diskriminierung niederer sozialer Schichten über die Kritik an Mängeln in Hygiene und Habitus eine wirkmächtige Verbindung eingehen: Das Abjekte wird zum Objekt des Spotts und des Verlachens.

Martha Nussbaum beschreibt diese Rolle der Exkremente im Rahmen gesellschaftlicher Ein- und Ausschließungsmechanismen, sozusagen als Ekelpolitik: Der »Ekel vor Primärobjecten [sei] bereits eine Form der Weigerung, unsere tierische Abstammung anzuerkennen«, und Kinder lernten früh, »projektive[] Abscheu« gegenüber bestimmten Gesellschaftsgruppen herzustellen, indem sie mit »Sexualsekreten, Exkrementen und Verwesung«,

17 Bote: *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel*, S. 235 (81. Historie).

also mit den »Eigenschaften der ekelerregenden Primärobjekte in Verbindung gebracht« werden.¹⁸ Das *Handbook of Emotions* beschreibt unter dem Stichwort *Disgust* den interpersonalen Ekel als Gefühl der Bedrohung durch eine Kontaminierung vonseiten einer Gruppe, die als »animal-like, low-status, and dissimilar« aufgefasst werde, was mit einer Dehumanisierung einhergeht, die bis zum Genozid führen kann.¹⁹ Tatsächlich lässt sich in der Literatur eine exkrementelle Ekelpolitik allenthalben beobachten. Bereits in der Antike finden sich zwar kaum skatologische Elemente, doch wenn, dann in satirischen Texten.²⁰ Und dieses Bild ändert sich kaum. Noch im Eulenspiegel-Buch stellt der Kot, den der Protagonist hinterlässt, nicht nur eine Art Denkmal des danach jeweils Flüchtenden dar, sondern oft auch eine Strafe, Rache oder böswillige Schädigung, Letzteres bevorzugt von sozial niedriger angesehenen Bevölkerungsgruppen bzw. Minderheiten wie Bauern, Juden und Blinden.²¹ Der Strafende ist eine Art Narrenfigur, besitzt also die Lizenz, sich auf einer skatologischen Ebene zu bewegen, die als solche bewusst bleibt: Entgegen einer simplifizierenden Lesart von Bachtins Thesen muss festgehalten werden, dass »Eulenspiegels fäkalische Streiche [...] bereits in ihrem zeitgenössischen Umfeld gegen Anstandsregeln [verstoßen]«, also keineswegs Ausdruck einer Volkskultur oder einer niedrigeren Zivilisationsstufe der damaligen Gesellschaft sind.²² Das orgiastische Gastmahl am Hof, an dem Grimmelshausens *Simplicissimus*-Figur am Ende des ersten Buchs widerwillig teilnimmt, wird denn auch zum Ort, an dem der Protagonist, üppiger Speisen und Getränke ungewohnt, seinen Darm unkontrolliert entleert und damit die Gesellschaft sprengt. Nicht nur entlarvt er sich selbst als Narr, da er die höfisch-höfliche Kontrolle über seinen Körper verloren hat, sondern auch die den Todsünden ›gula‹ und ›luxuria‹ ergebene Hofgesellschaft. Scheiße bleibt, wie auch der Schmutz, bis in die Kultur der Gegenwart hinein »matter in the wrong place«, eingesetzt von und/oder für Personen an einem gesellschaftlich unpassenden Ort. Noch den Produzenten von verbalem ›bullshit‹, vor dem zahlreiche Ratgeberbücher warnen, wird schließlich unterstellt, nicht durch Kompetenz an ihren Posten gekommen zu sein – inzwischen können die skatologischen Ausschließungsverfahren also auch Angehörige höherer Schichten zum Gegenstand haben.

18 Nussbaum: *Politische Emotionen*, S. 278f.

19 Rozin/Haidt/McCauley: *Disgust*, S. 770.

20 Vgl. Behr: *Alles Scheiße – oder was?*, S. 16.

21 Vgl. ebd., S. 25–27.

22 Vgl. Seepel: *Das skatologische Element im Volksbuch von Dyl Ulenspiegel*, S. 96.

In der Frühen Neuzeit spielen aber auch heute verloren gegangene Ebenen des Skatologischen eine wichtige Rolle, wie Italo Michele Battaferano anhand von Johann Beers *Narrenspital* zeigt: Die anti-melancholische Therapie benötigt das Skatologische als Auslöser eines eruptiven Bauch-Lachens, das dann – anders als das zivilisierte Gesichtslachen oder Lächeln – im Sinne der Humoralpathologie wieder zu einem Gleichgewicht der Körpersäfte führt, damit aber nicht nur zu einer Wiederherstellung der Gesundheit im medizinischen Sinne,²³ sondern auch im moralischen.²⁴ Ekelhaftes am falschen Ort produziert in manchen Fällen durchaus ein ›Vergnügen am Unerfreulichen‹,²⁵ so dass besonders in der Komödie immer wieder skatologische Elemente lächerliche Effekte hervorriefen – man denke nur an die überdimensionalen Klistierspritzen in Jacques Callots berühmten Zeichnungen zur *Commedia dell'arte*. Wenn eine Person in schickem Outfit in Hundekot tritt, entsteht der komische Effekt durch den plötzlichen Kontrast von Hohem und Niedrigem oder, wie Immanuel Kant es formulierte: »Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts.«²⁶ Ein solches Lachen über Ekelhaftes zerstört die Dignität des Verlachten und erhält subversiven Charakter, sei es im pubertären (überwiegend männlichen) Humor als Versuch einer Selbstbehauptung gegenüber der Erwachsenenwelt oder in der zivilisationskritischen bzw. geistfeindlichen Aufwertung alles Körperlichen.²⁷ Vor allem fungiert der Grobianismus im positiven wie negativen Sinne immer wieder als Zeichen vitaler Funktionen im Rahmen einer »nicht-offizielle[n] Volkskultur«,²⁸ wie sie Michail Bachtin anhand von Rabelais' *Gargantua und Pantagruel* vorgeführt hat und auch in der frühneuzeitlichen Genremalerei eine Rolle spielt. Vor allem aber erlebt eine solche Aufwertung des Skatologischen seit den 1980er Jahren in der Ästhetik des Abjekten eine Renaissance.²⁹

Trotz der ›Zivilisierung‹ und der hygienischen Revolution im 18. und 19. Jahrhundert finden sich auf allen Ebenen noch Beispiele des Skatologischen, nicht nur in Goethes berühmtem Zitat aus *Götz von Berlichingen* oder – drastischer – den Werken des Marquis de Sade. Mehr noch: Ein Blick in den Band *Bibliotheca Scatologica* von 1846 verrät eine ungebrochene Thematisierung unterschiedlichster skatologischer Aspekte, die dort mit

23 Vgl. für ein Bsp. aus dem frühen 18. Jh.: Paullini: *Neu=vermehrte, heylsame Dreck=Apotheke*.

24 Vgl. Battaferano: *Literarische Skatologie als Therapie der Melancholie*.

25 Vgl. Dedner: *Über das Vergnügen am Unerfreulichen in der Komödientheorie der Aufklärung*.

26 Kant: *Kritik der Urteilskraft*, S. 273.

27 Vgl. Rozin/Haidt/McCauley: *Disgust*, S. 769–770.

28 Bachtin: *Rabelais und seine Welt*. S. 194.

29 Vgl. Menninghaus: *Ekel*, S. 516–567.

wissenschaftlicher Akribie über alle Epochen, Textsorten und Fachgebiete hinweg aufgelistet werden.³⁰

Mit der Moderne setzt eine neue und sehr massive Faszination für das Skatologische ein, die heutzutage selbst in TV-Serien und in der Musik (von Pop bis Punk, von Hiphop bis Rap) Einzug gefunden hat. Auch die deutsche Literatur bietet im 20./21. Jahrhundert wieder zahlreiche Beispiele: in der Moderne und Weimarer Republik (z.B. Gottfried Benn, Bertolt Brecht, George Grosz, Erich Kästner, Thomas Mann u.a.), in der Nachkriegszeit (z.B. Heinrich Böll, Hans Magnus Enzensberger, Günter Grass, Siegfried Lenz und vonseiten der Wiener Gruppe) und mehr noch in der neueren und neuesten Literatur, einschließlich der Pop-Literatur im weitesten Sinn (Benjamin von Stuckrad-Barre, Wolf Haas, Charlotte Roche, Heinz Strunk u.a.).³¹ Den wohl prominentesten Ort haben Exkrememente und Skatologisches in den performativen und intermedialen Künsten gefunden, angefangen bei Friedrich Dürrenmatts *Herakles und der Stall des Augias*, über Werner Schwabs »Fäkaliendramen« und Elfriede Jelineks *Wut*, bis zum Wiener Aktionismus und Abject Art-Performances. Im Zwischenbereich von Literatur und Kunst bewegt sich auch Dieter Roth mit seinen abjekten Kunstwerken und ›Scheiße-Gedichten‹ im Umfeld von Konkreter Poesie und Wiener Gruppe. Zu denken wäre auch an andere Phänomene wie die zahlreichen Pubertäts- oder Trash-Komödien mit Toiletten-Humor, z.B. in den britischen TV-Serien *Bottom* oder *Jackass*, oder auch die skatologischen Elemente im Arthouse-Kino, so z.B. in Luis Buñuels *Das Gespenst der Freiheit* von 1974, Pier Paolo Pasolinis *Saló oder die 120 Tage von Sodom* von 1975 (nach dem Roman des Marquis de Sade), John Waters' *Polyester* von 1981, Herbert Achternbuschs *Das Gespenst* von 1982 und Alan Parkers *The Road to Wellville* von 1994 (nach einem Roman von T. Coraghessan Boyle), von denen doch einige Skandale ausgelöst haben und zum Teil (aus unterschiedlichen Gründen) mit der Zensur zu kämpfen hatten.³²

Eine besonders große Bedeutung erlangt skatologische Terminologie und Bildlichkeit in der Herstellung von ästhetischer Intensität, als Symbol des Todes (bzw. der Angst vor den Exkrementen als Angst vor der eigenen Sterblichkeit) und nicht zuletzt auch als Mittel einer Darstellung des Undarstellbaren, sei es angesichts der Grauen des Kriegs (z.B. in Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*), sei es der Shoah (Jakob Lind, Peter

30 [Anonym]: *Bibliotheca Scatologica*.

31 Vgl. Wilczek: »Ich find' dich scheiße«; Riedi: *Rhetorik der Ausgrenzung*, S. 70f.

32 Einen geradezu enzyklopädischen Überblick auf einen damit unmittelbar verbundenen Bereich bietet die Studie von Tschirbs: *Das Klo im Kino*.

Weiss u.a.). Zu denken ist nicht zuletzt auch an Wiesław Kielars *Anus mundi*, dessen Titel eine Bezeichnung für das Vernichtungslager Auschwitz ›zitiert‹. Mittelalterliche Höllenschilder mit Teufelsgestank und Ekelpoetik kehren wieder an der Grenze zum Verstummen, das der Horror von Krieg und Gewalt, Massenmord und Shoah auslöst, und haben dabei weder etwas mit einer volksculturellen Ästhetik des Vitalen und Abjekten noch mit mittelalterlichen religiösen Höllenvorstellungen zu tun, auch wenn solche Assoziationen abgerufen werden.

Der Rückenraum, so Hartmut Böhme, stehe als Ganzes für alles »Überraschende, Schreckhafte, Überfallartige«, mehr noch der ›Hintern‹ sei »mit vielen Tabus und folglich auch mit obszönen Ausdrücken und Lüsten besetzt«; es ist seit dem Mittelalter der prädestinierte Raum alles Teuflischen und Ort des Teufels selbst.³³ Mehr noch: Wenn auf den zahlreichen Gemälden zum Jüngsten Gericht die monströsen Teufel unablässig Sünder verzehren, so kommen sie damit nicht direkt in die Hölle, sondern werden folglich im Sinne einer ekelhaften ersten Strafe verdaut und als/wie Exkreme in die Hölle ausgeschieden. Dennoch rekuriert die Exkrement-Metaphorik in der Moderne wahrscheinlich vor allem auf Skatologie- und generell Körper-Diskurse seit dem 18. Jahrhundert, bei denen jede Störung der makellosen ›Hautfassade‹, jedes Sich-Offenbaren innerer Körpervorgänge durch den Austritt von Blut, Eiter, Erbrochenem und Fäkalien als doppelt ekelhaft empfunden wurde: nicht nur als anthropologische Angst vor Unreinheit und Ansteckung, sondern insbesondere auch als Signatur von »Verwundung, Zerstückelung, Alter, Tod«. ³⁴ Wo sich in Mittelalter und Früher Neuzeit noch die Humoralpathologie medizinisch über die Natur der Exkremente Gedanken machte und die Theologie feste und gasförmige Verdauungsprodukte als Bilder höllischer Bedrohung allegorisierte, werden sie zunehmend auch als hygienisches und medizinisches Problem erkannt und zu einer auch *philosophischen* Bedrohung, zu Chiffren des Inkommensurablen, damit aber auch zu einem ästhetischen Faszinosum, das auch die ›Scheiße‹ zu einem »habituelle[n] Ekelobjekt« werden lässt und den Ekel »als Form exkrementell-destruktiven und zugleich unschuldigen Genießens, das Ekelhafte als intermittierendes Sein des ›Wahren‹« feiert.³⁵ Die Exkrement-Metaphorik von Krieg und Shoah ist aber nicht mehr unmittelbar mit einer solchen postmodernen Ästhetik in Verbindung zu bringen, wo nicht eine Nivellierung unglaublicher Grausamkeit zumindest in Kauf

33 Vgl. Böhme: *Rückenfiguren bei Caspar David Friedrich*, S. 49–51, Zitat S. 50.

34 Menninghaus: *Ekel*, S. 123.

35 Ebd., S. 21f.

genommen wird. Und doch existiert ein Nexus vielleicht noch in der seit dem 18. Jahrhundert geläufigen Vorstellung, dass Primärerfahrungen wie Schrecken, Schmerz und Ekel als letzte Garanten von Authentizität und Wahrheit das Inkommensurable, rational kaum mehr Begreifbare darzustellen in der Lage seien.³⁶

Die große Unterschiedlichkeit der Beispiele und Bereiche des Skatologischen, das Spannungsfeld zwischen fiktionalen und faktualen Gattungen, disziplinären Diskursen und künstlerischen Traditionen, die Querverbindungen zu Empfindungen des Ekels und zu Kategorien des Hässlichen, lassen ein diffuses Feld entstehen. Es zeigt sich nicht erst in der Moderne als überaus heterogen und sperrig gegenüber einer umfassenden Philosophie des Skatologischen oder Ästhetik des Abjekten. Das Skatologische bleibt ein provokantes Signal mit unterschiedlichen Perspektiven und Funktionen, gespeist aus unterschiedlichen Traditionen, Philosophien und sozialpolitischen Vorstellungen. So müssen denn auch die Zugänge zum Thema erwartungsgemäß disparat sein: Die Diskussionen zur gesellschaftlichen und politischen Funktion, zur kulturellen, künstlerischen und ästhetischen Rolle von Exkrementen haben breiten Eingang gefunden in Theorien des Hässlichen (Umberto Eco u.a.),³⁷ des Ekels (Aurel Kolnai, Winfried Menninghaus u.a.)³⁸ und des Abjekten (Jean Clair, Julia Kristeva, Claudia Reiss u.a.),³⁹ außerdem in übergreifenden Zusammenhängen (Michail Bachtin, Dominique Laporte u.a.)⁴⁰ oder bei verwandten Phänomenen wie dem Kitsch (Milan Kundera), dem Geruch (Alain Corbin), dem Schmutz (Christian Enzensberger) und dem Müll.⁴¹ Erforscht wurde das Phänomen in der Ethnologie und Kulturanthropologie, Emotionsforschung⁴² und Biopolitik.⁴³ Doch auch das Umfeld der Exkremente darf nicht übersehen werden, wenn z.B. das Toilettenpapier, wie in der Schermesser-Episode von Grimmshausens *Simplificissimus*, der Nachttopf, wie bei E.T.A. Hoffmann,⁴⁴

36 Vgl. ebd., S. 544–546.

37 Vgl. Eco: *Die Geschichte der Häßlichkeit*, v.a. S. 135–150; vgl. auch Klemme (Hg.): *Im Schatten des Schönen*.

38 Vgl. Kolnai: *Ekel, Hochmut, Haß*; Menninghaus: *Ekel*.

39 Vgl. Clair: *Das Letzte der Dinge*; Kristeva: *Powers of Horror*; Reiß: *Ekel*.

40 Vgl. Bachtin: *Rabelais und seine Welt*; Laporte: *Eine gelehrte Geschichte der Scheiße*.

41 Vgl. Kundera: *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*, v.a. der sechste Teil (»Der Große Marsch«) mit dem berühmten Diktum: »Kitsch ist die absolute Verneinung der Scheiße [...]« (S. 228); Corbin: *Pesthauch und Blütenduft*; Enzensberger: *Größerer Versuch über den Schmutz*. Zum Müll in der Literatur vgl. das entsprechende Sonderheft der »Zeitschrift für deutsche Philologie« 133/2014.

42 Vgl. Rozin/Haidt/McCauley: *Disgust im Handbook of Emotions*.

43 Vgl. zusammenfassend Nussbaum: *Politische Emotionen*, S. 278, u.a. zu Rudolf Otto und Giorgio Agamben.

44 Vgl. Drescher: *Der Goldene Nachttopf*.

oder entsprechende Topographien, z.B. in Peter Handkes *Versuch über den stillen Ort*, thematisiert werden, so dass sowohl der ›material turn‹ als auch der ›topographic turn‹ in den Kulturwissenschaften wichtige Anregungen auch für die weitere Forschung geben können. Im weiteren thematischen Umfeld des Themas finden sich Studien über den Urin,⁴⁵ das Essen⁴⁶ und den Geruch.⁴⁷ Gerade der alten ›Volkskunde‹ war dieses Thema keineswegs fremd,⁴⁸ ebenso wenig den neueren Kulturwissenschaften, wenn z.B. Stephen Greenblatt »schmutzige Riten«⁴⁹ untersuchte und Hans Peter Duerr Norbert Elias' These vom Zivilisationsprozess in einer monumentalen Studie zu entkräften versuchte.⁵⁰ Das Skatologische hat speziell in den letzten Jahren zunehmend Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, was nicht zuletzt einer neuartigen Mischung aus Tabuisierung und Enttabuisierung geschuldet sein könnte, die bereits in der frühkindlichen Erziehung einsetzt: Kinder und Eltern werden durch eine Vielzahl von Publikation begleitet und unterstützt, die für einen natürlichen Umgang mit dem ›Stuhlgang‹ im doppelten Sinne plädieren.⁵¹ Solche ›Ent-Peinlichungen‹ gehören allerdings in den Bereich der Elternberatung bzw. Pädagogik, die zu einem nicht unwesentlichen Teil des editorischen Outputs über Verdauung und Ausscheidungen sowie über kindliche Gewöhnung an eine Toilettenbenutzung beiträgt. Hierzu zählen neben vielerlei Materialien zur Gesundheitserziehung auch wunderbare Kinderbücher wie *Der Kackofant* von Klaus Cäsar Zehrer und Fil oder *Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat* von Werner Holzwarth und Wolf Erlbruch. Noch der aktuelle Bestseller *Darm mit Charme* von Giulia Enders beweist allerdings, dass ein medizinisch-aufklärerischer Fokus das Thema zwar problemlos legitimiert, doch die Popularität dieses Buchs, das eben nicht Fach-, sondern Sachbuch ist, dürfte sich auch der Präsentation eines angeblichen Tabus – der Verdauung – verdanken: Bezeichnenderweise wurde die Autorin in TV-Talkshows

45 Vgl. Lebensztejn: *Pissing Figures 1280–2014*; s. als historisches Bsp. auch: Brian: *The pisse-prophet*.

46 Vgl. zuletzt Dell'Agli: *Essen als ob nicht*; Kashiwagi-Wetzel/Meyer: *Theorien des Essens*.

47 Vgl. Watson: *Der Duft der Verführung* (zu ekelhaften Gerüchen vgl. S. 139–168); Corbin: *Pesthauch und Blütenduft*.

48 Vgl. Englisch: *Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volksleben*.

49 Vgl. Greenblatt: *Schmutzige Riten*; Corbin: *Pesthauch und Blütenduft*; siehe z.B. auch Douglas: *Ritual, Tabu und Körpersymbolik*; dies.: *Reinheit und Gefährdung*.

50 Vgl. Duerr: *Nacktheit und Scham*, S. 211–241 zum skatologischen Bereich; Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation*.

51 Vgl. zuletzt die mit dem ›German Design Award‹ ausgezeichnete Ausstellung *Scheiße sagt man nicht* im Freilichtmuseum Detmold 2016 mit der Publikation von Carstensen/Stiewe (Hgg.): *Orte der Erleichterung*; außerdem die Ausstellung *Alles Scheiße* im Forum Pfalzmuseum für Naturkunde, Bad Dürkheim, 30.5.2018–23.6.2019 sowie das dem Zoologischen Garten der Isle of Wright angeschlossene National Poo Museum.

immer wieder dazu aufgefordert, speziell die Prozesse im Enddarm und das Funktionieren des Schließmuskels in ihrer charmanten Art zu erläutern.

Der literarische und künstlerische Bereich hat eine Phase ›anti-bürgerlicher‹ skatologischer Skandale hinter sich gebracht; eine Entwicklung, die zusammen mit gesundheitlicher Aufklärung und einer Enttabuisierung des Körperlichen zu einem inzwischen deutlich entspannteren Umgang mit dem Thema geführt hat, nicht ohne dass das abstoßende Potenzial dieses Themas völlig verschwunden wäre. Gerade die technisch immer professionelleren hygienischen Maßnahmen sorgen für ein Verschwinden der Exkreme aus dem Alltag, aber nicht aus der Sprache, Literatur und Kunst (und der Wissenschaft davon). Allerdings scheint es problematisch, allzu großzügig überzeitliche und transkulturelle, also anthropologische Konstanten zu behaupten. Der diskursive, z.B. satirische oder kritische, Einsatz von Scheiße ist nicht zu allen Epochen gleich, äußere Anlässe (z.B. als Folge von Seuchen), medizinische und technische Fortschritte, aber auch philosophische oder künstlerische Umbrüche verändern immer wieder die Einstellungen zur ›Scheiße‹. Aber auch die Begriffe selbst ändern sich – so spricht man beispielsweise im Mittelalter von ›drec‹ und nur im Fall einer Diarrhö von ›schîze‹. Es gibt, wie bereits gesagt, eine oder mehrere, dann auch immer wieder widersprüchliche Geschichte(n) der Objekte und der mit ihnen verbundenen Körperteile, Gegenstände und Lokalitäten, der Begriffe und der Sprachverwendung, der Medizin, Hygiene und anderer jeweils relevanter Diskurse, der Aneignungen in Literatur und Kunst – und so weiter.

Das manchmal überaus diffuse Grenzgebiet zwischen Tabu und Enttabuisierung, zwischen skandalöser Bedeutung und habitueller Gewöhnung an das Skatologische kann man wohl nirgendwo besser beobachten als im Schimpfwortgebrauch. So hat die Linguistik die Malediktologie schon lange für sich als wichtiges Feld erkannt,⁵² sodass fast drei Jahrzehnte mit dem »International Journal of Verbal Aggression« ein eigenes Periodikum im thematischen Umfeld erschien. Hans-Martin Gaugers *Kleine Linguistik der vulgären Sprache* bietet einen populär geschriebenen Überblick; selbstverständlich existieren darüber hinaus neben zahllosen teils trivialen Schimpfwörterlexika auch ein inzwischen guter Fundus an Untersuchungen zum nationalen wie regionalen Schimpfwortgebrauch sowie andere sprachhistorische bzw. linguistische Untersuchungen mit wissenschaftlichem Anspruch.⁵³

52 Vgl. exemplarisch: Gutzmann: *Expressive modifiers*; Schmiedt: *Analrhetorik*; Technau: *Beleidigungswörter*.

53 Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*. Vgl. auch Aman: *Bayrisch-Österreichisches Schimpfwörterbuch*; Freud: *Handbuch der Beschimpfungen*; Löttscher: *Lappi, Lööli, blöode Siech*.

Mit malediktologischen Untersuchungen beginnt auch der vorliegende Themenschwerpunkt, der bei weitem kein erschöpfendes Spektrum der skatologischen Phänomene in Sprache und Literatur bietet, sondern nur punktuell einhaken kann, um prägnante Phänomene zur Diskussion zu stellen. Dennoch bieten die Einzelstudien eine breite thematische Palette, von der deutschen und verschiedenen slawischen Sprachen bis hin zur deutschsprachigen und internationalen Literatur seit der Frühen Neuzeit. Dies gilt auch für die methodischen Ansätze und Genres, die von klassischen Aufsätzen bis zu einem fiktiven Dialog, von klassisch hermeneutischen bis zu poststrukturalistischen Ansätzen reichen. Den Beginn machen die sprachwissenschaftlichen Überlegungen zum Thema.

Oksana Havryliv, die bereits Buchpublikationen zur pejorativen Lexik und zur verbalen Aggression vorgelegt hat,⁵⁴ bietet einen ersten grundlegenden Überblick zu *Skatologismen in aggressiven Sprechakten*, mit einer an John R. Searle orientierten Terminologie und Methodik. Sie präsentiert verschiedene Kategorien skatologischer und koprologischer Lexik, unterschieden z.B. nach Vulgarismen oder Beschimpfungen, direkter oder übertragener Bedeutung und Wortbildungsform, um im dritten Kapitel ein breites Spektrum von Sprechakten vorzustellen, in denen skatologische Lexik eine Rolle spielt. Für eine solche Untersuchung erweise sich die deutsche Sprache besonders geeignet, da in ihr das Skatologische im pejorativen Sprachgebrauch als dominant gelten könne, auch wenn Vermischungen mit der sexuellen Sphäre möglich seien, die in vielen anderen Sprachen den Hauptfundus pejorativer Begriffe bildet. Diese Tatsache macht vergleichende Untersuchungen zum Schimpfwortgebrauch im Allgemeinen und zum skatologischen Anteil zu einem besonders interessanten, aber immer wieder auch kontrovers diskutierten Feld, gerade auch im Sprachvergleich.

Die folgenden drei Studien widmen sich skatologischem Sprachgebrauch im Tschechischen, Polnischen und in südslawischen Sprachen. **Jana Hofmannová** untersucht in ihrem Beitrag *Kontrastive Phraseologie deutsch-tschechisch am Beispiel der Komponente ›Arsch‹* Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen diesen beiden Sprachen, indem ausgehend von deutschsprachigen Begriffen oder Wendungen nach tschechischen Entsprechungen gesucht wird. Bei weniger als einem Drittel der Beispiele finden sich völlige oder partielle Äquivalente, das gleiche gilt für die Nulläquivalenz, also das Fehlen einer adäquaten Entsprechung, während sich die Mehrheit

Schimpfen und Fluchen im Schweizerdeutschen. Für ein frühes Bsp. s.: [Anonym:] *Deutsches Schimpfwörterbuch.*

54 Vgl. Havryliv: *Pejorative Lexik*; Havryliv: *Verbale Aggression.*

der Befunde in einem diffusen Feld von rein semantischen Äquivalenzen ohne vergleichbare Bedeutung befinde. Damit legt diese Studie einen weiteren Grundstein für die sprachvergleichende Erforschung pejorativer und speziell skatologischer Lexik. **Anna Gondek** und **Joanna Szczęk** widmen sich in ihrer vergleichenden Studie *Zum semantischen Feld Defäkation im Deutschen und im Polnischen* den Lexemen ›Scheiße‹ und ›gówno‹ sowie ihren vulgaristischen bis euphemistischen Umschreibungen. Für beide Sprachen konstatieren die Verfasserinnen eine zunehmende Enttabuisierung im jeweiligen Wortfeld, was auf das Verblässen ihrer wörtlichen und früher sehr vulgären Bedeutung zurückgeführt wird. Zugleich seien sie jedoch immer noch als Mittel zur Ausdruckssteigerung geeignet, womit ein Forschungsproblem angerissen wird, das auch den vierten linguistischen Beitrag beschäftigt. **Bojan Perić** greift in seinem Beitrag *Bedeutsame Defäkation, unbedeutende Kopulation. Semantische und pragmatische Unterschiede zwischen südslawischen und deutschen Maledikta* den hier auch für andere slawische Sprachen konstatierten Unterschied im pejorativem Sprachgebrauch gegenüber dem Deutschen auf. Eine stichprobenartige Befragung anhand eines kleinen Samples von Maledikta sollte Aussagen zur Einschätzung über den Stärkegrad der Beleidigung ergeben. Hieraus ergab sich die paradoxe These, dass die Probanden keine einheitlichen Bewertungen abgaben, sondern südslawische sexuelle Flüche mal als beleidigend, mal als humoristisch-kreativ ansahen, dass also laut Verfasser soziolinguistische Kriterien zur Erklärung dieser Differenz herangezogen werden müssen, zugleich aber auch von einer (weitgehenden) Desemantisierung der Maledikta im Südslawischen auszugehen sei, selbst wenn Referenzen auf Vergewaltigung oder sogar den Holocaust verwendet würden. Im Deutschen hingegen blieben Reste der ursprünglichen Bedeutung des Schimpfworts im Bewusstsein erhalten, was einigermassen vom Befund von Gondek und Szczęk abweicht. Die unterschiedlichen Befunde könnten sich aus dem Vergleich mit unterschiedlichen slawischen Sprachen ergeben.

Insgesamt zeigen diese meist sprachvergleichend angelegten Studien die Ergiebigkeit einer linguistischen Skatologieforschung und die Notwendigkeit einer weiteren Erforschung der Bedeutungsgenerierung bei Maledikta. Die zahlreichen regionalen oder interkulturellen Schimpfwörterbücher dürfen nicht den Eindruck entstehen lassen, dass bereits ein gesichertes Forschungsfeld vorliegt. Grundsätzlich wünschenswert wären u.a. weitere Untersuchungen, die einerseits ausgehend von den Fragen, die die hier gedruckten Beiträge aufwerfen, in komparatistischer Sicht wissenschaftlich valide empirische Studien und weitergehende theoretische Reflexionen unternehmen. Für die sexuellen Vulgarismen, speziell im Wortfeld des ›Motherfuckers‹, wäre zudem aktuell zu untersuchen, inwieweit nicht auch

bestimmte Jugend- und Subkulturen (z.B. im Umfeld von Rap und Hiphop) eventuelle regionale Besonderheiten überlagern und transformieren. Vor allem zeigt die bisherige Diskussion die Notwendigkeit, das prekäre Verhältnis von Entsemantisierung und expressiver Funktion der Maledikta – die auch bei fraglicher Referenzialität eindeutig menschenverachtende (misogyne, rassistische) Effekte aufweisen können – weiter zu erforschen.

Methodische wie gerade auch historische Probleme und Reflexionen präsentieren die hier abgedruckten Beiträge mit literaturwissenschaftlichem Fokus. Fast durchgängig steht die ›kritische‹ Funktion des skatologischen Diskurses im Mittelpunkt, doch mit sehr unterschiedlichen Akzenten. **Andrea Grafetstätter** argumentiert in ihrem Beitrag zur *Inszenierung von Fäkalkomik auf der frühneuzeitlichen Fastnachtspielbühne* auf mehreren Ebenen: Die skatologischen Elemente rekurrierten erstens kritisch auf die hygienischen Zustände und damit die Ratspolitik in diesem speziellen Fall, sie seien zweitens topisch im Rahmen der Satire bzw. der Sozialkritik, und seien drittens auf einer allgemeineren Ebene – in Anlehnung an Bachtins Rabelais-Buch – als Ausdruck des Karnevalesken und einer entfesselten Körperlichkeit zu sehen. Diese dient teils als Möglichkeit einer kanalisierten Abfuhr von Aggressionen, teils aber auch als Moment einer ernstzunehmenden Kritik an der Obrigkeit, als rebellisches Ausagieren des Niederen und Diffamierung der Oberen. Nicht nur die verbale Fäkalkomik, sondern auch ihr zumindest pantomimisches Ausagieren präsentierten eine befristete Präsenzkultur, die dann in den gedruckten Fastnachtsspielen wenigstens noch einen leichten Nachhall fände. **Artur R. Boelderl** schließt in seinem Beitrag *Ganz schön in der Scheiße. Zum Diskurs der ›Skatontologie‹ zwischen Philosophie und Literatur nach Marquis de Sade* an das Grundproblem an, dass die Versprachlichung des Skatologischen einerseits eine Differenz zu den Fäkalien darstellt, andererseits gerade im Sprachlichen eine ungeheure neue Wirkung entfaltet werden kann, für die Marquis de Sade eine wesentliche Grundlage geschaffen hat. Dass geschriebene Scheiße zwar nur Fäkalie ›zweiter Ordnung‹ sei, aber trotzdem in der Imagination umso nachhaltiger ihren Geruch verströmt, zeigen seine Texte nicht nur durch die reine Erwähnung solcher skatologischer Fakten, sondern im Versuch, die Grenzen der Aussagemöglichkeiten genau in diesem Feld zu sprengen. Das Begehren der Figuren äußert sich damit nicht nur semantisch, sondern der Körper selbst werde hier zur Sprache gebracht, so dass auch hier ein Präsenzeffekt entsteht. Diese Textverfahren legen die Grundlage zunächst für George Bataille, dann aber auch für so unterschiedliche Autoren wie Günter Grass, Werner Kofler und Peter Handke, der im *Versuch über den stillen Ort* der Sprache eine ›logorrhöische Struktur‹ gegeben habe.

Torsten Voß beschreibt in seinem Beitrag ›*Heilige Scheiße*‹. *Formen der skatologischen Polemik im literarischen Katholizismus Léon Bloys und Theodor Haeckers* einen wenig beachteten Aspekt: die katholische Moderne und ihre Zeitkritik als dezidiert skatologische Polemik. Das affektiv-skatologische Sprechen resultiert aus Bloys Selbsteinschätzung als apokalyptischer Gottesstreiter, führt aber zu literarischen Texten, die stark beeinflusst sind durch Lautréamonts *Chants de Maldoror* und Charles Baudelaires Werke, durch Grotteske und Grobianismus, so dass sich der Autor zwar an einem breiten literarischen Fundus orientiert, aber dennoch nicht als Künstler gesehen werden wollte. Haecker, der nur kurz als Kontrastfigur dient, verfolgt eine ähnliche Strategie: die Verwendung eruptiver Sprache und ›sakraler Skatologie‹ im Rahmen einer Selbstinszenierung. Während Bloy (und weniger einprägsam Haecker) das Bürgertum in Schlamm und Exkrementen versinken sah und mit modernistischster Rhetorik gegen das olfaktorische Armageddon der Aufklärung anzukämpfen versuchte, wird auch an anderer Stelle im 20. Jahrhundert ähnliches Vokabular im Kulturkampf aktiviert. **Tanja Angela Kunz** geht in ihrem Beitrag *Die Moral der Abwässer. Emil Staigers Kloakenschelte und Hugo Loetschers Antizipation einer ironischen Gleichung* von Staigers umstrittener Rede im Zürcher Schauspielhaus aus. Der Star-Germanist der ersten Nachkriegszeit schwang sich dort zu einer harschen Polemik gegen die aktuelle Literatur auf, die das ›Niedere‹ als Bild der Welt verkaufe. In seiner Fixierung auf die Ästhetik und die Schönheitsideale der Goethezeit wird für ihn die Gegenwartsliteratur zur ›Kloakenliteratur‹. Kunz skizziert diesen Literaturstreit und kontextualisiert ihn mit Loetschers Roman *Abwässer*, der einige Jahre zuvor erschienen ist, aber bereits die von Staiger verwendete Denkfigur teilweise parodistisch konterkariert. Dort wird das Abwassersystem zum Ort der Subversion gegenüber einer nur scheinbar sauberen Oberwelt. Die Kloake ist das Verdauungsorgan der Oberwelt, der Abwasserinspektor eine Jokerfigur, die sich nicht nur um die Fäkalien, sondern auch um die aus der Gesellschaft Ausgestoßenen kümmert. Anders als bei den in den anderen Beiträgen vorgeführten literarischen Beispielen führt das skatologische Thema bei Lötscher nicht zu eklatanten ästhetischen Konsequenzen; es bleibt die polemische Volte, dass die Gesellschaft niemals wird ›Sauberkeit‹ produzieren können, höchstens Kläranlagen. Wenn hier Sauberkeit als moralische Metapher stark gemacht wird, so darf dies in der Moderne eher als Ausnahmefall gelten, selbst wo keine Ästhetik der (skatologischen) Entgrenzung auf dem Programm steht. **Iris Meinen** beschreibt in ihrem Beitrag *Entgrenzte Körper. Zur Darstellung von Körperausscheidungen in der Neuen Deutschen Pöpliteratur*, mit Schwerpunkt auf Charlotte Roches *Feuchtgebieten* und Heinz Strunks *Fleckenteufel*,

den zivilisationskritischen Impuls in der Darstellung entgrenzter Körper, die die Kontrolle über die Grenze zwischen Innen und Außen verloren haben. Die Einhaltung zivilisatorischer Standards durch strikte Kontrolle der Affekte und der Körperfunktionen wird in zweierlei Weise durchkreuzt. Bei Roche findet eine dezidierte Auflehnung gegen Normierungszwänge statt, indem tabuisierte Körperöffnungen und zudem Verletzungen dieser Öffnungen, das Ausscheiden von Körperflüssigkeiten und deren Aufnahme ausführlich beschrieben werden, während Strunk eine Variante der Adoleszenzgeschichte präsentiert, in der die Ausscheidungsprobleme des Protagonisten eine zentrale Rolle spielen. Meinen sieht hier eine popkulturelle Hyperstilisierung am Werk, in der Konventionen der Jugendkultur und Schönheitsindustrie, die auf eine Entkörperlichung des Körpers abzielen, bewusst durchkreuzt werden.

Den Abschluss macht **Johannes Ullmaier** mit seinem experimentellen Text *Infinite Shit. Über eine Buch-Evolution von Dieter Roth*, der in Form eines fiktiven Dialogs über den Schriftsteller, Aktions- und Objekt-Künstler Dieter Roth nicht nur dessen verschiedene skatologische Projekte anspricht, sondern vor allem das Projekt seiner infiniten Produktion von Büchern beleuchtet, dessen Grundsteine die Bände *scheiße* von 1966 und das vom Luchterhand-Verlag zurückgezogene und dann mit neuem Umschlag von einem Kleinverlag vertriebene *Frühe Schriften und typische Scheisse* von 1973 bildete. Roth experimentierte künstlerisch mit Verfallsprodukten, die ihrem Schicksal überlassen wurden und so den Faktor Zeit mit inszenierten, was in anderer Weise auch für das Buchprojekt galt, das (einer autopoetischen Überlieferung zufolge) in exponentiell ansteigenden, mathematisch kalkulierbaren Ausuferungen immer neue Varianten des ›Scheisse‹-Titels tragen sollte. Damit wird das Buch in seiner Serialität und Medialität inszeniert, zugleich zeigen bereits die immer wieder eingearbeiteten gestalterischen, graphischen und malerischen Elemente den Rahmen des Gesamtkunstwerks auf, als das nicht nur das Buch, sondern auch das Projekt zu verstehen war. Hiermit schließt sich der Bogen zu den anderen literaturwissenschaftlichen Beiträgen im Band, in denen die Fokussierung auf die Entgrenzungen des Körpers immer wieder zu einer Entgrenzung des Texts führte. Das Skatologische ist zumindest in der Moderne nicht nur eine provokative und produktive Metapher, sondern auch ein wesentlicher Katalysator für ästhetische Experimente an der Grenze des Zeig- und Sagbaren und damit Ausgangspunkt zu einer (Selbst-)Reflexion des Buchs als transmedialen Phänomens.

Die Herausgeber danken Julie N. Heinrichs, Adriana Zdrzalek, Laura M. Gros und Jelena Spreicer für die Unterstützung bei Recherche, Materialbeschaffung und Korrekturen.

Literaturverzeichnis

- [Anonym:] *Bibliotheca scatologica ou Catalogue raisonné des livres traitant des vertus faits et gestes de très noble et très ingénieux Messire Luc (A Rebours), Seigneur de la chaise et autres lieux, même de ses descendants et autres personnages de lui issus: ouvrage très utile pour bien et proprement s'entretenir es-jours gras de carême-prenant; disposé dans l'ordre des lettres K, P, Q. Scatopolis: Marchands d'Aniterges 5850 [korrekte Angabe: Paris: Bonaventure et Ducassoit 1846].*
- [Anonym:] *Deutsches Schimpfwörterbuch oder die Schimpfwörter der Deutschen. Zum allgemeinen Nutzen gesammelt und alphabetisch geordnet, nebst einer Vorvor-, Vor- und Nachrede von Mir. Selbst.* Arnstadt: Meinhardt 1839.
- Aman, Reinhold: *Bayrisch-Österreichisches Schimpfwörterbuch.* München: Süddeutscher Verlag [1972] u.ö. Zuletzt: München: Allitera 2005.
- Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987.
- Battafarano, Italo Michele: *Literarische Skatologie als Therapie der Melancholie. Johann Beers »Der Berühmte Narren-Spital«.* In: *Glanz des Barock. Forschungen zur deutschen als europäischer Literatur.* Hg. ders. Bern u.a.: Peter Lang 1994, S. 370–391.
- Bayless, Martha: *Sin and Filth in Medieval Culture. The Devil in the Latrine.* New York, London: Routledge 2012.
- Behr, Hans-Joachim: *Alles Scheiße – oder was? Vorkommen und Funktion von Exkrementen in literarischen Texten der Frühen Neuzeit.* In: *Nahrung, Notdurft und Obszönität in Mittelalter und Frühe Neuzeit.* Hg. Andrea Grafetstätter. Bamberg: University of Bamberg Press 2013, S. 11–32.
- Ben-Levi, Jack; Jones, Lesley C.; Taylor, Simon; Houser, Craig (Hgg.) *Abject Art. Repulsion and Desire in American Art. Selections from the Permanent Collection.* New York: Whitney Museum of American Art 1993.
- Benthien, Claudia: *Haut. Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse.* Reinbek: Rowohlt 1999.
- Böhme, Hartmut: *Rückenfiguren bei Caspar David Friedrich.* In: *Caspar David Friedrich. Deutungen im Dialog.* Hg. Gisela Greve. Tübingen: Ed. Diskord 2006, S. 49–95.
- Bote, Hermann: *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel.* Nach dem Druck von 1515 mit 87 Holzschnitten. Hg. Wolfgang Lindow. Stuttgart: Reclam 1978.
- Bourke, John G.: *Scatologic Rites of All Nations. A Dissertation upon the Employment of Excrementitious Remedial Agents in Religion, Therapeutics, Divination, Witchcraft, Love-Philters, etc., in all Parts of the Globe.* Washington, DC: Lowdermilk & Co. 1891 [dt. Übers.: *Das Buch des Unrats.* Mit einem Geleitwort von Sigmund Freud. Frankfurt/M.: Eichborn 1992].
- Brian, Thomas: *The pisse-prophet, or, Certaine pisse-pot lectures Wherein are newly discovered the old fallacies, deceit, and juggling of the pisse-pot science, used by all those (whether quacks and empiricks, or other methodicall physicians) who pretend knowledge of diseases, by the urine, in giving judgement of the same.* London: E. P[ur]slowe], R. Thrale 1637.
- Carstensen, Jan; Stiewe, Heinrich (Hgg.): *Orte der Erleichterung. Zur Geschichte von Abort und Wasserklosett.* Petersberg: Imhof 2016.
- Clair, Jean: *Das Letzte der Dinge oder Die Zeit des großen Ekels. Ästhetik des Sterkoralen.* Wien: Passagen 2004.

- Cohen, William A.; Johnson, Ryan (Hgg.): *Filth: Dirt, Disgust, and Modern Life*. Minneapolis, London: University of Minnesota Press 2004.
- Corbin, Alain: *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs*. Frankfurt/M.: Fischer 1992.
- Cueni, Claude: *Illustrierte Geschichte der Scheiße. 5000 Jahre WC Kultur, Scheißkunst, Graffiti, Zitate*. Lohne: Script Avenue 2017.
- Dedner, Burghard: *Über das Vergnügen am Unerfreulichen in der Komödientheorie der Aufklärung*. In: »Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft« 1984, S. 7–42.
- Dell'Agli, Daniele (Hg.): *Essen als ob nicht. Gastrosophische Modelle*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009.
- Dikmen, Şinasi: *Bölls Tod in Deutschland*. In: »Vice Versa« 34 (Sept./Okt. 1991), S. 24 [wieder abgedruckt in: *Hurra, ich lebe in Deutschland*. München: Piper 1995].
- Douglas, Mary: *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- Douglas, Mary: *Ritual, Tabu und Körpersymbolik*. Frankfurt/M.: Fischer 1974.
- Drescher, Dan: *Der Goldene Nachtopf: Beobachtungen zu einem Motiv von Herodot bis García Márquez*. Göttingen: Duehrkohp & Radicke 2005.
- Dundes, Alan: *Life is Like a Chicken Coop Ladder. A Portrait of German Culture Through Folklore*. New York: Columbia University Press 1984.
- Dundes, Alan: *Sie mich auch! Das Hinter-Gründige in der deutschen Psyche*. Weinheim, Basel: Beltz 1985 [Taschenbuchausgabe: München: dtv 1987].
- Duerr, Hans Peter: *Der Mythos vom Zivilisationsprozess*. Bd. 1: *Nacktheit und Scham*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- Eco, Umberto (Hg.): *Die Geschichte der Häßlichkeit*. München: Hanser 2007.
- Elias, Norbert: *Über den Prozeß der Zivilisation*. 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976.
- Englisch, Paul: *Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volksleben*. Stuttgart: Julius Püttmann 1928.
- Enzensberger, Christian: *Größerer Versuch über den Schmutz*. Frankfurt/M. u.a.: Ullstein 1980.
- Faber, René: *Anrühig. Von Donnerbalken, Nachtvasen und Kunstfuzern*. München: Knauer 1992.
- Freud, S.[ebastian]: *Handbuch der Beschimpfungen*. München: Bassermann 2007.
- Furrer, Daniel: *Geschichte des stillen Örtchens*. Darmstadt: Primus 2010.
- Gauger, Hans-Martin: *Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache*. München: C. H. Beck 2012.
- Grafetstätter, Andrea (Hg.): *Nahrung, Notdurft und Obszönität in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Bamberg: University of Bamberg Press 2013.
- Greenblatt, Stephen: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*. Berlin: Wagenbach 1991.
- Gutzmann, Daniel: *Expressive modifiers and mixed expressives*. In: »Empirical Issues in Syntax and Semantics« 8 (2011). Hgg. Olivier Bonami, Patricia Cabredo Hofherr, S. 123–141. <<http://www.cssp.cnrs.fr/eiss8/gutzmann-eiss8.pdf>> (Zugriff: 1.9.2018).
- Havryliv, Oksana: *Pejorative Lexik. Untersuchungen zu ihrem semantischen und kommunikativ-pragmatischen Aspekt am Beispiel moderner deutschsprachiger, besonders österreichischer Literatur*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2003.
- Havryliv, Oksana: *Verbale Aggression. Formen und Funktionen am Beispiel des Wienerischen*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2009.

- Kammel, Frank Matthias: *Lebensgenuss, Analmetaphorik und moralisierender Spott. Eine Schnupftabakdose des späten 18. Jahrhunderts im kulturgeschichtlichen Kontext*. In: »Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums« 2007, S. 137–160.
- Kant, Immanuel: *Kritik der Urteilskraft*. In: ders.: *Werke in 12 Bänden*. Bd. 10. Hg. Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977, S. 73–453.
- Kashiwagi-Wetzel, Kikuko; Meyer, Anne-Rose (Hgg.): *Theorien des Essens*. Berlin: Suhrkamp 2017.
- Ketelsen, Thomas: *Duftmarken am Bau. Signaturen, streunende Hunde und Anstandsfragen in holländischen Kirchenbildern des 17. Jahrhunderts*. In: Ausstellungskatalog *Holländische Kirchenbilder*. Hamburg: Hamburger Kunsthalle 1995, S. 66–68.
- Klemme, Heiner (Hg.): *Im Schatten des Schönen. Die Ästhetik des Hässlichen in historischen Ansätzen und aktuellen Debatten*. Bielefeld: Aisthesis 2006.
- Kolnai, Aurel: *Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- Kristeva, Julia: *Powers of Horror. An Essay on Abjection*. New York: Columbia University Press 1982.
- Kundera, Milan: *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*. München: Süddeutsche Zeitung 2004.
- Laporte, Dominique: *Eine gelehrte Geschichte der Scheiße*. Frankfurt/M.: Frankfurter Verlags-Anstalt 1994.
- Lebensztejn, Jean-Claude: *Pissing Figures 1280–2014*. New York: David Zwirner 2017.
- Lewin, Ralph A.: *Merde. Excursions in Scientific, Cultural and Socio-Historical Coprology*. New York 1999.
- Lötscher, Andreas: *Lappi, Lööli, blööde Siech. Schimpfen und Fluchen im Schweizerdeutschen*. Frauenfeld, Stuttgart: Huber 1980.
- Mauthner, Felix: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. Bd. 1: *Zur Sprache und zur Psychologie*. 3. Aufl. Stuttgart, Berlin: J. G. Cotta Nachf. 1921.
- Menninghaus, Winfried: *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.
- Mettler, Michel; Rogger, Basil; Weber, Peter; Widmer, Ruedi; Zweifel, Stefan (Hgg.): *Holy Shit. Katalog einer verschollenen Ausstellung*. Zürich: Diaphanes 2016.
- Müller, Johannes: *Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts*. Bern: Peter Lang 1988.
- Museum für Scheiße. <<https://www.scheisse-museum.de>> (Zugriff: 1.9.2018).
- Nussbaum, Martha C.: *Politische Emotionen. Warum Liebe für Gerechtigkeit wichtig ist*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2016.
- Paullini, Kristian Frantz: *Neu= vermehrte, heylsame Dreck= Apotheke, wie nemlich mit Koth und Urin fast alle, ja auch die schwerste, giftigste Kranckheiten und bezauberte Schäden vom Haupt biß zun Füßen, inn= und äusserlich, glücklich curiret worden*. 2 Bde. Stuttgart: Verlag von J. Schaible; Leipzig: Expedition des Klosters 1847 [1714].
- Pfeifer, Herbert: *Das große Schimpfwörterbuch*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Eichborn 1997.
- Reiß, Claudia: *Ekel. Ikonographie des Ausgeschlossenen*. Dissertation Universität Duisburg-Essen 2007. <https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00020265> (Zugriff: 1.9.2018).
- Reyes, Alina: *Poupée, anale nationale*. Cadeilhan: Zulma 1998.
- Riedi, Eva: *Rhetorik der Ausgrenzung. Die Ästhetisierung des Alltags in der deutschen Pop-Literatur der 1990er Jahre*. Dissertation Universität Fribourg 2008. <<https://doc.rero.ch/record/10682/files/RiediE.pdf>> (Zugriff: 1.9.2018).

- Rollfinke, Dieter; Rollfinke, Jacqueline: *The Call of Human Nature. The Role of Scatology in Modern German Literature*. Amherst: University of Massachusetts Press 1986.
- Rozin, Paul; Haidt, Jonathan; McCauley, Clark R.: *Disgust*. In: *Handbook of Emotions*. 3. Aufl. Hgg. Michael Lewis, Jeannette M. Haviland-Jones, Lisa Feödmann Barrett. New York, London: Guildford 2008, S. 757–776.
- Schmidt, Josef; Simon, Mary: *Holy and Unholy Shit. The Pragmatic Context of Scatological Curses in Early German Reformation Satire*. In: *Fecal Matters in Early Modern Literature and Art. Studies in Scatology*. Hgg. Jeff Persels, Russel Ganim. Aldershot, GB; Burlington, VT: Ashgate 2004, S. 109–117.
- Schmiedt, Helmut: *Analrhetorik. Zur literarischen Karriere von etwas, über das man nicht spricht*. »Wirkendes Wort« 50 (2000), Heft 3, S. 337–346.
- Seepel, Horst-Joachim: *Das skatologische Element im Volksbuch von Dyl Ulenspiegel*. In: »Eulenspiegel-Jahrbuch« 38 (1998), S. 93–129.
- Shrager, Sidney: *Scatology in Modern Drama*. New York: Irvington 1982.
- Tschirbs, Philipp Alexander: *Das Klo im Kino*. Berlin: Lit 2006.
- Ugrešić, Dubravka: *My American Fictionary*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- Watson, Lyall: *Der Duft der Verführung. Das unbewusste Riechen und die Macht der Lockstoffe*. Frankfurt/M.: S. Fischer 2001.
- Werner, Florian: *Dunkle Materie. Die Geschichte der Scheiße*. München: Nagel & Kimsche 2011.
- Wilczek, Reinhard: »Ich find' dich scheiße«. *Anmerkungen zur (literarischen) Analkultur der Gegenwart*. »Wirkendes Wort« 52 (2002), Heft 1, S. 138–148.

Oksana Havryliv | Universität Wien, oksana.havryliv@univie.ac.at

Skatologismen in aggressiven Sprechakten

1. Einleitung

Im Anschluss an das Konzept der ›expressiven Sprechakte‹ von John R. Searle,¹ die Gefühle und Einstellungen der sie verwendenden Person zum Ausdruck bringen, bezeichne ich Sprechakte, die primär zum Abreagieren negativer Emotionen und/oder zur Beleidigung eingesetzt werden, als aggressive Sprechakte. Zu den aggressiven Sprechakten zähle ich: Beschimpfung, Fluch, Verwünschung, Drohung und aggressive Aufforderung. Im breiten Sinne gehören dazu auch beleidigende Äußerungen und Vergleiche sowie Emotions- und Situationsthematisierungen, die von Befragten auch als Äußerungen verbaler Aggression identifiziert werden.

Skatologische oder koprologische Lexik (von griech. skor, skatos bzw. kopros – ›Stuhl‹) umfasst Wörter, die sich im breiten Sinne auf Ausscheidungsprodukte des menschlichen Körpers (Stuhl, Harn, Nasenschleim, Sperma, Speichel usw.) und entsprechende Vorgänge beziehen.

Im Beitrag werden strukturell-semantische und pragmatische Besonderheiten der Skatologismen im Deutschen, ihr Gebrauch in aggressiven Sprechakten und ihr Funktionsspektrum vorgestellt. Die empirische Grundlage bilden schriftliche (538 Personen) und mündliche (72 Personen) Umfragen (insg. 610 Wienerinnen und Wiener zwischen 14 und 90 aus verschiedenen sozialen Gruppen) im Rahmen zweier FWF-Forschungsprojekte (2006–2008 und 2012–2017), sowie literarische Texte und Zeitungsberichte.

1 Searle: *Intentionalität*, S. 221.

Im engen Sinne wird darunter diejenige Lexik verstanden, die sich auf den fäkal-analen Bereich bezieht und auf die sich mein Beitrag beschränkt. Als skatologische Kernlexeme betrachte ich dabei ›scheißen‹, ›Scheiße‹ (sowie mildere Varianten ›Dreck‹, ›Mist‹, ›Kacke‹) und ›Arsch‹, die zur Bildung einer Reihe strukturell-abgeleiteter (formeller) oder semantisch abgeleiteter Pejorativa sowie idiomatischer Wendungen dienen und in aggressiven Sprechakten anzutreffen sind.

Die Liste skatologischer Wörter und Wendungen ist in vielen Sprachen lang und kann mit der Abneigung gegen den Schmutz erklärt werden, die vielen Kulturen eigen ist und mit uralten Tabus zusammenhängt. Dennoch lassen sich Kulturen und dementsprechend Sprachen hervorheben, in denen dem Skatologischen eine besondere Rolle zukommt. Hinsichtlich der Verankerung des Schimpfvokabulars zählt das Deutsche zur ›fäkal-analen Schimpfkultur‹.² Sprach- bzw. Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, die sich mit dem pejorativen Vokabular beschäftigen, betonen, dass es in keiner europäischen Sprache so viele Wörter und Wendungen aus dem fäkal-analen Bereich gibt, wie im Deutschen.³ Das Dominieren im pejorativen Vokabular der skatologischen Lexik über der sexuellen zeigt sich auch in den angeführten Pejorativa, die ich per Fragebogen im Rahmen schriftlicher Umfragen zum Thema ›verbale Aggression‹ in Wien in zwei FWF- Forschungsprojekten (Lise Meitner-Programm 2006–2008 und Elise Richter-Programm 2012–2017) gewonnen habe.⁴ Zwei von vielen aussagekräftigen Beispielen seien hier angeführt:⁵

›Arschloch, geh scheißen, Schastrommel, g'schissene Sau‹

›Scheiße, Scheißdreck, Kacke, Kackdreck, Scheißkackendreck, fick dich, verdammt, verdammte Scheiße, Fickendreck, nicht cool, Trottl, Arschloch, Oasch, verfickt, verfiktes _____⁶ (irgendsowas) verckackt, fuckdreck, Hurenckackendreck, Fotze, krasses Arschloch, Deppert, Drecks _____, Kotz_____‹.

- 2 Aman: *Die klügsten Beschimpfungen*, S. 34; Stavyc'ka: *Українська мова без табу*, S. 33.
- 3 Aman: *Die klügsten Beschimpfungen*, S. 34; Dundes: *Sie mich auch!*, S. 19; Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*, S. 47ff. u. 57ff.; Zhelvis: *Поле брани*, S. 227f.; Kiener: *Das Wort als Waffe*, S. 144; Stavyc'ka: *Українська мова без табу*, S. 33.
- 4 Die Befragten wurden nach dem persönlichen Gebrauch von Pejorativa sowohl in aggressiven Sprachakten als auch in neutralen Kontexten gefragt.
- 5 Ein Vergleich der von mir durchgeführten schriftlichen und mündlichen Umfragen zeigt, dass die pejorativen Wörter und Wendungen in der gesprochenen Sprache in dialektaler Form erscheinen, während sich die Befragten bei ihrer schriftlichen Wiedergabe der Standardsprache bedienen. – Alle Zitate aus den Umfragen werden in der Form angeführt, wie sie in den Fragebögen oder bei den Interviews vorkommen und durchgehend mit ›einfacher Anführung‹ gekennzeichnet. Sind mehrere Beispiele gemeinsam durch einfache Anführung gerahmt, dann stammen sie alle von ein und derselben Person.
- 6 Die Striche stehen für die Angabe eines beliebigen Wortes.

Es kommt auch zur Kombination der fäkal-analen Sphäre und der sexuellen Sphäre – entweder in Teilen des zusammengesetzten Lexems, in Verbindung mit einem Attribut oder mit einem anderen aggressiven Sprechakt:

›Drecksschwanz, Drecksschwuchtl, Drecksschlample, Drecksfotzn, Dreckshur (A so a oage Dreckshur), verfucktes Dreck, Fickendreck, fuckdreck, Hurenckackendreck, du verfucktes Scheißding, geficktes/verfucktes/verhurtes Arschloch, Oaschfotzn, Oaschhur‹

›Fick dich, Scheißoaschloch!‹

Die starke Dominanz des skatologischen Elements gegenüber dem sexuellen im Deutschen wird als spezifische Protestform (als verbaler Tabubruch) gegen die von der Gesellschaft vorgeschriebenen Regeln, Sauberkeit und Ordnung einhalten zu müssen, sowie gegen die starke Reglementierung des Lebens in den deutschsprachigen Ländern betrachtet.⁷ Aus dieser Perspektive wird auch die Beliebtheit der Fäkalsprache in fäkalen Orgien im Rahmen der Studentenrevolte und in der Kindersprache nachvollziehbar: Protest gegen den gesellschaftlichen oder elterlichen Zwang, Freude am Übertreten von Verboten und am Provozieren.

2. Skatologische Lexik im Deutschen

Die Skatologismen können in direkter wie in übertragener Bedeutung verwendet werden, was am Beispiel von ›Scheiße‹ deutlich wird:

- direkte Bedeutung: ›Ich bin in die Scheiße getreten.‹
- übertragene Bedeutung:
 - a) als universales Schimpfwort: ›Du falsches Stück Scheiße! So ein Stück Scheiße!‹
 - b) als Fluch in einer ärgerlichen Situation: ›Scheiße!‹

Im weiten Sinne werden skatologische Schimpfwörter auch als Vulgarismen bezeichnet. Im engen Sinne kann zwischen diesen Begriffen eine Trennlinie gezogen werden, wobei als distinktives Merkmal der Bezug des Schimpfwortes auf den Menschen bzw. auf das Tier oder den Gegenstand gilt. Die Vulgarismen sind dagegen stilistisch unterlegte Bezeichnungen von Körperteilen (Arsch – »Einen Arsch hatte die wie ein Pinzgauer – runterfallen konnte man bei der nicht!«⁸) oder physiologischen Prozessen (›scheiden‹, ›pissen‹, ›kotzen‹, ›furzen‹, ›brunzen‹).

7 Dundes: *Sie mich auch!*, S. 74; Zhelvis: *Поле брани*, S. 227; Stavyc'ka: *Українська мова без табу*, S. 33; Kiener: *Das Wort als Waffe*, S. 145.

8 Hinterberger: *Mundl*, S. 163.

In übertragener Bedeutung treten die Vulgarismen auch in vulgären Äußerungen, die die Form fester Redewendungen haben und entweder mit dem Ziel eingesetzt werden, der Sprache besonderen Ausdruck und Intensität zu verleihen (intentionaler Gebrauch) oder zum Grundwortschatz der Personen, die sie gebrauchen, gehören – wie in den unten angeführten Aussagen von Prostituierten und Zuhältern,⁹ wenn Vulgarismen unbewusst in neutralen bzw. emotionell schwach geladenen Situationen zur Bezeichnung von Vorgängen (›in den Arsch pudern‹), Körperteilen (›Arsch‹) oder Situationen und Sachverhalten (›Arsch-Jugend‹) verwendet werden:

»dann haut sie ihn wieder in den Arsch«¹⁰

»Ich bin geborener Wiener und habe eine Arsch-Jugend gehabt«¹¹

»und solche, die gerne griechisch machen, die Arschpuderer«¹²

Abgesehen von diesen Milieus zeigt das Untersuchungskorpus für diesen Beitrag, dass sich der Gebrauch von vulgären Äußerungen trotz verteilter Hypothesen, die Personen aus niedrigen sozialen Schichten eine derbere Sprache zuspreehen,¹³ schichtspezifisch homogen zeigt. Ein Beispiel schichtübergreifenden Gebrauchs von Vulgarismen stellt die Äußerung eines Dompfarrers dar: »Was die Anzahl der Mitglieder betrifft, ist die Lage relativ beschissen.«¹⁴ Der Geistliche bedient sich eines Vulgarismus, um seine Aussage zu verstärken und dadurch die Ernsthaftigkeit kirchlicher Probleme zu betonen. Die Wirkung intentional gebrauchter vulgärer Äußerungen seitens prominenter Persönlichkeiten hebt auch Kiener hervor: »Die Fäkalsprache wirkt oft gerade im Munde Prominenter überraschend und – schlagend«.¹⁵

Vulgarismen treten auch in idiomatischen Redewendungen in Form von Emotionsthematisierungen auf (›Das geht / du gehst ma (schon so was) am Oasch; ›Du zehrst ma am Oasch; ›Das geht mir am Arsch vorbei‹) oder sie können sich auf eine Situation, einen Sachverhalt oder einen Ort beziehen:

›Das war ein Griff in den Arsch‹

›die spielen einen Scheiß zusammen (beim Fußballspiel)‹

›das ist am Arsch der Welt‹

›j-m am Schädel scheißen‹

›j-n beschießen/anschießen‹

9 Girtler: *Der Strich*.

10 Ebd., S. 99.

11 Ebd., S. 110.

12 Ebd., S. 185.

13 Jay: *Why We Curse*; Ставус'ка: *Українська мова без табу*.

14 *Dompfarrer*: »Kirche geht's beschissen«, »ÖSTERREICH« (14.11.2014), S. 8.

15 Kiener: *Das Wort als Waffe*, S. 145.

- ›ich habe Scheiße gebaut‹
- ›in der Scheiße sitzen‹
- ›die Scheiße steht uns zum Hals‹
- ›einen Scheiß reden‹
- ›des is a Schaaß/Lercherlschaaß‹

Vulgäre Äußerungen werden oft gebraucht, um die Realität abzuwerten, Angst zu bewältigen bzw. als Selbstanspornung in stressigen Situationen.¹⁶

- ›dass die Welt ein ›Schas‹ sei und sie deshalb auch ›Schas‹ machen«¹⁷
- ›SCHEISS auf die WAHLEN!‹ (auf einem Aufkleber)
- ›Geh, scheiß drauf! Auf das wird geschissen!‹
- ›Ach scheiß doch der Hund drauf!‹
- ›Scheiß da Hund aufs Feuerzeug, braucht a kan Benzin!‹

Im Weiteren wird das Augenmerk auf die Skatologismen im Bereich der formellen sowie der metaphorischen und metonymischen Pejorativa gelegt.

2.1. Strukturell-abgeleitete (formelle) Pejorativa

Im Bereich der strukturell-abgeleiteten Pejorativa sind Modelle mit Halbpräfixen (›Präfixoiden‹) produktiv. Zu den skatologischen Halbpräfixen gehören ›Scheiß-‹, ›Arsch-‹, ›Dreck-‹, ›Mist-‹, ›Rotz-‹. Pejorative Lexeme entstehen dabei nach folgenden Modellen:

a) Pejoratives Halbpräfix + neutrales Lexem. Nach diesem Modell werden neue pejorative Lexeme gebildet, wobei die Kombinationsmöglichkeiten und die Liste der gebildeten Pejorativa unbegrenzt ist (vgl. den Kommentar in einem Fragebogen: ›Alles, was mich ärgert, wird mit der Vorsilbe Scheiß- verziert‹):

- ›Scheiß-‹, ›Drecks-‹, ›Arsch-‹, ›Oaschkind‹, ›Scheißkerl/-typ‹, ›Mistkerl/-typ‹, ›Arsch-/Mistgeburt‹, ›Mistgestalt‹, ›Mistding‹, ›Schaßkopf‹, ›Deine Scheißmama‹, ›Scheißrapidler‹,¹⁸
- ›Scheißlehrer‹, ›Scheißhetero‹, ›Scheißfigur‹, ›Scheißwetter‹, ›Scheißpolitik‹.

Dieses Modells bedient sich auch Wolfgang Bauer bei der Darstellung eines Streites in dem Theaterstück *Magic Afternoon*, wobei er auf die Freiheit bei der Bildung von Pejorativa hinweist:

[...] es kommt zu einer regelrechten Bücherschlacht, bei der beide langsam immer fröhlicher werden. Bevor sie werfen, schreien sie die Autoren der Bücher. Also z.B. Scheiß-Dürrenmatt, Scheiß-Pinter, Scheiß-Albee, Scheiß-Walser, Scheiß-Grass, dann immer fröhlicher werdend: Scheiß-Ionesco, Scheiß-Beckett [...] (beide lachen schon) Jetzt eine abschließende Balgerei mit den Klassikern: Scheiß-Goethe, Scheiß-Schiller... etc.¹⁹

16 Ebd., S. 154; Stavyc'ka: *Українська мова без табу*, S. 27.

17 »Der Standard« (16.10.2013), S. 10.

18 Zur Bezeichnung eines Rapid-Fans.

19 Bauer: *Magic Afternoon*, S. 28f.

Durch die Verbindung mit dem Halbaffix ›scheiß-‹ werden die neutralen Eigenschaftswörter intensiviert (bspw. ›scheißegal‹, ›scheißzuwider‹, ›arschkalt‹, ›arschnapp‹): »Holt Van der Bellen heute Wahlsieg? Es wird arschknapp!«²⁰ Die positiven Eigenschaftswörter können dank der Verbindung mit dem Halbaffix ›scheiß-‹ eine Bedeutungsverschlechterung erleben – wie bei ›scheißfreundlich‹, wenn die anfangs positive Eigenschaft durch das Übertreiben als negativ wahrgenommen wird.

Dieses Wortbildungsmodell ist auch bei der Bildung von Regional- und Nationalschelten sowie von Sachschelten produktiv:

- Scheiß- + Herkunft/Nationalität:

›Scheißtürke‹, ›Scheißzigeuner‹, ›Scheißausländer‹, ›Scheißmödlinger‹, ›Scheißwiener‹

- Scheiß- (Oasch-, Drecks-) + Gegenstandsbezeichnung:

›Scheißgerät‹, ›Scheißentwickler‹, ›Scheiß-PC‹, ›Scheißcomputer‹, ›Scheißprogramm‹, ›Scheißwerkzeug‹, ›Scheißkopierer‹, ›Scheißwaschmaschine‹, ›Oaschwaschmaschine‹, ›Scheißbett‹, ›Dreckstür‹, ›Dreckszeug‹, ›Scheißkübel‹, ›Scheißbett‹, ›Scheißentwickler‹

Der unbegrenzten Möglichkeiten zur Bildung von Sachschelten sind sich die Sprachträgerinnen und Sprachträger bewusst, wovon ihre metasprachlichen Kommentare zeugen (hier in Klammern), z.B.: ›Scheißkastl‹ (und andere Gegenstände nach dem Muster). Mit Hilfe dieses Halbpräfixes kann auch die schon existierende Sachschelte intensiviert werden: ›Mist-/Scheiß-/Drecksklumpert‹.

b) Pejoratives Halbpräfix + pejoratives Lexem; das Halbpräfix verstärkt in diesem Fall das pejorative Lexem:

›Scheißweiber‹, ›Scheißopfer‹, ›Scheißtrottel‹, ›Scheißoaschloch‹, ›Scheißhure‹, ›Scheißschlampe‹, ›Scheißnutte‹, ›Scheißkrüppel‹, ›Scheißpiefke‹, ›Scheißkanack‹, ›Scheißtschusch/Dreckstschusch‹, ›Scheißfotze‹, ›Scheißhund‹, ›Scheißzicke‹, ›Oaschsau‹, ›Oaschsack‹, ›Drecksack‹, ›Drecksschwein‹, ›Drecksau‹, ›Mistsau‹, ›Mistvieh‹, ›Kackdreck‹ u.a.

Auch die Kombination von zwei skatologischen Halbpräfixen kommt vor, z.B. ›Scheiß-‹ und ›Kacken-‹ oder ›Scheiß-‹ und ›Mist-‹: ›Scheißkackendreck‹, ›Scheißmistgeburt‹.

2.2. Metaphorische und metonymische Pejorativa

Im Bereich der metaphorischen Pejorativa sind Skatologismen in zwei Gruppen vertreten:

a) Fäkalien und Ausscheidungen (›Mist‹, ›Miststück‹, ›Misthaufen‹, ›Scheiße‹ / ›falsches Stück Scheiße‹, ›Dreck‹, ›Drecksstück‹, ›Mausdreck‹), die in erweiterter Form auch als okkasionelle Genitiv- und Dativmetaphern (›Schas mit Schubumkehr‹ = ›Arschkriecher‹; »Du Stuhlgang einer Hexe!«²¹) auftreten können. Kiener meint, dass sich diese Wendungen bei Zornausbrüchen selten einstellen, eher dort, »wo man Kraftausdrücke demonstriert und der Schimpfende auch rhetorisch zur Geltung kommen möchte«.²² Die von mir durchgeführten mündlichen und schriftlichen Umfragen bestätigen diese These: Im Affektzustand hat die schimpfende Person keine Zeit zum Erfinden phantasievoller Konstruktionen und greift deshalb auf häufige und einfache Wörter und Wendungen zurück.

b) Handlungen, von denen pejorative Personenbezeichnungen gebildet werden: ›Scheißer‹ (›Hosenscheißer‹, ›Klugscheißer‹, ›Schleimscheißer‹), ›Korinthenkacker‹, ›Arschkräuler‹/›Oaschkräula‹, ›Oaschficker‹, ›Dreckschleuder‹. Der Mechanismus dieses Vergleichstyps besteht darin, dass der Charakter (die Eigenschaft oder das Benehmen) des Adressaten / der Adressatin durch metaphorische Umbesetzung der Handlung wiedergegeben wird. Dieser Vergleichstyp ist im Deutschen sehr produktiv – nach dem beschriebenen Modell können immer neue spontane Pejorativa gebildet werden. Wörtliche Bedeutung einzelner Pejorativa dieser Gruppe ist oft »fast oder ganz unreal«²³ (z.B. ›Scheißefresser‹, ›Oaschkräuler‹), weshalb sie sich durch eine noch stärkere Bildhaftigkeit auszeichnen und seltener in realen Konfliktsituationen als in literarischen Texten zu finden sind: »Sie gemein verstrudelter Schweinescheißefresser ohne Schamgefühl!«²⁴ »Ihr Todesficker, ihr geilen Menschenaasfresser«.²⁵

Zu den häufigen metonymischen Skatologismen zählen: ›Arsch‹, ›Arschloch‹, ›Oaschwarz‹, sowie erweiterte metonymische Konstruktionen: ›Arsch mit Ohren‹, ›Arschgesicht mit Quastln‹, ›größter Oasch zwischen Scheibbs und Nebraska‹.

Eine besondere Gruppe der Stilfigur *pars pro toto* bilden Bahuvrihi – metonymische Zusammensetzungen mit einem adjektivischen Bestimmungswort: ›Dummarsch‹, ›Lahmarsch‹, ›Vollarsch‹. Außerdem seien Zusammensetzungen erwähnt, deren erste Komponente ein Substantiv oder ein Verbalstamm ist: ›Hurenarsch‹, ›Saftarsch‹.

21 Schwab: *Troilluswahn und Cressidatheater*, S. 38.

22 Kiener: *Das Wort als Waffe*, S. 156.

23 Ebd., S. 148.

24 Schwab: *Faust*, S. 108.

25 Schwab: *Übergewicht, unwichtig*, S. 87.

3. Sprechakt ›Beschimpfung‹ und seine Formen

3.1. Verbindungen mit Attributen

Im Sprechakt ›Beschimpfung‹ treten Skatologismen häufig in Verbindung mit Attributen auf. Dabei können skatologische Pejorativa, die über eine universale pejorative Bedeutung verfügen, durch das Attribut konkretisiert (›faules Arsch‹) oder verstärkt werden (›verdammtes Arschloch‹, ›versautes Arschloch‹, ›verdammter Scheißdreck‹).

Skatologismen können auch in Form von konkretisierenden (›schasauerger Fetzenschädel‹) oder intensivierenden Attributen (›g'schissener Wixer‹, ›arschgestopftes Schwein‹, ›arschgeficktes Hurenkind‹) funktionieren.

Treten die Skatologismen in Verbindung mit skatologischen Attributen auf (›g'schissener Scheißdreck‹, ›geschissenes/beschissenes Arschloch‹, ›stinkendes Arschloch‹), können wir von ›kopierenden Attributen‹ reden. Wortverbindungen mit kopierenden Attributen zähle ich zu den Pleonasmen, da es hier um Verbindung von Wörtern gleicher oder ähnlicher Bedeutung geht.

Kennzeichnende Besonderheit des Sprechaktes ›Beschimpfung‹ besteht darin, dass das Attribut oft nachgestellt wird: ›Orschloch, verbeschissenes!‹; ›Scheißdreck, verdammter!‹; ›Oaschwarzn graupade!‹

Eine eigenständige Gruppe bilden zweigliedrige Aussagen, die aus einem pejorativen Attribut und einem neutralen Lexem, das den realen AdressatInnenstatus bezeichnet, bestehen. In diesen Aussagen generiert das Attribut die Pejorativität der ganzen Aussage: ›beschissener Mensch‹, ›arschgeficktes Kind‹. Dieses Modell ist auch bei der Bildung von pejorativen Wortverbindungen produktiv, die sich auf Sachverhalte und insbesondere – auf Gegenstände – beziehen: ›beschissene(s)/verschissene(s) Situation/Wetter‹, ›beschissenes Kabel‹, ›geschissenes Garagentor‹, ›g'schissene Kaffeemaschine‹.

Skatologismen als Kosewörter treten in Verbindung mit meliorativen Attributen auf: ›kleiner Scheißer‹, ›mein süßer Scheißer‹ u.a.

Im Sprechakt ›Beschimpfung‹ können nicht nur pejorative Substantive, sondern auch Adjektive und Partizipien zum Einsatz kommen (›Du bist einfach nur scheiße‹; ›die Situation ist beschissen‹).

3.2. Fiktive Beschimpfungen

Dem Gebrauch skatologischer Pejorativa kann auch scherzhaft-kosende oder laudative Intention zugrunde liegen, z.B. wenn sie durch meliorative Suffixe, Attribute oder Possessivpronomen in Kosewörter umgewandelt werden und sich an Kinder richten: ›Mein Scheißer!‹; ›Oascher!‹; ›Kleines Scheißerchen!‹

Das unten angeführte Beispiel veranschaulicht nicht nur den laudativen Gebrauch des Lexems ›Arschloch‹, sondern auch dessen Wahrnehmung seitens des Adressaten: Als ein Journalist versucht hatte, Jazz Gitti, die Teilnehmerin des Projektes ›Dancing Stars‹, durch eine Behauptung auf den Arm zu nehmen, beschimpfte sie ihn:

Geh sch..., du Oar...loch, geh sch... Wenn du nicht für mich anrufst, zwick' ich dich in die Eier! Auf die Frage nach seiner Reaktion (ÖSTERREICH: Sie hat Sie Oar...loch geschimpft), antwortete der Journalist: KULIS: (lacht) Ja. Aber mit einem Smiley dabei. Es war in einer Mischung aus Erleichterung, Ärger und auch Respekt gesagt.²⁶

Der Gebrauch von Pejorativa im Freundeskreis kann ein Zeichen enger Beziehung sein und signalisieren: »Unsere Freundschaft ist so stark und die Verbundenheit so eng, dass sie das Spiel mit den sonst beleidigenden Worten verkraften kann.« Die befragten Personen führen viele Beispiele für diesen Gebrauch an, auf den sie in den beigefügten Kommentaren hinweisen, z.B.:

- ›Geh scheißen, Häuseltschick‹ – liebevoll beim Herumblödeln mit Freundinnen
- ›Drecksau‹ – scherzhaft zum Kollegen, der beim Arbeiten stört
- ›Du bist wirklich ein Oaschloch!‹ oder ›Du Trottel!‹ – scherzhaft zum Freund, der z.B. gegenteiliger Meinung ist
- ›Arschloch‹ – gegenseitig als Scherz zum Freund
- Scherzhaft in einer Rede oder Begrüßung: ›Seavas, du Oasch!‹

Ein interessantes Beispiel stellt ›theatralisches Schimpfen‹ dar – wie von einer Befragten beschrieben: »Um Stress nach der Arbeit abzubauen, gebrauchen mein Mann und ich gegenseitig Beschimpfungen, proletenhaftes Benehmen nachahmend, z.B. Du Arsch! Leck mich am Arsch! u.a.«

3.3. Selbstbeschimpfung

Pejorativa, die zur Selbstbeschimpfung gebraucht werden, stellen fast ausschließlich die Klugheit oder die Intelligenz der sprechenden Person in Frage (›Ich Trottel/Idiot/Dummkopf!‹) und funktionieren als universale Schimpfwörter in Situationen, in denen man durch eine unbedachte Handlung sich selbst Unannehmlichkeiten oder Schaden zugefügt hat. Dabei können auch skatologische aggressive Aufforderungen (›Leck mich am Arsch!‹ – wenn ich was falsch gemacht habe) oder vulgäre Äußerungen (›Da kann i mi in Oasch beißen!‹ – wenn ich mit meinem Handeln unzufrieden bin) gebraucht werden.

Personenbezogene Schimpfwörter aus dem skatologischen Bereich werden zur Selbstbeschimpfung selten gewählt; es geht um Situationen, in denen bewusst oder unbewusst jemandem Schaden zugefügt wurde ist und

dies bereut wird (›Arschloch! Ich bin grauslich!‹; ›Ich habe mich genau so verhalten wie ein Arsch!‹).

Im Gegensatz zum seltenen Gebrauch von Skatologismen zur Selbstbeschimpfung in realen Konfliktsituationen, finden sich in literarischen Texten kunstvolle Beispiele der Selbsterniedrigung: »Nur ich bin die Scheiße einer zukünftigen Scheiße, die mich herausscheißt, bevor sie selber eine Scheiße in einem Menschenbauch wird.«²⁷

3.4. Abwertende Bemerkungen und Vergleiche

Neben dem Gebrauch von skatologischen Schimpfwörtern kann die Beschimpfung auch mit abwertenden Vergleichen (›Du bist unnötiger wie a Wimmerl am Hintern‹; ›schiech, hässlich, ekelhaft, billig ... ›wie eine Scheiße / ein Arschloch‹) und Bemerkungen erfolgen. Bei den abwertenden Bemerkungen treten Skatologismen entweder in direkter Bedeutung (›Die hat einen Arsch wie ein Pferd‹) oder – häufiger – in übertragener Bedeutung als idiomatische Redewendungen auf:

- ›Du bist zu blöd / zu deppert zum Scheißen.‹
- ›Dem/Dir ham's ins Hirn g'schiss'n.‹; ›Dem hat wer ins Hirn g'schiss'n und ned obeloss'n.‹
- ›geschissen ins Hirn‹; ›I glaub dir haben's ins Hirn g'schissen.‹
- ›Man könnte deinen Kopf mit dem Arsch verwechseln.‹
- ›Der g'hert (mit der aidsverseuchten Brunnenröhre) in Oasch g'fickt.‹

Abwertende Bemerkungen können auch in Form von Fragesätzen erfolgen (›Ham's dir ins Hirn geschissen?‹; ›Was ist das für ein Scheiß?‹; ›Was soll der Scheiß?‹).

Einige Bemerkungen sind durch ihre indirekte Form besonders heimtückisch: ›Ich wusste gar nicht, dass man Scheiße so hoch stapeln kann.‹; ›Weißt du noch, als ich meinen Arsch und du dein Gesicht aus dem Fenster hielten und alle meinten wir wären Zwillinge?‹

4. Sprechakt ›Fluch‹

Im Gegensatz zum Sprechakt ›Beschimpfung‹ wie auch zu den anderen aggressiven Sprechakten, ist der Sprechakt ›Fluch‹ nicht auf eine Person, sondern auf eine Situation gerichtet, die von der fluchenden Person selbst (oder – seltener – von jemandem anderen) verursacht wurde. Beim Fluchen werden im Deutschen meistens die skatologischen Wörter und Wendungen gebraucht: ›Scheiße!‹; ›So a Schafß!‹; ›Scheiß!‹; ›Mist!‹; ›Dreck!‹; ›Scheißdreck!‹

27 Schwab: *Der Himmel mein Lieb meine sterbende Beute*, S. 226.

Der Sprechakt ›Fluch‹ kann sowohl in Form einzelner Fluchworte (die selbständigen Ausrufesätze bilden), als auch in Form von (idiomatischen) Fluchwendungen vorkommen: ›Zum Scheißen!‹; ›So eine Scheißerei!‹; ›Sowas Geschissenes!‹; ›Schas mit Quasteln!‹ Flüche treten oft auch in Verbindung mit Attributen auf: ›heilige, verdammte, verfluchte, verfluchte, fette, grüne Scheiße‹. Das Attribut kann auch nachgestellt werden: ›Scheißdreck, verdammter!‹; ›Mist, verdammter!‹ Typische syntaktische Konstruktion für den Sprechakt ›Fluch‹ stellen Fluchwortketten dar: ›Himmel(herrgott)(Arsch und Zwirn)!‹; ›Himmel Arsch Herrgottssackra!‹; ›Himmel – Arsch – Verflucht!‹

Kennzeichnende Eigenschaft der Fluchworte ist ihre Ambivalenz, weshalb sie sowohl zur Äußerung negativer, als auch positiver Emotionen gebraucht werden können: ›Himmel, Arsch und Wolkenbruch, das schmeckt aber verdammt gut!‹

Auch in emotional schwach geladenen Situationen wird geflucht: ›Ach du Scheiße!‹ – als Reaktion auf die Mitteilung von einem Missgeschick; ›Scheiße, gib Antwort!‹ – als Äußerung der Ungeduld. Auf den routinierten Gebrauch in schwach emotional geladenen Situationen weisen Erzählberichte in literarischen Texten hin – wie etwa das ›sagt‹ (und nicht etwa ›brüllt‹ oder ›schreit‹) im nächsten Beispiel: »›Scheiße‹, sagt er.«²⁸

Expletiver Gebrauch von Fluchwörtern (als Pausenfüller, um dem Gespräch einen Rhythmus zu verleihen), der im Englischen wie auch in den slawischen Sprachen häufig vorkommt, ist im Deutschen selten. In der Umgangssprache wäre die Verwendung des Ausrufes ›oida‹ zu erwähnen; in der Belletristik²⁹ findet sich das Beispiel ›Scheiß mich an‹ (das in der Umgangssprache übrigens häufiger als Ausdruck des Unglaubens verwendet wird: ›Scheiß mich an is der deppert!‹):

Ich frag nur, weil ich nicht dort gewesen bin. Ich hab nämlich wollen, aber scheiß mich an, zweiteilen kann ich mich nicht.³⁰

Aber da hört er noch wie der Taxler sagt: »Ich frag die Wirtin: Scheiß mich an, wieso bist du denn heute so blass wie ein gekotztes Grießkoch?«³¹

›Scheiß mich an, das wird dir noch einmal leid tun«, sagt der gemütliche Chauffeur.³²

Zum häufigsten Fluchwort ›Scheiße‹ berichten ältere Interviewte, dass dieses Wort früher tabu war bzw. »von ganz primitiven Leuten aus der Unterschicht« verwendet wurde; erst in den letzten 30 Jahren hat es in Österreich dank deutscher Filme starke Verbreitung gefunden und ist ›salonfähig‹

28 Kehlmann: *F*, S. 308.

29 Haas: *Auferstehung der Toten*.

30 Ebd., S. 141.

31 Ebd., S. 142.

32 Ebd., S. 149.

geworden. Tatsächlich kommt dieses Lexem in den Fragebögen der über 80-jährigen Personen nicht vor und die 50-jährigen Befragten erinnern sich an die Strafmaßnahmen, mit denen der Gebrauch dieses Wortes in ihrer Kindheit belegt war: ›Als ich 16 war, habe ich für dieses Wort eine Ohrfeige bekommen und anderen damals erging es auch so‹; ›Im Alter von 8–9 Jahren hat mir das Wort Scheiße eine Watsch'n von meinem Vater eingebracht‹.

5. Sprechakt ›Drohung‹

Skatologismen im Sprechakt ›Drohung‹ treten vor allem in irrationalen Drohungen auf, deren Realisierung unvorstellbar erscheint und mit denen die drohende Person sich sowohl von negativen Emotionen befreit, als auch in scherzhafter Absicht in Szene setzt und ihre sprachliche Kreativität demonstrieren kann. Mit diesem Ziel können neben den einfachen (›I reiß da den Arsch auf!‹) vor allem die erweiterten Drohungen gebraucht werden. Die Erweiterung erfolgt entweder als Erklärung der angedrohten Handlung (›I beiß da a Wendeltrepp'n in Oasch damit sich die Schaaß net dastessn!‹) oder als bildhafte hyperbolisierte Beschreibung der Folgen einer angedrohten Handlung:

- ›I reiß da di Brust und schieß da aufs Herz!‹
- ›I prack da ane, dass'd mitm Arsch auf'd Uhr schaut!‹
- ›I reiß da den Schädel ob und schieß da in den Hals!‹
- ›I hau da ane, dass d mit'm Oasch auf' d Uhr schaut!‹
- ›Waunst nit glei die Pappn hoitst, daun hau i da a Gwind in Oarsch, daß't Schraubn schießt!‹³³
- ›I drisch da ane, dass da d'Händ beim Oasch Klavia spün!‹³⁴

Die Kommentare der Befragten zu den angegebenen Drohungen weisen auf deren scherzhaften Gebrauch hin. Scherzhaft bzw. ambivalent können die Drohungen auch Kindern gegenüber gebraucht werden: ›Ich beiß dir in Popo / in den Hintern!‹

6. Sprechakt ›Verwünschung‹

Mit diesem Sprechakt wird auf den Adressaten/die Adressatin oder auf sein/ihr Hab und Gut bzw. ihm/ihr nahe stehende Menschen ein Unheil beschworen. Im Deutschen werden Verwünschungen selten gebraucht; auch

33 Karl: *Das nicht immer so goldene Wienerherz*, S. 28.

34 Ebd., S. 58.

hier dominiert, wie bei den skatologischen Drohungen, die scherzhafte Intention. Die im Wienerischen häufige und meistens scherzhaft gebrauchte Verwünschung ›Wünsche dir Krätze (Wimmel) am Oasch und zu kurze Hände zum Kratzen‹ zeigt Parallelen zum Jiddischen, das auf diesem Gebiet »eine geradezu dichterische Kultur«³⁵ entwickelt hat (vgl. berühmte jiddische Verwünschung, die viele Sprachen in wörtlicher Übersetzung übernommen haben: ›Alle Zähne sollen dir ausfallen bis auf einen – fürs Zahnweh!‹). Das Kennzeichen dieses Typs von Verwünschungen ist die Verstärkung des Unheilwunsches im zweiten Teil: ›Der Blitz (Kugelblitz) soll dich treffen!‹ – ›Der Blitz (Kugelblitz) soll dich beim Scheißen treffen!‹

Die Verwünschung kann auch mit paralinguistischen Mitteln, z.B. Gesten, begleitet werden: ›Am Oasch so große Warzen (zeigen) und so kurze (zeigen) Hände zum Kratzen (scherzhaft).‹

7. Sprechakt ›Aufforderung‹

Im Gegensatz zur Verwünschung sind aggressive Aufforderungen im modernen Deutsch häufig. Am häufigsten wird mit ihrem Gebrauch zum Verschwinden (›Schleich di!‹) und zum Schweigen (›Halt die Gosch(e)n!‹) aufgefordert. Skatologismen treten in metaphorischen Aufforderungen auf, die die Form von festen Redewendungen haben und sowohl zu einer Handlung auffordern (›Beweg jetzt deinen fetten (faulen) Arsch‹) als auch zur Abweisung der Adressatin / des Adressaten dienen können:

- ›Geh in Oasch!‹
- ›Geh scheißn, Oida!‹
- ›Steck deinen Finger in den Arsch!‹
- ›Steck's da in Oasch!‹
- ›Den Euro, den kennz eich in Oasch schiam!‹³⁶

Die Aufforderung ›Leck mich am Arsch‹ wird euphemistisch Götz-Zitat genannt – nach der bekanntesten (aber nicht der ältesten, denn dieselbe Aufforderung finden wir auch in Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus*) Erwähnung, nämlich in Goethes *Götz von Berlichingen*, wo sie noch mit einer anderen Präposition vorkommt – ›im Arsch‹. Diese Aufforderung kann in Verbindung mit Modaladverbien (›kreuzweise‹) oder in elliptischer Konstruktion (›Du kannst mich kreuzweise‹) auftreten. Dieselbe Aufforderung kann auch euphemistische Formen annehmen (siehe dazu auch unten, Abschnitt 9):

35 Kiener: *Das Wort als Waffe*, S. 288.

36 Karl: *Das nicht immer so goldene Wienerherz*, S. 68.

- ›Du kannst mir den Buckel hinunterrutschen!‹
- ›Du kannst mich am Buckel küssen!‹
- ›Du kannst mi buglfünferln!‹
- ›Besuche mich im Mondschein!‹

Die Aufforderungen funktionieren auch in erweiterter Form: ›Geh in Oasch – da hast du’s nicht weit!‹ oder: ›Geh in Oasch, wann in Hümme kummst eh net!‹; ›Leck mich doch bis in Oasch eine und zwoa glei links!‹

Infolge des häufigen Gebrauchs lässt sich bei den aggressiven Aufforderungen ein Prozess der Ökonomisierung beobachten: etwa, wenn die Aufforderung von Interviewten infolge der Zusammenrückung als ein Wort angegeben wird (›Gehscheißen!‹, ›Leckdomihypodezent!‹) oder durch das Auslassen von Personal- bzw. Possessivpronomen, Präpositionen oder Verben (›Leck Arsch!‹).

Neben der Aufforderung zur konkreten Handlung, dem Abreagieren negativer Emotionen oder der generellen Abweisung werden die aggressiven Aufforderungen auch mit dem Ziel gebraucht, ein Gespräch bzw. eine Konfliktsituation endgültig abubrechen, eine als Zumutung empfundene Bitte zurückzuweisen oder zu provozieren (›Scheiß di net an!‹). Die aggressiven Aufforderungen können, wie das empirische Material zeigt, neben den negativen auch die positiven Emotionen und Empfindungen (›Du, leck mi (am Oasch), des Schnitzel war gut!‹ oder ›Du leck mi am Oasch, der Film war gut!‹) sowie Überraschung (›Ja, da leckst mich doch am Arsch!‹) zum Ausdruck bringen.

Häufig kommt es zum scherzhaften Gebrauch aggressiver Aufforderungen, auf den die Kommentare der Befragten hinweisen:

- ›Geh scheißen‹ (scherzhaft-abweisend im Freundeskreis)
- ›Leck mich doch (am Oasch)‹ (auch scherzhaft im Freundeskreis um das Gespräch zu beenden)
- ›Geh ma net am Oasch‹ (auch scherzhaft)

8. Gegen-Aufforderungen und andere Reaktionen auf aggressive Sprechakte

Eine verbreitete Reaktion auf eine Aufforderung ist, wie auch bei den anderen aggressiven Sprechakten, die ›Retourkutsche‹ – das ›Zurückschlagen‹ mit demselben Schimpfwort / derselben Aufforderung: ›Leck mich am Arsch!‹ – ›Du mich auch!‹

Häufig werden von den befragten Wienerinnen und Wienern scherzhaft-ironische Fragen oder Antworten als Reaktionen auf aggressive Sprech-

akte angegeben (typisch für den Kommunikationsstil ›Wiener Schmäh‹), z.B. als Reaktion auf die Aufforderung ›Leck mich am Arsch!‹: ›Reinigend oder zum Genuss?‹ oder: ›Hängen Sie ihn (den Arsch) an die Wand und machen Sie's selbst!‹ In einer Konfliktsituation können diese Reaktionen die Situation entschärfen, indem die angreifende Person durch die scherzhafte verbale Reaktion ›sprachlos‹ (schmähstad) wird oder (wenn der Angreifer/die Angreiferin ebenfalls die Kunst des Schmähführens beherrscht und mit schlagfertigen Antworten reagiert) sich im kreativen Wortkampf auflösen und das Publikum aufheitern. Dies geht etwa aus der Erzählung einer Interviewten hervor, die auf die brutale Aufforderung eines Fahrgastes in der Straßenbahn – »Leck mich am Arsch!« – antwortet: »Danke für das Angebot, aber ich tue es nicht bei jedem!«, was zur Aufheiterung der Fahrgäste und einer Entschärfung der Spannung führt. Eine ähnliche Reaktion stammt von einem Lehrer, der auf die Äußerung eines schwierigen und aggressiven Schülers – »Leck mich am Arsch!« – ruhig antwortet: »Ich mag das nicht, ich krieg dann Sodbrennen« und damit Begeisterung der Schülerinnen und Schüler für sein cooles Verhalten erntet.

Raffiniert sind Reaktionen, die auf Verwirrungstechniken beruhen, etwa wenn die aggressive Aufforderung in die höfliche Rede eingebaut wird und dadurch noch stärker zur Geltung kommt: Ein Befragter berichtete, er habe auf die Beschimpfung eines anderen Autofahrers mit »Finden Sie nicht, dass die Art, wie Sie mit mir reden, Sie unter Ihrem Wert verkauft?« geantwortet und nach einer Pause hinzugefügt: »Und gehen Sie scheißen!«

In einem ähnlichen Kontext, in Verbindung mit der gehobenen Äußerung ›Habe die Ehre‹, was der ganzen Aussage eine sarkastische Färbung verleiht, gebraucht eine vulgäre Aufforderung auch jene literarische Figur, die als Inbegriff vulgärer Sprechweise gelten kann – Edmund Sackbauer (Mundl): »Habe die Ehre und leckt's mich am Arsch!«³⁷

9. Euphemismen im skatologischen Bereich

Als Euphemismen treten mildere oder verschleiernde Wörter und Ersatzausdrücke auf. Als mildere Varianten von ›Scheiße‹ werden ›Mist‹, ›Dreck‹, ›Kacke/Gacke/Gacki‹ gebraucht, statt ›Geh (doch) scheißen!‹ kann ›Geh (doch) kacken!‹ verwendet werden.

37 Hinterberger: *Mundl*, S. 279.

Bei den verschleiernenden Euphemismen unterscheide ich nach Kiener³⁸ zwei Arten: 1. Euphemismen, die nach Bedeutungsähnlichkeit, und 2. Euphemismen, die nach Lautähnlichkeit zum Tabuwort gebildet werden. Zur ersten Art gehört auch der Gebrauch fremdsprachiger Pejorativa (engl. shit, frz. merde). Bei den pejorativen Wörtern und Ausdrücken ist der zweite Weg der Euphemisierung (durch Lautähnlichkeit) verbreitet. Dabei gibt es verschiedene Möglichkeiten:

- a) Reduktion des Tabuwortes auf Null, die als nicht steigerbare Form des Euphemismus gilt (Nulleuphemismus): ›Du kannst mich (mal)!‹ (statt: ›Du kannst mich (mal) am Arsch lecken!‹) oder ›Leck mich...‹ (Auslassung von ›am Arsch‹);
- b) Reduktion auf die Anfangslaute (in den Fragebögen werden die Anfangsbuchstaben angegeben): ›Sch...‹ (anstatt: ›Scheiße‹ bzw. ›Schaaf‹); ›So ein Sch...!‹ (statt: ›So ein Scheiß!/Schaaf!‹), ›LmaA‹ (statt: ›Leck mich am Arsch‹); ›Scheipi‹ (euphemistischer Okkasionismus: abgekürzt aus ›schieß‹ und ›Piefke‹);
- c) Substitution – Umstellung oder Ersatz zweier oder mehrerer Laute: z.B. in den Fragebögen statt ›Scheiße‹ – ›Scheibe‹ (›Heilige Scheibe!‹; ›Ach du heilige Scheibe!‹), ›Schade!‹/›Sch...ade!‹, ›Schandel!‹, ›Sch...koda!‹, ›Sch...ön!‹, ›Sch...lecht!‹;
- d) Substitution + Erweiterung mit neutralen oder kosenden Lexemen: ›Sch...önes Wetter!‹, ›Scheibenkleister!‹, ›Scheibenhonig!‹ (statt: ›Scheiße!‹), ›Geh sch...au dir das Wetter an!‹ (statt: ›Geh scheißen!‹), ›Leck mich am Aaaaaarm!‹, ›Leck doch die Tante am Ohr!‹ (statt: ›Leck mich am Arsch!‹).

Durch Substitution können auch individuelle euphemistische Aufforderungen gebildet werden: ›Geh a Schüssal beißen!‹ (statt: ›Geh a bissl scheißen!‹) und ›Sche geißen!‹ (statt: ›Geh scheißen!‹). – Einen interessanten Fall der okkasionellen Euphemisierung stellt die Verbindung mit einem Meliorativum in Form einer Zusammenrückung dar: ›Scheißeschatzi!‹ (so flucht laut einer Befragten ihre Freundin aus einer adeligen Familie). – Auf der syntaktischen Ebene ist ein euphemistischer Vorgang interessant, der der Litotes verwandt ist und eine Umkehrung des Gemeinten darstellt: ›Du kannst mich gern haben!‹ als Euphemismus der Aufforderung ›Leck mich am Arsch!‹. Einen Prozess, der der Euphemisierung entgegengesetzt ist, stellt der Gebrauch von skatologischen Dysphemismen dar, die vulgäre Bezeichnun-

38 Kiener: *Das Wort als Waffe*, S. 245.

gen für neutrale, alltägliche, nicht tabuisierte Sachverhalte, Handlungen, Gegenstände sind, z.B. ›Schasvagoder‹ für den Ventilator im Wienerischen oder ›etwas verkacken‹ (in der Bedeutung ›etwas schlecht machen‹, ›etwas vermässeln‹) in der Jugendsprache.

10. Attraktion von Skatologismen

Ein weiteres Charakteristikum des Funktionsmechanismus pejorativer Lexik und aggressiver Sprechakte ist ihre Attraktion (Anhäufung): Der schimpfenden Person fehlt es im Affektzustand oft an treffenden Worten, weshalb sich ihre Erregung in der Mehrfachnennung zeigt. Die Attraktion beobachten wir auf verschiedenen Ebenen – als Anhäufung pejorativer Halbaffixe (›Drecks-Scheißtag‹, ›Scheißkackendreck‹, ›Hurenscheißdreck‹), einzelner Pejorativa oder aggressiver Sprechakte. Die graphische Wiedergabe erfolgt auch durch Zusammenrückung:

- ›Oidamotherfuckingscheiße!‹
- ›leckdumichamarsch ich muß raus da«³⁹
- ›leck-du-mich-am-arsch-du-hammel«⁴⁰
- ›scheißoaschdreeggfaschissanefigge!«⁴¹ (als die letzte U-Bahn vor der Nase wegfährt)

Die Attraktion aggressiver Sprechakte erscheint in verschiedenen Kombinationen:

- Beschimpfung – Emotionsthematisierung – Beschimpfung: ›Du Geschissener, du gehst ma am Oasch, du geschissenes Arschloch du!‹
- aggressive Aufforderung – aggressive Aufforderung – Beschimpfung: ›Geh scheißen! Na dann geh scheißen du Arschloch!‹
- aggressive Aufforderung – Beschimpfung: »Jetzt verstopf dir doch endlich selber dein blödes Maul, du impotentes Stück Scheiße.«⁴²

11. Ausblick

Das pejorative Vokabular des Deutschen ist in der fäkal-analen Sphäre verankert, das bedeutet, dass die Skatologismen über den Wörtern und Ausdrücken aus dem sexuellen oder gotteslästerlichen Bereich dominieren.

39 Artmann: *How much, schatzi?*, S. 57.

40 Ebd., S. 139.

41 Awadalla: *SEAWAS*, S. 120.

42 Schwab: *Übergewicht, unwichtig*, S. 112.

Diese Besonderheit beobachten wir von der morphologisch-semantischen (z.B. in Form skatologischer Halbaffixe oder als metaphorische und metonymische Pejorativa aus dem fäkal-analen Bereich) bis zur syntaktischen Ebene (beleidigende Bemerkungen und Vergleiche, Emotions- und Situationsthematisierungen, Fluchwortketten, Verwünschungen, Drohungen oder aggressive Aufforderungen). Das bestätigt die Hypothese von der Zugehörigkeit der deutschen Sprache hinsichtlich der Verankerung ihres pejorativen Vokabulars zur ›fäkal-analen Schimpfkultur‹.⁴³

Es kommt auch zur Kreuzung von Pejorativa aus der fäkal-analen und der sexuellen Sphäre: sowohl auf der morphologisch-semantischen Ebene (in Teilen zusammengesetzter Lexeme) als auch im Kontext, z.B. als Verbindung mit den Attributen (›Du verfucktes Scheißding!‹) oder als Attraktion aggressiver Sprechakte (›Fick dich, Scheißoaschloch!‹).

Literaturverzeichnis

Sekundärliteratur

- Aman, Reinhold: *Die klügsten Beschimpfungen findet man im Jiddischen*. »Psychologie heute« 11 (1996), S. 32–35.
- Dundes, Alan: *Sie mich auch! Das Hinter-Gründige in der deutschen Psyche*. Weinheim, Basel: Beltz 1985.
- Gauger, Hans-Martin: *Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache*. München: C.H. Beck 2012.
- Girtler, Roland: *Der Strich. Erotik der Straße*. Wien: Edition 1994.
- Havryliv, Oksana: *Pejorative Lexik. Untersuchungen zu ihrem semantischen und kommunikativ-pragmatischen Aspekt am Beispiel moderner deutschsprachiger, besonders österreichischer Literatur*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2003.
- Havryliv, Oksana: *Verbale Aggression. Formen und Funktionen am Beispiel des Wienerischen*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 2009.
- Havryliv, Oksana: *Verbale Aggression: das Spektrum der Funktionen*. »Linguistik Online« 82.3 (2017) (*Sprache und Gewalt / Language and Violence*. Hg. Aneta Stojić), S. 27–48.
- Jay, Timothy: *Why We Curse. A neuro-psycho-social theory of speech*. Philadelphia: Benjamins 2000.
- Karl, Daniel Walter: *Das nicht immer so goldene Wienerherz. Das besondere Schimpfwörterlexikon mit ausgewählten 1300 Spitzenausdrücken*. Wien: K. W. Daniel 2006.
- Kiener, Franz: *Das Wort als Waffe. Zur Psychologie der verbalen Aggression*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983.

43 Aman: *Die klügsten Beschimpfungen*; Dundes: *Sie mich auch!*; Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*; Kiener: *Das Wort als Waffe*; Ставуська: *Українська мова без табу*; Zhelvis: *Поле брани*.

- Searle, John R: *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Übers. Harvey P. Gavagai. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- Stavyc'ka, Lesja = Ставицька, Леся: *Українська мова без табу. Словник нецензурної лексики та її відповідників. Обсценізми. Евфемізми. Сексуалізми*. Київ: Критика 2008.
- Zhelvis, Vladimir I. = Жельвис, Владимир И.: *Поле брани: сквернословие как социальная проблема в языках и культурах мира*. Москва: Ладомир 2001.

Literarische Quellen

- Artmann, Hans Carl: *How much, schatzi?* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973.
- Awadalla, El: *SEAWAS, BIST A KRANK? Tiefe und tiefgründige Dialoge im Krankenhaus*. Wien: Milena 2014.
- Bauer, Wolfgang: *Magic Afternoon*. In: ders.: *3 Stücke*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1969, S. 7–45.
- Bernhard, Thomas: *Claus Peymann verlässt Bochum und geht als Burgtheaterdirektor nach Wien*. In: ders.: *Werke*. Hgg. Martin Huber, Wendelin Schmidt-Dengler. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2012, S. 61–75.
- Haas, Wolf: *Auferstehung der Toten*. Hamburg: Hoffmann und Campe 2006.
- Hinterberger, Ernst: *Mundl. Ein echter Wiener geht nicht unter*. Wien: Deuticke 1995.
- Kehlmann, Daniel: *F*. Reinbek/H.: Rowohlt 2013.
- Schwab, Werner: *Troilluswahn und Cressidatheater*. In: ders.: *Dramen III*. Graz, Wien: Droschl 1994, S. 7–74.
- Schwab, Werner: *Der Himmel mein Lieb meine sterbende Beute*. In: ders.: *Fäkaliendramen*. Graz, Wien: Droschl 1992, S. 193–236.
- Schwab, Werner: *Übergewicht, unwichtig: UNFORM*. In: ders.: *Fäkaliendramen*. Graz, Wien: Droschl 1993, S. 59–120.
- Schwab, Werner: *Faust:: Mein Brustkorb: Mein Helm*. In: ders.: *Dramen III*. Graz–Wien: Droschl 1994, S. 75–134.

Jana Hofmannová

| Jihočeská univerzita v Českých Budějovicích, hofmannova@pf.jcu.cz

Kontrastive Phraseologie deutsch-tschechisch am Beispiel der Komponente ›Arsch‹

›Gesäß‹¹ ist der standardsprachliche Ausdruck für das Körperteil, auf dem man sitzt, veraltet Steiß genannt. In der Kindersprache sagt man Po, Popo und auch Podex, daneben pflegt man in den Familien noch die eine oder andere Benennung (Pöker, Pöks in Norddeutschland) zu verwenden. Umgangssprachlich heißt es Hinterer, Hintern, Hinterpartie, Hinterseite, Hinterster, Hinterteil und Hinterviertel. Als Euphemismus kennen wir die vier Buchstaben, der Allerwerteste, die Kehrseite und der verlängerte Rücken. Scherzhaft kann man das Gesäß auch Kehrseite, Gegenteil, Hintergestell, Sitzfläche und Sitzfleisch nennen. Eine saloppe Bezeichnung ist dann Hinterkastell oder Kiste. Landschaftlich sind die Ausdrücke wie Pöter, Tokus, Hinterstevan (scherzhaft) oder Dups (bes. schlesisch) verbreitet. Die Medizin und Anatomie haben ihre Begriffe und wer es derb liebt, sich deftig auszudrücken pflegt und das Vulgäre nicht scheut, redet – seltener schreibt – Arsch.

Die vorliegende Untersuchung und das dafür erstellte Korpus zeigen, dass Deutsch und Tschechisch auf dem Gebiet des Vergleichs der Phraseologismen mit der Komponente ›Arsch‹ zu 29% formale und inhaltliche Gemeinsamkeiten aufweisen. Dies geht aus den Prozentzahlen der vollständigen (14%) und der partiellen (15%) Äquivalenz hervor. Nur inhaltliche Gemeinsamkeiten werden mit der rein semantischen Äquivalenz (39%) repräsentiert. Dies ist zugleich die größte Gruppe des Vergleichs. Als Verschiedenheiten in den beiden Sprachen gelten die Gruppen der Nulläquivalenz (27%) und der phraseologischen ›faux amis‹ (5%). Insgesamt sind dies also 32%.

1 Bezeichnungen für das Lexem ›Gesäß‹ siehe im entsprechenden Stichwort in *Duden online*.

In der Phraseologie sind Körperteile sehr produktive Elemente und das gilt noch umso mehr, wenn es sich um so einen alle Aufmerksamkeit auf sich ziehendes Körperteil wie das Gesäß handelt. Gesäß wäre jedoch langweilig, man bevorzugt dann schon lieber Arsch. Stilistisch bewegt man sich dabei vor allem auf der saloppen, derben, vulgären Sprachebene, inhaltlich geht es oft um Herabwürdigung, Beleidigung, Geringschätzung und Beschimpfung, mitunter auch um Sexismus. Die Kontexte sind vorwiegend die Umgangssprache, aber – wie man dem folgenden Beitrag entnehmen kann – findet dieser Ausdruck seinen Weg auch in die geschriebene Sprache.

1. Ziele und Methodologie der Untersuchung

Das Ziel der Untersuchung besteht darin, festzustellen, wie hoch der Grad der Übereinstimmung zwischen den Phraseologismen im Deutschen mit der Komponente ›Arsch‹ und den Entsprechungen im Tschechischen ist. Anhand der gedruckten und der elektronischen phraseologischen Wörterbücher, die im Literaturverzeichnis aufgeführt sind, wird ein Korpus zusammengestellt. Den Phraseolexemen im Deutschen werden ihre Pendanten im Tschechischen zugeordnet und anschließend mit Hilfe der Klassifikation von Henschel (1993) in vier Gruppen eingeteilt. Die vollständige, die partielle und die rein semantische Äquivalenz stellen die Typen der phraseologischen Äquivalenz dar, d.h. der Phraseologismus im Deutschen hat eine phraseologische Entsprechung im Tschechischen. Die Nulläquivalenz stellt die nichtphraseologische Äquivalenz dar, was bedeutet, dass es im Tschechischen schon eine Entsprechung gibt, aber sie ist nicht phraseologisch. Darüber hinaus erwähnt Henschel noch die phraseologischen falschen Freunde.

Die Verwendung und die Aspekte der Bedeutung der lexikographisch fixierten phraseologischen Wortverbindungen werden für Deutsch in dem *Deutschen Referenzkorpus (DeReKo-2017-I)* (zit. als *DeReKo*) vom Institut für Deutsche Sprache in Mannheim und für Tschechisch in dem Tschechischen Nationalkorpus *SYN 2015* (zit. als *TscheKo*) überprüft.

2. Die Begriffe ›Phraseologismus‹ und ›Äquivalenz‹

Unter dem Begriff ›Phraseologismus‹ verstehen wir im Hinblick auf die einschlägige Fachliteratur² eine Einheit von mindestens zwei Wörtern

2 Siehe Burger: *Phraseologie* und Fleischer: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*.

(Polylexikalität), die relativ stabil (Stabilität, relative Festigkeit) und mehr oder weniger idiomatisch (Idiomatizität) ist. Wir unterscheiden die idiomatischen, teildiomatischen und die nichtidiomatischen festen Wendungen. Weitere Merkmale der Phraseologismen sind die Lexikalisierung, d.h. der Eintrag im Lexikon ähnlich wie bei anderen Lexemen, und die Reproduzierbarkeit, d.h. dass die Phraseolexeme beim Verwenden in der Sprache nicht neu gebildet, sondern als fertige Einheiten reproduziert werden. Als Synonyme zum Begriff Phraseologismus verwenden wir die Termini Phrasem, Phraseolexem, phraseologische Wortverbindung und Wortgruppenlexem.

Für die vorliegende Untersuchung verwenden wir den Terminus der Äquivalenz so, wie sie von Henschel verstanden wird, wonach unter diesem Begriff »die kommunikative Entsprechung zwischen Ausgangs- und Zielsprache einer Einheit«³ ist, wobei »aufgrund der Unterschiede in den semantischen und grammatischen Merkmalen [...] immer nur eine Annäherung an die vollständige Äquivalenz möglich [ist]«.⁴ Sie weist im Weiteren darauf hin, dass »selbst das Vorhandensein eines lexikographisch fixierten Äquivalents [...] im Kontext nicht die beste kommunikative Entsprechung sein [muss]«.⁵

3. Typen der phraseologischen Äquivalenz

3.1. Vollständige Äquivalenz

Unter vollständig äquivalenten Phraseologismen versteht Henschel⁶ Phrasempaare, die semantisch, strukturell und lexikalisch übereinstimmen, wobei sie auch das gleiche Bild haben. In unserem Korpus wurden 16 solche Phrasempaare gefunden. Im Weiteren wollen wir uns mit vier interessanten Beispielen näher befassen.

Ein derbes, vollständig äquivalentes Paar ist ›jmdm. in den Arsch kriechen‹ in der Bedeutung: ›in würdeloser Form jmdm. schmeicheln, sich unterwürfig verhalten‹,⁷ im Tschechischen ›lézt/lízt někomu do prdele‹⁸ (wörtl.: jmdm. in den Arsch kriechen) im gleichen Sinne. Im *DeReKo* wurden zum

3 Henschel: *Die Phraseologie der tschechischen Sprache*, S. 137.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 138.

7 *Duden 11* (2002), S. 62.

8 Heřman et al.: *Deutsch-tschechisches Wörterbuch* (S. 108) geben auch noch die Varianten an: lézt/lízt někomu do zadku/někam (wörtl.: jmdm. in den Hintern/irgendwohin kriechen).

14.10.2017 insgesamt 57 Belege zu der Nennform des Phraseologismus gefunden. In vielen Fällen werden Personen mit dieser deftigen Wendung zitiert, gelegentlich wird sie allerdings auch von Journalisten in ihren Texten verwendet und zwar ganz ohne Anführungszeichen, also ganz bewusst und ohne Distanzierung. Im *TscheKo* wurde zum 26.10.2017 ein Beleg zu der Nennform im Tschechischen gefunden.

Ich bin immer noch weit unten auf der Liste derjenigen, die die tollen Rollen bekommen. Man ist von so vielen Dingen abhängig. Muss irgendwelchen 25-jährigen Wunderkind-Regisseuren oder Studiomanagern **in den Arsch kriechen**.⁹ Und manchmal sagst du dir: »Scheiß drauf!« (FOC00/ OKT.00104 FOCUS, 09.10.2000, S. 278-280, Sachgebiet: Unterhaltung, Originalressort: ENTE/Entertainment; 14 Stunden in Latex)

Předloží teď — on, který zjevně stojí nalevo a navíc je kupodivu sociální demokrat — sociálnědemokratickou bílou knihu, v které onen skandál bude omlouvat, bude zahlazovat vinu a **lézt do prdele** komunistickým katanům? (Enquist, Per Olov (2011): Jiný život. Překlad: Černík, Zbyněk. Brno: Host.)

Das nächste Beispiel, das zu der vollständigen Äquivalenz gehört, ist das derbe Phraseolexem ›am Arsch der Welt‹,¹⁰ im Tschechischen ›v prdeli světa‹ (wörtl.: im Arsch der Welt) in dem Sinne von ›an einem [...] sehr abgelegenen Ort‹.¹¹ Das *DeReKo* bringt zum 20.10.2017 insgesamt 336 Belege zu der Anfrage ›am Arsch der Welt‹. Eine ganze Reihe der Belege beziehen sich auf ein Boulevard-Theaterstück mit diesem Titel, der reißerisch klingt. Ab und zu findet man diesen Phraseologismus auch selbstironisch verwendet, beispielsweise wenn eine Wanderweg-Beschilderung dorthin, nämlich an den Arsch der Welt, führt. Schließlich verwenden Journalisten diesen Begriff mitunter mit Anführungszeichen, um sich von dem Vulgären mittels des Zitierens zu distanzieren.

Vor meinem Jahr dachte ich, dass ich **am Arsch der Welt** lebe, von allen abgeschnitten. Dass die Natur hier viel schöner als anderswo ist, habe ich erst in Frankreich so richtig gemerkt. Da gab es keine Seen und keinen Wald. Über das Haus meiner Familie flogen ständig Flugzeuge, da setzte man sich kaum vor die Tür. (NKU04/JUN.04378 Nordkurier, 17.06.2004, Sachgebiet: Lokales, Originalressort: Lokales Mecklenburg-Strelitz; »Meine Heimat ist die weite Welt«)

Im *TscheKo* wurden zum 20.10.2017 insgesamt 6 Treffer zu diesem Phraseologismus gefunden.

Ty vole, já celej tejdén dvakrát za den musím přežít na tý jejich opičí dráze a ještě by po mně chtěli nějaký lístky. Kundy vylízaný. Teď jsem vylezl z šaliny někde **v prdeli světa**. Tady budu stát půl hodiny v tý kose, než pojede další šalina. Kůůůůrva. Vystoupil jsem

9 Die Hervorhebung durch Fettschrift in allen Belegen stammt von mir (J. H.).

10 *Duden 11* (2002), S. 61 gibt auch die Variante ›an den Arsch der Welt‹ an.

11 Ebd.

na Masné. Tady je, vole, bazar s kárama. Tak jsem vlezl do bazaru to jenom vokouknout. (Šimáček, Jiří (2012): Charakter. Brno: Host.)

Der umgangssprachliche, saloppe bis derbe Phraseolexem im Deutschen ›wie der Arsch auf den Eimer passen‹ in der Bedeutung von ›genau/ausgezeichnet passen; gelegen kommen; sich eignen‹¹² hat seine Entsprechung im tschechischen ›sednout k něčemu jako prdel na hrnec‹ (wörtl.: wie der Arsch auf den Topf zu etw. passen). Das Bild kommt wohl von der Situation, wo ein Hintern bestens auf einen Nachttopf passt.¹³ Diese Zuordnung erfolgt unter der Prämisse,¹⁴ dass auch Phraseme, in denen eine Komponente durch ein Synonym wiedergegeben wird, zur Gruppe der vollständigen Äquivalenz gehören. Das *DeReKo* liefert zum 14.10.2017 insgesamt 5 Treffer zu diesem Phraseologismus. Das *TscheKo* liefert nur 2 Treffer.

»Aber du gehörst doch hierher **wie der Arsch auf den Eimer**«, fällt da Hartmann seinem Ensemble-Star ins Wort.« Diese Formulierung ist sehr prägnant, aber wahr. Die Österreicher haben dich in einem Ausmaß adoptiert, da stellen sich die Ohren nach den Rezeptionsgewohnheiten ein. Obwohl du doch sehr deutsch sprichst. ›Wobei‹, kommt Hartmann zum Wesentlichen, ›Nestroy ja keinen Dialekt schreibt, sondern eine Kunstsprache‹. (NEW13/JUL.00279 NEWS, 25.07.2013, S. 62, 63, 64, 65, Sachgebiet: Kultur, Originalressort: ALL Kultur; Komet über Salzburg)

Uklízela jsem a přitom poslouchala v rádiu zprávy. Máme nového ministra kultury. Ve svém úvodním proslovu řekl, že se chce za kulturu bit a taky chce naplňovat zadání pana premiéra, protože jeho projevy **padnou jako prdel na hrnec!** Máme prima ministra. Ano, kultury. (Boučková, Tereza (2008): Rok kohouta. Praha: Odeon.)

Ein weiterer derber Phraseologismus lautet ›den/einen (ganzen) Arsch voll(er) Schulden haben‹ im Sinne von ›hoch verschuldet sein‹,¹⁵ den man ins Tschechische¹⁶ mit ›mít dluhů tři prdele‹ (wörtl.: drei Arsche von Schulden haben) übertragen kann. Das *DeReKo* liefert zum 14.10.2017 insgesamt 7 Treffer. Allerdings ist der Phraseologismus im Tschechischen verlängert und die Bedeutung intensivierend. Nach Henschel¹⁷ gehört jedoch die unterschiedliche Explizitität noch zu der vollständigen Äquivalenz. Das *TscheKo* gibt zum 20.10.2017 nur einen Treffer an.

12 *Redensartenindex*, Stichwort: »wie der Arsch auf den Eimer passen«.

13 Ebd.

14 S. Henschel: *Die Phraseologie der tschechischen Sprache*, S. 139.

15 Heřman et al.: *Deutsch-tschechisches Wörterbuch*, S. 103.

16 Bei Heřman et al. (*Deutsch-tschechisches Wörterbuch*, S. 104) findet man noch die Varianten ›být po prdel v dlužích, mít fůru/spoustu/spousty dluhů‹; ›být zadluženej až po uši‹ (wörtl.: bis zum Arsch in Schulden sein, einen Haufen / eine Menge von Schulden haben; verschuldet bis zu den Ohren sein).

17 Henschel: *Die Phraseologie der tschechischen Sprache*, S. 139.

Deutschland nach der Wahl: der Innenminister beim Rock 'n' Roll; Westerwelle wäre lieber Finanzminister, weil er dann »den **Arsch voller Schulden** hätte«; die Linkspartei zieht mit Sprengstoffgürtel gegen die Reichen zu Felde, und unsere Kanzlerin erfreut sich der Wechseljahre, weil nun endlich die anderen bluten. (HMP05/DEZ.02191 Hamburger Morgenpost, 21.12.2005, S. 23; Penisman und der Rock'n'Roll)

»No prosím, případ vyřešen.« »Počkat,« skočím jim do toho »já neříkal, že si něčím přivydělává – je to prostě opravář, co **má** doma v Nacogdoches **tři prdele dluhů**. Pojdte se podívat na jeho vizitku.« (Pierre, D. B. C. (2005): Vernon Bůh Little. Překlad: Petruš, David. Praha: Odeon.)

3.2. Partielle Äquivalenz

Als partiell äquivalent werden solche Phrasempaare definiert, die »zwar als Entsprechungen erkennbar sind, andererseits aber deutliche Unterschiede im Bild, der lexikalischen Entsprechung, der Struktur, der Semantik oder der Funktion aufweisen«. ¹⁸ Im Weiteren spricht Henschel von Abweichungen, ¹⁹ die in dieser Gruppe vorkommen können, worunter sie den Komponententausch, die funktionalen Unterschiede, die Unterschiede im Bildcharakter und die semantischen Unterschiede versteht. Unser Korpus weist 17 Phrasempaare auf, die dieser Definition entsprechen. Mit einigen wollen wir uns hier näher befassen.

Der derbe Phraseologismus ›leck mich am Arsch!‹ im Sinne von ›lass mich in Ruhe‹²⁰ findet sein Pendant in dem tschechischen ›vyliž mi prdel!‹²¹ (wörtl.: leck mir den Arsch aus). In dem *DeReKo* wurden zum 14.10.2017 insgesamt 307 Treffer zu dieser Suchanfrage gefunden. Bei allen Belegstellen kommt dieser Phraseologismus als direkte Rede vor. Berühmt wurde dieser Phraseologismus als Teil einer Replik in Goethes Drama *Götz von Berlichingen*. Zur Aufgabe aufgefordert, ruft Götz mit voller Inbrunst: »Sag deinem Hauptmann: Vor Ihre Kayserliche Majestät habe ich, wie immer, schuldigen Respekt. Er aber, sag's ihm, kann mich im Arsch lecken!«²² Bemerkenswert ist, dass manche Lektüretexte für Schüler die besagte Stelle nicht ausschreiben, sondern mit drei Gedankenstrichen ersetzen.²³ Es kommen auch andere Formen vor, um das Tabu-Wort nicht zu schreiben oder zu sagen, wie die Euphemismen ›das Götz-Zitat‹, ›Schwäbischer Gruß‹, die

18 Ebd., S. 140.

19 Ebd., S. 140ff.

20 *Duden 11* (2002), S. 62.

21 Im Tschechischen gibt es in der gleichen Bedeutung, nämlich ›hör auf mich zu belästigen‹ noch die Variante ›polib mi prdel!‹ (wörtl.: küss mir den Arsch).

22 Goethe: *Werke*, S. 72.

23 Goethe: *Götz von Berlichingen* (1969), S. 73 und Goethe: *Götz von Berlichingen* (o. J.), S. 58.

Abkürzung ›LmaA‹ oder zahllose Varianten wie ›Leck mich am Ärmel‹.²⁴ Goethe war jedoch nicht der einzige und nicht der erste Dichter, der diese Wendung, die eine kraftvolle Abwehr oder Zurückweisung bedeutet, verwendet. Röhrich²⁵ erwähnt unter anderem Martin Luther, Hans Sachs und Grimmelshausen.

Auch in Polen war für den Kandidaten nicht viel zu holen – vor allem, weil sein Sprecher sich mit den mitreisenden Berichterstattern anlegte. »**Leck mich am Arsch**« soll er gestern einen Journalisten angeblafft haben, der den Bewerber darauf ansprechen wollte, dass Romney seit Beginn ganze drei Fragen vom Begleittross genehmigt hatte. Das Bild eines souveränen Staatsmannes sieht jedenfalls anders aus. (BRZ12/AUG.01860 Braunschweiger Zeitung, 01.08.2012; Romneys Fettöpfchen-Tournee)

Im *TscheKo* wurde zum 20.10.2017 lediglich ein Beleg gefunden, ebenfalls in der direkten Rede.

Bubeník Murch po něm chtěl hodit paličky, ale pak si uvědomil, že si je nechal soustružit na zakázku, jelikož se už nevyráběly, takže jen prohlásil: »**Vyliž mi prdel, frajere!**« vstal a nikoli poprvé odešel. (Sterling, Bruce (ed.) (2000): Zrcadlovky. Překlad: Tschorn, Robert (et al.). Plzeň: Laser.)

Das Phraseolexem ›jmdm. den Arsch polieren‹²⁶ in der Bedeutung ›strafen, züchtigen, schlagen‹ hat seine partiell äquivalente Entsprechung in dem tschechischen Phrasem ›zmalovat někomu prdel‹ (wörtl.: jmdm. den Arsch bemalen/anmalen) in dem gleichen Sinne. Sowohl im *DeReKo* als auch im *TscheKo* konnte zum 25.10.2017 jeweils ein Treffer gefunden werden konnten.

»Ich war bei Vietnam, Libyen, Grenada, Panama und den Falklandinseln mit von der Partie, aber ich habe etwas Derartiges noch nie erlebt«, sagt ein Geheimdienstoffizier. – »Unser Job ist es, dem Kerl, der seine ganze Nachbarschaft drangsaliert, eine empfindliche Lektion zu erteilen«, ergänzt ein junger Luftwaffen-Captain. – »Wir müssen hin und Saddam Hussein abservieren – und genau das werden wir auch tun«, sagt ein Marineleutnant. »Dies wird kein Vietnam werden. Wir werden ihm **den Arsch polieren**.« (Z90/AUG.00292 Die Zeit, [Wochenzeitung], 24.08.1990, S. 2. Originalressort: DIE ZEIT; James Adams: »Dies wird kein Vietnam werden«)

»Kde je Gary?« »Spí.« Hugo se zahihňal. »Pokaždé dlouho spí. Jestli ho v sobotu ráno budu budit, tak mi prý **zmaluje prdel**.« Kluk se rozvalil na gauči vedle Richieho. »To znamená, že mě plácne přes zadek.« Rosie zavrtěla hlavou. »Víš, že to tak nemyslí.« Hugo neodpověděl. (Tsiolkas, Christos (2011): Facka. Překlad: Kačer, Tomáš. Brno: Host.)

Das nächste, derbe, partiell äquivalente Paar ist ›jmdm. am Arsch vorbeigehen‹ im Deutschen und ›někdo/něco je někomu u prdele‹ (wörtl.: jmd./etw. ist jmdm. am/beim Arsch) im Tschechischen. Beide Phraseologismen haben

24 S. Röhrich: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, S. 102ff.

25 Ebd.

26 *Wiktionary*, Stichwort: »Arsch«.

die gleiche Bedeutung, nämlich ›jmdn. nicht berühren, kalt lassen‹.²⁷ In der deutschen Presse wird dieser Ausdruck häufig verwendet. Zum 25.10.2017 wurden insgesamt 385 Treffer im *DeReKo* gefunden. Das *TscheKo* bringt zum 25.10.2017 insgesamt 64 Treffer. Interessanterweise gibt es auch 4 Treffer mit dem Verb ›mít‹ (wörtl.: haben), also ›někdo má něco u prdele‹²⁸ (wörtl.: jmd. hat etw. am/beim Arsch) in der gleichen Bedeutung.

FOCUS: Haben Sie noch einen Draht zu Hollywood?

Depp: Nein. Dieser ganze Zirkus dort **geht mir** seit Jahren **am Arsch vorbei**. Ich lebe mit meiner Familie die meiste Zeit sehr zurückgezogen auf einem Bauernhof in Südfrankreich. (FOC02/FEB.00550 FOCUS, 25.02.2002, S. 178–181, Sachgebiet: Unterhaltung, Originalressort: ENTE/Entertainment; Exorzist in eigener Sache)

Vadí mi naopak zjednodušující pohled na povolební náladu u nás. A to ve stylu zhrzení fandové knížete versus vítězní Zemanovi vidláci. **Mně je** například úplně **u prdele**, že kníže nevyhrál, ale podepsal jsem, že Zeman není můj prezident, a to ve smyslu prezidenta jako někoho, koho bych měl mít chuť následovat nebo se k němu vztahoval jako k autoritě – protože autoritou není. (Reflex, č. 7/2013)

Der derbe Phraseologismus ›seinen Arsch verwetten (können)‹ findet seine Entsprechung in dem tschechischen Phraseolexem ›vsadit boty‹ in der Bedeutung ›sich einer Sache ganz sicher sein‹.²⁹ Das *DeReKo* liefert zu dieser Anfrage zum 20.10.2017 insgesamt 11 Treffer, das *TscheKo* lediglich 8 Belege. Sowohl im Deutschen als auch im Tschechischen kann der Satz mit der Konjunktion ›dass‹ fortgesetzt werden. Es ist auch möglich, das Verweiselement ›darauf‹ zu verwenden.

Ja, weil er sagte: »Das schadet der Firma.«

Also war das Geld schuld.

Irgendwie ja. Ich möchte meinen **Arsch verwetten, dass** Udo bis heute noch keinen Satz aus dem Buch gelesen hat. Die Leute haben ihm erzählt, da stünden schlimme Dinge drin, und er stand dann auf einmal vor mir (Kante macht Lindenberg's Stimme nach): »Ey, pass mal auf. Du schreibst jetzt, dass du Schutzgeld kassiert hast, Leute verdroschen hast.« Ich sag': »Udo, das ist 40 Jahre her.« (U16/JUN.02559 Süddeutsche Zeitung, 17.06.2016, S. 22. – Sachgebiet: Wirtschaft, Originalressort: Wirtschaft; JAN SCHMIDBAUER, ANGELIKA SLAVIK: »Jetzt habe ich auf einmal Existenzängste«)

Er sagt: »Würde ich Waterboarding erlauben? **Darauf können Sie Ihren Arsch verwetten**. Jederzeit. Ich würde sogar noch mehr erlauben. Es funktioniert. Und wenn es nicht funktioniert, haben sie es doch verdient.« (T16/MAR.00431 die tageszeitung, 04.03.2016, S. 13. Originalressort: tazwei; Arno Frank: Es war einmal in Washington)

Krev mi tuhla v žilách i z roztřesených amatérských klipů: tsunami, která bourá město jak domeček z karet, anebo záběry z jedoucího auta, které se marně snaží uniknout padající hradbě vody. Nic z toho v katastrofických filmech zatím nebylo. Proto **vsadím boty, že**

27 *Duden 11* (2002), S. 62.

28 Mehr dazu weiter unten, Kapitel 5 (»Phraseologische ›faux amis‹«).

29 *Redensartenindex*, Stichwort: »seinen Arsch verwetten (können)«.

všechny tyhle sekvence se už určitě dostaly do obrazových bank hollywoodských specialistů na počítačové efekty. Přírodní anebo jiná katastrofa prostě dokáže namíchat karty tak, jak by to žádný scenárista nevymyslel. (Instinkt, č. 8/2011)

3.3. Rein semantische Äquivalenz

Die rein semantische Äquivalenz umfasst »Phraseme, die keinerlei Übereinstimmung des Komponentenbestandes sowie des Bildes aufweisen und deren strukturelle und funktionale Parallelität eher zufälligen Charakter trägt«. ³⁰ Henschel fügt hinzu, dass diese phraseologischen Paare »die annähernd gleiche Bedeutung« ³¹ aufweisen. Die der Gruppe der rein semantischen Äquivalenz zuzurechnenden Phraseolexeme sind in unserem Korpus recht zahlreich vertreten, es handelt sich um 43 phraseologische Paare. Drei interessante Beispiele werden hier besprochen.

Das erste derbe Beispiel, das im Korpus zu der rein semantischen Äquivalenz gefunden wurde, ist ›den Arsch zukneifen‹, im Tschechischen ³² ›prdět do hlíny‹ ³³ (wörtl.: in den Ton furzen) in der Bedeutung ›sterben‹. ³⁴ Das Bild, das dem deutschen Phraseologismus zugrunde liegt, verweist auf die Starrheit des gestorbenen Körpers, während im Tschechischen die Leiche schon als unter der Erde liegend betrachtet wird. Im *DeReKo* wurde zum 20.10.2017 lediglich ein Beleg für die Anfrage der Nennform gefunden. Wir belassen den deutschen Beleg absichtlich in der ausführlichen Form. Das *TscheKo* liefert zum gleichen Datum vier Treffer, allerdings alle aus einer Publikation.

Die Dudenredaktion wagte sich in die Abgründe der deutschen Alltagssprache von Franziska Wolffheim

»Der hat doch den Arsch offen« – so machte 1985 eine junge Christin ihrem Unmut über den damaligen Verteidigungsminister Apel Luft. »Ich hätte mir vor Wut in den Arsch beißen können – fünf Richtige, und den Lottoschein nicht abgegeben!« So stand's einst im Spiegel. »Eines Tages müssen wir alle den **Arsch zukneifen**.« So benutzte Erich Maria Remarque das harte Wort. Das Five-Letter-Word der deutschen Sprache gilt in manchen Kreisen noch immer als Unwort. Daß es kein einfallsloser Kraftausdruck ist, sondern fröhlich durch eine Vielzahl von Redewendungen geistert und stets neue Verbindungen

30 Henschel: *Die Phraseologie der tschechischen Sprache*, S. 142.

31 Ebd.

32 Es gibt nach Heřman et al. (*Deutsch-tschechisches Wörterbuch*, S. 106) weitere Varianten im Tschechischen zu diesem Phrasem im gleichen Sinne, nämlich ›sterben‹ und zwar ›natáhnout bačkory, brka‹; ›zaklepat bačkorama; zkápnout; zhebnout‹ (wörtl.: die Hausschuhe / die Federn anziehen; mit den Hausschuhen klopfen; abkratzen; verrecken).

33 In Heřman et al. (*Deutsch-tschechisches Wörterbuch*, S. 106) ist die Komponente ›jít‹ (wörtl.: gehen) fakultativ, nämlich ›(jit) prdět do hlíny‹ (wörtl.: in den Ton furzen (gehen)).

34 *Duden 11* (2002), S. 61.

eingeht, haben wir jetzt schriftlich: nicht aus Schülerzeitungen oder Schimpfwörterheftchen, sondern von höchster Instanz – der Duden-Redaktion mit Sitz in Mannheim. Sie hat an die fünfzig Belege für den kreativen sprachlichen Umgang mit dem menschlichen Hinterteil gesammelt. Dieser neue Duden, der Band mit der Nummer 11, wirkt neben seinen eher akademischen Vorgängern wie ein Enfant terrible. Zum erstenmal überhaupt hat sich die Redaktion ausschließlich die deutsche Alltagssprache vorgeknöpft. (NUN93/JUL.01255 Nürnberger Nachrichten, 17.07.1993, S. 2; Aufs Maul geschaut – Die Dudenredaktion wagte sich in die Abgründe der deutschen Alltagssprache)

Vážně už nikomu tu moji knížku nevnutíš? To jsi vážně takovej ničema a duševní lenoch s mizerným kritickým úsudkem? Pak si mě fakt nezasloužíš. Běž si klidně **prdět do hlíny**. Jo, ty. V tu dobu už budu sám do hlíny prdět dost dlouho, ale z jaké příčiny, to ještě nedokážu říct, nebo, jako Stendhal, předvídat. (Barnes, Julian (2009): *Žádný důvod k obavám*. Překlad: Fantys, Petr. Praha: Odeon.)

Das nächste derbe, zur rein semantischen Äquivalenz gehörende Phraseolexem lautet im Deutschen ›kein Arsch‹, im Tschechischen ›ani noha‹ (wörtl.: nicht einmal ein Bein) und bedeutet ›niemand‹.³⁵ Während das Phrasem im Deutschen als umgangssprachlich bis derb betrachtet wird, ist die Entsprechung im Tschechischen scherzhaft. Im *DeReKo* findet man zum 20.10.2017 insgesamt 65 Treffer zu dem Phraseologismus. Nach manuellem Durchgehen bleiben allerdings lediglich 28 Treffer für die oben angegebene Bedeutung. Im *TscheKo* sind es 106 Belege.

Meine Frau Claudia und der Journalist Alex Raack haben das Projekt angestoßen. Es war der richtige Zeitpunkt, diese Geschichte jetzt zu erzählen. Im Jahr 2000 (direkt nach der Therapie, Anm. d. Red.) hätte ich das noch nicht gekonnt, in 15 Jahren wäre es zu spät, da kennt mich **kein Arsch** mehr. (NUZ13/FEB.01108 Nürnberger Zeitung, 14.02.2013, S. 3; Uli Borowka zu Gast in Nürnberg – Doppelleben als Fußballer und Trinker)

Rozhled na Atény, v nichž žije více než třetina Řeků, je nádherný: moře, Akropolis, bílé město usazené ve zvlněné krajině. Nikde **ani noha**. Vyrasila jsem pozdě odpoledne s nadějí, že výheň už bude ustupovat. Neustupuje. Jak může být produktivita této země srovnatelná s Německem? A proč by vlastně měla být? Ve vedru nemůže člověk vydávat příliš energie. (Lidové noviny, 17.7.2010)

Das derbe Phraseolexem ›für den Arsch sein‹ im Deutschen findet sein Pendant im Tschechischen in ›být na hovno‹³⁶ (wörtl.: für die Scheiße sein). Beide Phraseologismen haben die gleiche Bedeutung, nämlich ›sinnlos, nutzlos, wertlos, vergeblich sein‹.³⁷ Das *DeReKo* bringt zum 20.10.2017 insgesamt 80 Treffer, die meisten in diesem Sinne und zwar überwiegend in Texten über Ereignisse im Bereich des Sports. Im *TscheKo* sind es 141 Belege.

35 *Redensartenindex*, Stichwort: »kein Arsch«.

36 Weitere Varianten im Tschechischen sind nach Heřman et al. (*Deutsch-tschechisches Wörterbuch*, S. 103): ›být na nic, na houby, na draka, k ničemu, na prd‹ (wörtl.: für nichts / für die Pilze / für den Drachen / zu nichts / für den Furz sein).

37 *Redensartenindex*, Stichwort: »für den Arsch sein«.

Vor allem die ersten 20 Minuten in der neuen europäischen »Königsklasse« boten Trainer Benoit Laporte reichlich Vorführmaterial für Analysen während der Vorbereitung. Unnötige Strafen und nicht ausreichendes Abwehrverhalten führten zu einem deftigen 0:4-Rückstand, dem die Freezers fortan hinterherliefen. Kapitän Christoph Schubert fasste passend zusammen: »Die ersten 20 Minuten waren für den Arsch.« Dass das keine Schande ist, zeigt ein Blick auf den Gegner. Lulea gehört zu den Topteams in Schweden und ganz Europa. Die Skandinavier sind zudem schon vier Wochen länger in der Vorbereitung. (HMP14/AUG.01688 Hamburger Morgenpost, 23.08.2014, S. 42; 1:4! Fehlstart in die Königsklasse)

Slova Havlovy hry se ve zvukovém plánu inscenace »zdrcla« do zacyklených smyček vytvořených z původní nahrávky Audience. Nutkavé refrény »napijeme se«, »lidi jsou svině«, »**všechno je na hovno**« se nakonec spojí přímo v esenci pivní filozofie. Vesmírné šumění je podvkrát přehlušeno jásavým tenorem Karla Gotta. Včelku Máju Sládek využije k brilantní estrádní kreaci a píseň Když jsem já byl tenkrát kluk spojí pijáky piva v objetí. (Hospodářské noviny, 25.7.2013)

4. Typ der nichtphraseologischen Äquivalenz: Nulläquivalenz

Unter Nulläquivalenz versteht Henschel Phraseme, die in der anderen Sprache »nicht mit adäquaten, d.h. phraseologischen, Mitteln wiedergegeben werden [können]«. ³⁸ Dafür stehen nur nichtphraseologische Mittel zur Verfügung. Nach Henschel ³⁹ zählen »expressive Einwortlexeme«, »nichtexpressive Einwortlexeme und freie Wortverbindungen«, »Periphrasen« und »die Angabe der wörtlichen Bedeutung« dazu. In unserem Korpus gibt es 30 deutsche Phraseologismen, für die keine phraseologischen Entsprechungen im Tschechischen gefunden werden konnte.

Zu dieser Gruppe gehört beispielsweise die derbe phraseologische Wortverbindung ›Arsch mit Ohren‹ im Sinne von ›Schimpfwort für jmdn., der einem durch sein Verhalten oder Aussehen widerlich ist. ⁴⁰ Im Tschechischen kann dieses Phraseolexem mit expressiven Einwortlexemen ausgedrückt werden und zwar ›pitomec‹, ›blbec‹, ›vůl‹ (wörtl.: Dummkopf, Blödmann, Ochse). Das *DeReKo* bringt zum 22.10.2017 insgesamt 121 Treffer. Nicht alle Belegstellen handeln tatsächlich von dieser Redewendung in der genannten Bedeutung. Mehrmals geht es um die Bezeichnung für eine Auszeichnung für Humoristen oder Kabarettisten, die ›Arsch mit Ohren‹ heißt.

Den ersten Platz erreichte Klaus Neufeld mit einem 58,5 Teiler. Auf den zweiten Platz kam Hans Fritsch mit einem 62,7 Teiler, den dritten Platz belegte Marion Rieger mit einem

38 Henschel: *Die Phraseologie der tschechischen Sprache*, S. 142.

39 Ebd., S. 143.

40 *Duden 11* (2002), S. 60.

79,6 Teiler. Der letzte Platz sollte nicht leer ausgehen, denn mit einem 355,5 Teiler bekam Julia Rieger den in Bronze gegossenen »**Arsch mit Ohren**« überreicht. (BRZ13/JAN.02685 Braunschweiger Zeitung, 09.01.2013, Lokalteil: Peiner Nachrichten. – Sachgebiet: Lokales, Originalressort: Peine-Lokal; Neujahrspokalschießen in Ilsede)

Das nächste derbe Beispiel für diese Gruppe ist ›jmdn. am Arsch kriegen‹ im Sinne von ›jmdn. ergreifen/erwischen/bestrafen‹.⁴¹ Im Tschechischen wird dieser Phraseologismus mit nichtexpressiven Einwortlexemen wiedergegeben und zwar ›někoho dostat, chytit, chytnout, drapnout, dopadnout‹⁴² (wörtl.: jmdn. erwischen, fangen, packen, schnappen). Im *DeReKo* findet man zum 22.10.2017 insgesamt 3 Treffer zu der Nennform.

Von seinem Versteck beobachtete Schmökel das Kind, und plötzlich konnte er nichts anderes mehr denken. „Ich wollte das Mädchen schlagen, dass es wimmert, ich wollte es missbrauchen.“ Und die Gelegenheit schien günstig. Schmökel stand ohnehin schon mit dem Rücken zur Wand. „Wenn die mich eh **am Arsch kriegen**, dann kannst du auch noch schnell ein Mädchen missbrauchen“, habe er sich damals gedacht. Schmökel sagt das, als trauere er der verpassten Chance bis heute nach. (U02/NOV.01716 Süddeutsche Zeitung, 12.11.2002, S. 9. Originalressort: Themen aus Deutschland; Schmökels erste Aussage vor dem Landgericht Neuruppin)

Den Phraseologismus ›wie Arsch und Friedrich‹ im Sinne von ›sehr schlecht‹⁴³ kann man im Tschechischen nicht phraseologisch, sondern ausschließlich sinngemäß wiedergeben, nämlich ›velmi špatně‹. Das *DeReKo* liefert zum 26.10.2017 insgesamt 13 Treffer zu diesem Phraseolexem. Die meisten Belege, insgesamt sechs, sind mit dem Verb ›klingen‹ verbunden, weitere Verben, die jeweils zweimal verwendet wurden, sind ›aussehen‹ und ›schmecken‹.

Ihre Leidenschaft fürs Nähen entdeckte sie als Teenager, als sie die New-Wave-Klamotten, die sie tragen wollte, in keinem Laden fand oder die schlicht zu teuer waren. Später kam noch der Frust darüber hinzu, dass »Kleider von der Stange an vielen Frauen aussehen **wie Arsch und Friedrich**«. (FOC09/MAI.00507 FOCUS, 30.05.2009, S. 80–81, Sachgebiet: Mode, Originalressort: Modernes Leben; Selig mit der neuesten Masche)

5. Phraseologische ›faux amis‹

Die phraseologischen ›faux amis‹, von Henschel ›falsche Freunde‹ genannt, werden als »formal identische oder fast identische Einheiten zweier Sprachen [bezeichnet], deren Bedeutungen aber nichts miteinander zu tun ha-

41 *Redensartenindex*, Stichwort: »jemanden am Arsch kriegen«.

42 Heřman et al.: *Deutsch-tschechisches Wörterbuch*, S. 106.

43 *Redensartenindex*, Stichwort: »wie Arsch und Friedrich«.

ben. Das übereinstimmende innere Bild wird verschieden gedeutet [...]».⁴⁴ In unserem Korpus wurden fünf phraseologische Paare gefunden, die diesen Bedingungen entsprechen. Es handelt sich im Deutschen u.a. um ›jmdn. am/beim Arsch haben‹ im Sinne von ›jmdn. für etwas verantwortlich machen‹,⁴⁵ und im Tschechischen ›mít někoho/něco u prdele‹ (wörtl.: jmdn./etw. am/beim Arsch haben) in der Bedeutung ›jmd./etw. ist mir egal; jmd./etw. interessiert mich nicht‹. Im *TscheKo* wurden zum 26.10.2017 insgesamt vier Belege für den Phraseologismus gefunden, einer davon mit einer Person verbunden, die anderen drei waren sachlich.

»Je mi líto, když musím říct, že i ti blbý komunisti nebyli takový hovada, jako tam jsou dnes. Ať se komančové klidně vrátěj zpět, protože to už tady nebudu. Ať tuhle díru zavezou hnojem, **mám to u prdele**,« pokračoval zhurta tatér. Češi vůdcům EU nevěří. Polovina obyvatel Evropské unie je přesvědčena, že lídři Evropské unie se dovedou postavit globálním výzvám, 42 % jich tomu nevěří. (Parlamentní listy, č. 6/2012)

»Je jiná doba — žádná vláda, ani liberální, ani labouristická, se o vzdělání nestará ani hovno. Jsou tam drogy a nemají dost učitelů.« »Drogy jsou všude.« Harry se odvrátil od Garyho a zašeptal Manolisovi řecky: »Australani **mají svoje děti u prdele**.« Hectorův otec se zasmál, ale náhle promluvila maminka. »Ale co když všichni svoje děti pošlou do soukromých škol? To bude špatné pro státní školy. Pak tam budou chodit jenom hodně chudí a vláda žádné další peníze na vzdělání nedá.« (Tsiolkas, Christos (2011): Facka. Překlad: Kačer, Tomáš. Brno: Host.)

Im *DeReKo* konnten zum 26.10.2017 keine Treffer zu dem deutschen Phrasexem festgestellt werden.

6. Ergebnisse der Untersuchung

In dem vorliegenden Beitrag wurden insgesamt 111 Phraseologismen im Deutschen mit der Komponente ›Arsch‹ mit ihren Pendants im Tschechischen verglichen. Der Analyse liegt die Klassifizierung von Henschel (1993) zugrunde. Als Ergebnis der kontrastiven Untersuchung der Phraseologismen mit der Komponente ›Arsch‹ kann festgehalten werden, dass 16 phraseologische Paare (d.h. 14%) vollständig äquivalent, 17 (d.h. 15%) partiell äquivalent sind. Die rein semantische Äquivalenz weisen 43 phraseologische Paare (d.h. 39%) auf. Die Nulläquivalenz liegt bei 30 deutschen Phraseologismen (d.h. 27%) vor, d.h. dass zu diesen Phraseologismen im Deutschen keine phraseologischen Entsprechungen im Tschechischen gefunden werden konnten und dass sie schließlich mit nichtphraseologischen

44 Henschel: *Die Phraseologie der tschechischen Sprache*, S. 144.

45 *Duden 11* (2002), S. 61.

Mitteln ins Tschechische übertragen werden mussten. Fünf phraseologische Paare (d.h. 5%) im Deutschen und im Tschechischen zählen zu den phraseologischen ›faux amis‹.

Die Annahme, dass die derben und vulgären Ausdrücke mit der Komponente ›Arsch‹ nur zum gesprochenen Sprachschatz gehören, wurde teilweise widerlegt, denn in dem *DeReKo* finden sich zu vielen dieser Phraseologismen eine ganze Reihe von Belegen aus Presseartikeln. In der Regel machen die Autoren jedoch deutlich, dass sie damit die Stilebene der Standardsprache verlassen und zur derben Stilebene wechseln. So kommen diese Ausdrücke häufig in der direkten Rede vor, also als Zitat eines anderen Sprechers. Oder man signalisiert den Stilwechsel durch Interpunktion, nämlich mit der Verwendung von Anführungszeichen. Eine weitere Möglichkeit, sich von dieser derben Ausdrucksweise zu distanzieren, ist der Einschub von Füllwörtern wie ›wie man so sagt‹, ›sozusagen‹ oder ›auf gut Deutsch‹. In dem *TscheKo* wurden die Belege hauptsächlich der Belletristik entnommen. Hier handelt es sich allerdings oft um direkte Rede, Dialoge oder Formulierungen des Ich-Erzählers.

Literaturverzeichnis

- Burger, Harald: *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2007.
- Čermák, František; Hronek, Jiří; Machač, Jaroslav et al.: *Slovník české frazeologie a idiomatiky. Výrazy slovesné*. Band 3. Praha 2009.
- Deutsches Referenzkorpus (DeReKo-2017-I) / alle öffentlichen Korpora des Archivs W (mit Neuakquisitionen)*. COSMAS II-Server, C2API-Version 4.10.5–26.7.2017. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. <<http://www.ids-mannheim.de/DeReKo>> (Zugriff: 27.10.2017).
- Duden 11. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Idiomatisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Günther Drosdowski. Mannheim: Dudenverlag 1992.
- Duden 11. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. Brigitte Alsleben, Werner Scholze-Stubenrecht. 2., neu bearb. u. aktualis. Aufl. Mannheim: Bibliographisches Institut und F. A. Brockhaus 2002.
- Duden online*. Berlin: Bibliographisches Institut, Dudenverlag <<https://www.duden.de>> (Zugriff: 27.10.2017).
- Fleischer, Wolfgang: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. 2. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1997.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Werke. Jubiläumsausgabe*. Zweiter Band. Frankfurt/M. und Leipzig: Insel Verlag 1998.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel*. Stuttgart: Reclam 1969.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel*. Hamburg: Hamburger Lesehefte (o. J.).

- Henschel, Helgunde: *Die Phraseologie der tschechischen Sprache. Ein Handbuch*. Frankfurt/M.: Peter Lang 1993.
- Heřman, Karel; Blažejová, Markéta; Goldhahn, Helge et al.: *Deutsch-tschechisches Wörterbuch der Phraseologismen und festgeprägten Wendungen*. 1. Aufl. Praha: C. H. Beck 2010.
- Hofmannová, Jana: *Numeralien als phraseologische Komponenten im Deutschen und im Tschechischen am Beispiel des Numerales VIER*. In: »Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik« 29/1, Masarykova univerzita 2015, S. 47–67.
- Hofmannová, Jana: *Numeralien als phraseologische Komponenten im Deutschen und im Tschechischen am Beispiel des Numerales SIEBEN*. In: »Lingua viva« 20, České Budějovice 2015, S. 37–49.
- Redensartenindex*. Wörterbuch für Redensarten, Redewendungen, idiomatische Ausdrücke, Sprichwörter, Umgangssprache [ohne Impressum]. <<https://www.redensarten-index.de/suche.php>> (Zugriff: 27.10.2017).
- SYN2015: *reprezentativní korpus psané češtiny*. Praha: Ústav Českého národního korpusu FF UK 2015. <<http://www.korpus.cz>> (Zugriff: 27.10.2017).
- Röhrich, Lutz: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. 4. Aufl. Freiburg, Basel, Wien 1994.
- Wiktionary. Das freie Wörterbuch*. <<https://de.wiktionary.org>> (Zugriff: 27. 10. 2017).

Anna Gondek | Uniwersytet Wrocławski, anna.gondek@uwr.edu.pl

Joanna Szczek | Uniwersytet Wrocławski, joanna.szczek@uwr.edu.pl

Zum semantischen Feld ›Defäkation‹ im Deutschen und im Polnischen Eine vergleichende Studie

Geschrieben stinkt Scheiße nicht.
(Roland Barthes)

1. Einführende Bemerkungen

Defäkation gehört zweifelsohne zu den Bereichen der menschlichen Physiologie, über die sowohl öffentlich als auch privat eher zurückhaltend gesprochen wird. Mehr noch, sie wird konsequent verdrängt, obwohl sie doch zu unserem täglichen Leben gehört. Wie bei allen menschlichen Ausscheidungen ergibt sich dies aus den Scham- und Peinlichkeitsgefühlen.¹ Aber wie Werner schreibt,

gründet die menschliche Kultur auf Scheiße [...] weil wir erst durch Abgrenzung von der Scheiße wissen, was Kultur überhaupt ist. [...] Wir brauchen ein unkultiviertes Gegenüber, um uns allererst als zivilisierte Wesen begreifen zu können. Wir brauchen die Scheiße, um sie zu beseitigen und uns dadurch in unserer Kultiviertheit zu bestätigen. Die Scheiße ist für unser Selbstverständnis als moderne Menschen unabdingbar.²

Im Beitrag wird ein Versuch unternommen, das semantische Feld ›Defäkation‹ im Deutschen und im Polnischen zu präsentieren. Unser Interesse gilt sowohl der standardsprachlichen und fachsprachlichen als auch der umgangssprachlichen Verbalisierung dieser Thematik. Ausgegangen wird von der Bedeutung der Lexeme ›Scheiße‹/›gówno‹; es werden auch Lexeme ›schießen‹/›srać‹ berücksichtigt, die einen wichtigen Bestandteil des gesamten Lexemverbandes bilden. In unserer Analyse wollen wir uns vor allem auf die Frage konzentrieren, welchen Einfluss der umgangssprachliche und expressive Gebrauch der genannten Lexeme auf die Erweiterung der Bedeutung hat.

1 Vgl. Werner: *Dunkle Materie*, S. 9.

2 Ebd., S. 7.

Das Zitat bestätigt *nolens volens* die Rolle der Ausscheidungen im Leben der Menschen. Man verweist oft auf das bekannte Zitat des heiligen Augustinus: »Zwischen Kot und Urin werden wir geboren«, in dem die immer noch in den meisten Kulturen tabuisierte Sphäre auf den Boden der bloßen Tatsachen geführt wird, denn »von der Wiege bis zur Bahre prägt die Scheiße unser Verständnis von Kultur, Gesellschaft, Gesundheit, Anstand, Humor und Identität«.³

Diese Beobachtung hat Einfluss darauf, dass Menschen in ihren Sprachen vielfältige Mittel entwickelt haben, die eingesetzt werden, um die Kommunikation über die skatologische Sphäre doch zu ermöglichen. Gemeint sind v.a. Euphemismen, wobei auch darauf hingewiesen werden soll, dass Defäkation auch eine Inspirationsquelle für verschiedene Dysphemismen, Vulgarismen oder Schimpfwörter ist. Daher lässt sich in der Sprache eine Dichotomie beobachten: Einerseits sucht man nach Mitteln und Wegen, um die Ausscheidungen nicht direkt beim Namen zu nennen, andererseits aber greift man gerne zum Wortschatz aus diesem Bereich, um andere Sachverhalte zu verbalisieren. Diese These bildet auch den Ausgangspunkt für diese Studie.

Im vorliegenden Beitrag wird ein Versuch unternommen, das semantische Feld ›Defäkation‹ im Deutschen und im Polnischen zu präsentieren. Uns interessiert sowohl die standardsprachliche und fachsprachliche Verbalisierung dieser Thematik, darunter Fachausdrücke aus dem Bereich der Gesundheitspflege, als auch der umgangssprachliche Gebrauch. Wir gehen dabei von der Bedeutung der Lexeme ›Scheiße‹/›gówno‹ in der deutschen und polnischen Sprache aus und stellen anhand der Beispiele die Bedeutungsvielfalt und Funktionen der genannten Lexeme dar. Berücksichtigt werden sowohl Derivate als auch Komposita und Synonyme, die sich unterschiedlichen Stilschichten zuordnen lassen. Eine besondere Position in der Darstellung des genannten semantischen Feldes nehmen Phraseologismen ein.

Das Ziel der vergleichenden Analyse ist zu zeigen, inwieweit in den beiden Sprachen der umgangssprachliche und expressive Gebrauch⁴ der genannten Lexeme einen Einfluss auf die Erweiterung ihrer Bedeutung hat.

3 Ebd., S. 8.

4 Zum expressiven Gebrauch der analysierten Lexeme vgl. Rejter: *Leksyka ekspresywna*, S. 73f.

2. Begriffliches

Defäkation ist ein Begriff in der Medizin, der auf lat. *faex* (›Hefe, Bodensatz‹) zurückgeht und für den man in der Sprache unterschiedliche Synonyme findet, wie z.B.: Stuhlgang; Darmentleerung, Stuhl; (derb) Schiss; (Medizin) Egestion, Stuhlentleerung.⁵ Es wird dabei auf zwei Bedeutungen der Defäkation hingewiesen: 1. (Medizin) ›Stuhlentleerung‹; 2. ›Reinigung, Klärung (besonders von Flüssigkeiten)‹.⁶ Im Polnischen hat das Nomen auch zwei Bedeutungen: 1. ›wydalanie kału‹; 2. ›oczyszczanie soku lub innych roztworów cukrowych przez dodawanie do nich wapna‹⁷ und folgende Synonyme: oddawanie kału, oddawanie stolca, wypróżnianie, wypróżnienie, ekskrecja, ekskrementacja.

Produkte der Defäkation sind Exkreme – überflüssige Stoffwechselprodukte. Es geht also v.a. um unverdaute und unverdauliche Bestandteile der Nahrung, die in Form von Kot ausgeschieden werden. Und auch hier bietet einem die Sprache verschiedene Ausdrucksmittel. Unter Kot wird ›Ausscheidung des Darms, Exkrement‹ verstanden⁸ oder genauer »das, was bei Lebewesen, die über einen Verdauungsapparat verfügen, in mehr oder weniger fester Form durch den After aus dem Körper ausgeschieden wird«.⁹ Dem feineren Begriff ›Kot‹ werden folgende Synonyme zugeschrieben: Absonderung, Ausscheidung, Darmausscheidung, Stuhl[gang]; (gehoben) Hinterlassenschaft, Notdurft; (bildungssprachlich) Exkrement; (umgangssprachlich) Haufen; (derb) Kacke, Scheiße; (norddeutsch salopp) Schiet; (Jägersprache) Losung; (Kindersprache) Aa, Kacka; (Medizin) Dejekt, Fäzes; (besonders Medizin) Fäkalien; (Medizin, Zoologie) Exkret. Im Polnischen werden dem neutralen Lexem ›kał‹ folgende Synonyme zugeordnet,¹⁰ die sich in zwei Bereiche gruppieren lassen: 1) diejenigen, die zur Bezeichnung der Exkreme verwendet werden: ekskrementy, fecesy, fekalia, gówienko, kupa, kupka, łajno, odchody, pomiot, stolec, wydaliny; 2) diejenigen, die im landwirtschaftlichen Kontext erscheinen: gnojowica, gnojownik, gnojówka, gnoj, krowiak, mierzwa, nawóz, obornik.

Das wohl häufigste Synonym für Kot ist Scheiße, das jedoch in der Sprache verschiedene Funktionalitäten aufweist. Dies geht schon aus der Definition hervor: 1. (derb) ›Kot‹, 2. (derb abwertend) ›etwas sehr Schlech-

5 Stichwort: *Defäkation*, in: *Duden online*.

6 Ebd.

7 Stichwort: *defekacja*, in: *Słownik języka polskiego PWN*.

8 Vgl. Stichwort: *Kot*, in: *Duden online*.

9 Werner: *Dunkle Materie*, S. 17.

10 Stichwort: *kał*, in: *Synonim.NET*.

tes, Unerfreuliches, Ärgerliches‹.¹¹ In der Definition werden auch den beiden Bedeutungen entsprechende Synonyme zugeschrieben. Für die erste Bedeutung sind sie den oben genannten gleichzusetzen. Im Falle der zweiten Bedeutungsebene handelt es sich um folgende: Dummheit, Flausen, Nonsense, Unfug, Unsinn; (umgangssprachlich) Kokoloeres, Larifari, Mätzchen, Schlamassel, Wahnsinn; (salopp) Bockmist, Koks; (derb) Kacke, Kuhscheiße; (oft emotional) Irrsinn; (umgangssprachlich abwertend) Blech, Blödsinn, Firlefan[erei], Humbug, Käse, Kohl, Mist, Mumpitz, Schmarren, Schwachsinn, Stuss; (umgangssprachlich, oft abwertend) dummes Zeug; (salopp abwertend) Dreck, Quark, Quatsch, Scheiß, Zinnober; (derb emotional verstärkend) Scheißdreck; (westmitteldeutsch, westdeutsch) Kappes; (bayrisch und österreichisch salopp abwertend) Topfen.

Daneben gibt es im Deutschen auch das Adjektiv ›scheiße‹, dessen Bedeutung folgendermaßen ausgelegt wird: ›ausgesprochen schlecht, unerfreulich, ärgerlich‹.¹² Im Polnischen hat das Lexem ›gówno‹ folgende Bedeutungen:¹³ 1. ›substancja o przykrym zapachu, którą wydalają z jelit ludzie i zwierzęta‹; 2. ›coś (lub ktoś) małej wartości, godne pogardy i lekceważeni‹; 3. ›coś nieważnego, mało istotneg‹; 4. ›zupełnie nic‹; 5. ›bardzo zła sytuacja, wywołująca wstręt u mówiącego‹. Man findet auch eine Reihe von Synonymen, die je nach der Bedeutung des Hauptlexems auch differenziert werden: 1. gówienko (vulg.), kał (offiz.), kupa (umgs.), łajno (umgs.), stolec, ekskrementy, odchody; für die oben genannten Bedeutungen Nr. 2, 3, 4: badziewie, gówno (vulg.), szmelc, złom, bubel (umgs.), chłam, dziadostwo, fuszerka, kaszana (umgs.), kicz, lichota, lipa (umgs.), miernota, ramota (bild.), szajs (pot.), szmira, śmiecie, tandeta, tanizna (umgs.).

3. Defäkation in der Kultur

Nicht nur in der Sprache, sondern auch im Alltag vermeidet man es, Defäkation als solche direkt beim Namen zu nennen. Sie wird in einen Zusammenhang mit Schamgefühl und Peinlichkeit gesetzt, was jedoch als Produkt neuerer Zeiten angesehen wird: »Der Mensch dachte nicht daran, sich vor etwas zu ekeln, das ein Stück seines Selbst ist oder war. In den südlichen Staaten Europas herrscht in dieser Beziehung noch heute [1928] eine

11 Stichwort: *Scheiße*, in: *Duden online*.

12 Stichwort: *scheiße*, in: *Duden online*.

13 Stichwort: *gówno*, in: *Wielki Słownik Języka Polskiego*, vgl. auch ähnliche Definitionen bei Szymczak (S. 688) und *Słownik Języka Polskiego PWN*.

Ungenierteit, die für unsere Begriffe etwas Erstaunliches hat.«¹⁴ Darauf weist auch Behr hin, indem er schreibt: »Im Früh- und Hochmittelalter sind menschliche Exkremete und deren Erzeugung weitgehend ignoriert worden, im 21. Jahrhundert noch immer ein Tabu-Thema.«¹⁵

In der Forschungsliteratur wird auf die sog. skatologischen Götter hingewiesen,¹⁶ wie z.B. Skarabäus bei den Ägyptern, Crepitus – Gott der Darmwinde, Sterculius – Gott des Mistes und Venus Cloacina bei den Römern oder Baal-Phegor in der arabischen Kultur. Exkremete sind bzw. waren auch mit vielen abergläubischen Bräuchen und Praktiken verbunden, auf die Englisch hinweist.¹⁷

4. Das semantische Feld Defäkation im Deutschen und im Polnischen

4.1. Versprachlichung der Defäkation – lexikologische Aspekte

Die Fäkalsprache wird von der Forschung stiefmütterlich behandelt. Müller begründet diese Tatsache mit dem Umstand, »dass die Ausdrücke [...] des obszönen Wortschatzes mündlich sehr viel öfter verwendet werden als schriftlich«.¹⁸

Werner weist darauf hin, dass zwar »Begriffe wie Scheiße, Scheißer, scheißen oder geschissen in der deutschen Sprache also seit Hunderten von Jahren gang und gäbe sind, ist ihr Gebrauch doch in bestimmten Redesituationen immer noch mit einem Tabu belegt«.¹⁹ Dies ist auch der Grund dafür, dass diese Sphäre oft euphemisiert wird, was jedoch zu einer paradoxen Situation führt: man will »Scheiße« sagen, und es doch nicht sagen. Dieses Paradoxon ist in der Forschungsliteratur zu den Euphemismen und zum Tabu längst bekannt. Auf dieses Dilemma weist auch Werner folgendermaßen hin:

Wörter wie Scheiße, Arsch etc. haben offenbar eine unheimliche, ja wenn man so will: eine geradezu göttliche (oder auch teuflische Macht). Nicht umsonst bezeichnet man sie als Kraftwörter: ein Begriff, der unterstellt, dass es sich bei ihnen nicht bloß um arbiträre sprachliche Zeichen handelt, welche eine rein symbolische Beziehung zu ihrem Referenten in der wirklichen Welt unterhalten, sondern dass diese Wörter eine besonders innige Beziehung zur Realität haben.²⁰

14 Englisch: *Das skatologische Element*, S. 17.

15 Behr: *Alles Scheiße*, S. 20.

16 Englisch: *Das skatologische Element*, S. 63.

17 Ebd., S. 65ff.

18 Müller: *Schwert und Scheide*, S. 7.

19 Werner: *Dunkle Materie*, S. 29.

20 Ebd., S. 34.

Dabei kann man aber auch eine weitere Tendenz beobachten, und zwar die des Dysphemierens. Man greift nämlich gerne und immer häufiger zu solchen mit Tabu belegten Wörtern, um andere Inhalte zum Ausdruck zu bringen, die keine Ähnlichkeit zum Verdauungsprodukt haben. Dies betrifft sowohl das Deutsche als auch das Polnische. Daher wagt Werner die folgende These:

Insofern sind die meisten Flüche, Beschimpfungen und Obszönitäten, die sich um das Wort Scheiße ranken, im Grunde bedeutungsleer und können nicht ernsthaft als Beleidigung aufgefasst werden. Scheiße, so könnte man sagen, ist eines der unschuldigsten Wörter, die es in der deutschen Sprache gibt: ein Begriff, der wirklich *alles* bezeichnen kann – und deshalb *nichts* bedeutet.²¹

Dominauskienė weist darauf hin, dass »der skatologische Wortschatz Scheiße, Mist, Arsch etc. nach wie vor einen ungleich höheren Stellenwert einnimmt, weiterhin produktiv ist und längst in die expressive Wortbildung eingedrungen ist«.²²

Englisch nennt viele skatologische Sprichwörter, die es angeblich in jeder Sprache gebe.²³ Als Beispiel dafür führt er folgende Parömien an: »*Stercus cuique suum bene olet*«²⁴ aus dem Lateinischen, »*Lepiej dobrze sie wyszcuac, niz kiepsko schedozyc*«²⁵ aus dem Polnischen. Dazu kommen noch drei Seiten von skatologischen Sprichwörtern im Deutschen, auf die im folgenden Beitrag nicht näher eingegangen wird. Daneben gibt es

eine Unzahl euphemistisch-scherzhafter Umschreibungen, deren Gebrauch stark von der Konsistenz der Scheiße oder dem Kontext ihrer Hervorbringung abhängig ist: Ist sie wohlgeformt, länglich und in sich geschlossen, bezeichnet man sie als Wurst. Wenn bei einem Leibwind neben den üblichen Darmgasen auch feste Bestandteile in die Hose gehen, sagt man, es sei etwas Land mitgekommen. Touristen, die sich im außereuropäischen Land den Darm verderben, bekommen keinen profanen Durchfall oder Dünnpfiff, sondern in Lateinamerika Montezumas Rache, in Ägypten den Fluch des Pharaos, und wenn sie sich in Indien befinden, haben sie einen *Delhi belly*. Menschen, die durch fremde Exkremeunte sexuell erregt werden, bezeichnen das Objekt ihrer Begierde als Kaviar.²⁶

Müller weist auch auf Eigennamen mit skatologischer Bedeutung hin, wie z.B.: Scheißputt, Heinz Mist, Hans Knoten in der Kotgass.

Eine Ergänzung bilden skatologische Schimpfwörter, die auch tabubrechend sind. Dimova weist auf Folgendes hin: »Die deutschen (wie auch die meisten nordeuropäischen) Schimpfwörter leben aus dem Wortfeld des

21 Ebd., S. 36.

22 Dominauskienė: *Flüche und Schimpfwörter*, S. 55.

23 Englisch: *Das skatologische Element*, S. 129.

24 Dt.: Angenehm riecht einem jeden der eigene Mist.

25 Dt.: Es ist immer besser, gut zu pissen, als schlecht zu koitieren.

26 Werner: *Dunkle Materie*, S. 36.

Skatologischen«. ²⁷ Viele von ihnen beziehen sich auf Defäkation, um »eine Leistung, eine hohe Stellung, Protzerei oder Geiz abzuqualifizieren und lächerlich zu machen«. ²⁸ Es handelt sich um Scheiße, Kacke, Mist, Dreck im Deutschen und gówno im Polnischen.

4.1.1. Euphemismen zu Lexemen ›Scheiße‹/›gówno‹ und ›scheißen‹/›srać‹

Euphemismen sind Umschreibungen, unter denen »alle umschreibenden Wörter und Ausdrücke, d.h. solche, die zwar die Bedeutung eines Ausdruckes A vermitteln, aber auch durch eine von A abweichende Bezeichnung« ²⁹ verstanden werden. Es handelt sich dabei um »verhüllende, mildernde oder beschönigende Ausdrucksweise aus (unterschiedlichen) Gründen der Rücksichtnahme und Ästhetik«. ³⁰

Bąk ³¹ zählt Bereiche auf, die verhüllt werden: Gott, Teufel, Tod, Sterben, Töten, Schwangerschaft, Geburt, Sexualität, Moral, Liebe, Anatomie, Körperteile, Notdurft, Ausscheidungen, Gesetzwidrigkeit, Verbrechen, Vergehen, Geld, Betrug, Diebstahl, Bestechlichkeit, Lüge, Alkoholmissbrauch, Drogen, Abweisung, Zurechtweisung Kritik, Vulgarität, Aussehen, Wirtschaft. Dąbrowska ³² nennt dagegen folgende Sphären des Euphemisierens im Polnischen: Religion (Gottes-, Maria- und Jesusnamen, Teufelsnamen), Namen von gefährlichen Tieren, Krankheiten, Tod und damit verbundene Erscheinungen, menschliche Laster, intellektuelle und moralische Defekte, körperliche Eigenschaften des Menschen, finanzielle Lage und Geldbezeichnungen, sprachliche Etikette, Verbrechen, Vergehen und Strafen, Schimpfwörter, Verfluchungen, Namen von Körperteilen, Namen von Kleidungsstücken, Nacktheit, Bezeichnungen für physiologische Tätigkeiten, Sexualleben, Politik und Diplomatie, abweisendes Aussehen oder abweisender Geruch.

In Anlehnung an die Funktionen der Euphemismen unterscheidet man verhüllende und verschleiernde Euphemismen. ³³ Erstere sind für den vorliegenden Beitrag von besonderem Interesse, denn sie »gelten als gesellschaftliche anerkannt« und »gehören zum allgemeinen Wortschatz«. ³⁴

27 Dimova: *Der Witz*, o.S.

28 Dominauskienė: *Flüche und Schimpfwörter*, S. 30.

29 Luchtenberg: *Euphemismen*, S. 21.

30 Conrad: *Kleines Wörterbuch*, S. 79.

31 Bąk: *Euphemismen*, S. 51ff.

32 Dąbrowska: *Eufemizmy*, S. 224f.

33 Zu dieser Unterscheidung vgl. Bąk: *Euphemismen*.

34 Luchtenberg: *Euphemismen*, S. 167ff.

Im Deutschen findet man z.B. folgende Euphemismen für ›Scheiße‹: biologisch abbaubarer Überschuss, Ausscheidung, Scheibenhonig, Scheibenkleister, Absonderung, Darmausscheidung, Dejekt, Fäzes, Exkret. Im Polnischen weist Dąbrowska³⁵ darauf hin, dass das Lexem ›gówno‹ abgekürzt und verschwiegen wird, z.B.: g...g...o oder phonetisch entstellt wird, z.B. chówno, chrówno. Es gibt auch Individualismen, z.B. gielgu oder Bezeichnungen, die wie Fremdwörter klingen oder Entlehnungen sind, z.B. guano, merde, shit, szajs. Man findet auch Ersatzwörter, z.B. guzik oder Umschreibungen der Art: słowo Cambronnea / to co rzekł Cambronne. Andere Euphemismen sind Diminutiva: łajenko, kupka, oder Periphrase: produkty przemiany materii, oder eher neutrale, medizinische Bezeichnungen: ekskrementy, fekalia.

Daneben gibt es noch das derbe Verb ›scheiden‹, zu dem man folgende Euphemismen im Deutschen finden kann: sich entleeren, seine Notdurft verrichten, Stuhlgang haben, (familiär) eine Wurst machen, großmachen, [einen Haufen] machen, sein [großes] Geschäft erledigen/verrichten/machen, einen Kaktus pflanzen/setzen/drehen; (Kindersprache) Aa machen, Kacka machen. Im Polnischen nennt Dąbrowska³⁶ folgende Euphemismen für das derbe polnische Verb srać:³⁷ wykupkać się, zrobić kupkę, zrobić dwójkę, dłuższe posiedzenie, musieć na dłużej, iść poczytać gazetę, iść z grubszą sprawą, załatwić grubszą sprawę, chce się komuś coś grubszego, coś twardego, iść z poważną sprawą, załatwić grubszą sprawę, ulżyć sobie, zrzucić balast, zostawić zbędny bagaż, zmniejszyć wagę, odchudzić się, postawić/posadzić kasztana, posadzić grzyba, kręcić lody, ukręcić batona, robić makowiec, strzelić kreta, wypuścić krecika na wolność, stawiać klocek, warknąć w porcelankę, załatwić śmierdzącą sprawę, załatwić się, zrobić w majtki, wyprowadzić kreta na spacer, wypuścić węża, walnąć kitę.

Wie man sieht, findet man hier in beiden Sprachen nicht besonders viele Euphemismen.³⁸ Man hat es in diesem Bereich eher mit Dysphemismen/Kakophemismen zu tun, die folgendermaßen ausgelegt werden: »negative, herabsetzende Umschreibung für ein neutrales oder positives Wort«. ³⁹ Auf die Funktion von Dysphemismen verweist Leinfellner⁴⁰ in der folgenden Definition: »Ausdrücke, die ohne ironische Absicht zum Zwecke der Ver-

35 Dąbrowska: *Eufemizmy*, S. 224ff.

36 Ebd., S. 221f.

37 Das polnische Verb ›srać‹ ist zwar nicht mit dem Lexem ›gówno‹ etymologisch verwandt, es ist jedoch ein Äquivalent zum deutschen Lexem ›scheiden‹.

38 Vgl. z.B. die Euphemismen zum Lexem ›Arsch‹/›dupa‹.

39 Vgl. Stichwort: *Dysphemismus*, in: *Duden online*.

40 Leinfellner: *Der Euphemismus*, S. 59.

schleierung alles ein wenig schlechter darstellen«. Auch durch den Gebrauch von Dysphemismen werden sprachliche Tabus gebrochen.

4.2. Das Wortbildungspotenzial der Morpheme {scheiß-} und {gówn-}

Das Morphem {scheiß-} ist in der Wortbildung sehr produktiv. Augst⁴¹ führt folgende Derivate an: Scheiß, Scheißer, Scheißerei, Schiss, anscheißen, Anschiss, beschießen, Beschiss, beschissen, verschissen. Im Polnischen gibt es häufige Derivate: gówniany, gówniarz, gówniara, gówniarzerski. Wie man in Bezug auf scheiß- anmerkt, sind Bildungen »dieser Art eine sehr große Gruppe von derben Schelten, die fast beliebig vermehrbar ist«. ⁴² Dabei lassen sich folgende Wortbildungsprodukte unterscheiden:

1. Simplicia: Scheiße/gówno, scheißen/srać;
2. Ableitungen
 - a. scheiße-/gówn-: Scheißer, Schisser, Scheißerl, Scheißerchen, Scheißerlein, Scheißerei, Scheißeritis; gówniarz, gówniarski, gówniara, gówniarstwo, gówniarzeria, gówniany;
 - b. scheißen/srać: anscheißen, beschissen, verschissen; nasrać, osrać, ob(e)srać (się), posrać (się), przesrać (przesrane), przysrać, usrać się, wysrać (się), zasrać, zesrać się, ob(e)sraniec, srala(-mądrała), srajdek, sraluch, sracz, sraczyk, sraczka, sraka, sraczkowaty, sralki, zasraniec.
3. Komposita:
 - a. mit Scheißer als Basiswort: Angstscheißer, Bettscheißer, Blackscheißer, Furchenscheißer, Giftscheißer, Heckenscheißer, Honigscheißer, Hosenscheißer, Klugscheißer, Notenscheißer, Schleimscheißer, Tintenscheißer, Tüpfelscheißer;
 - b. mit scheiß-/gówno als Bestimmungswort: Scheißausländer, Scheißbesen, Scheißkanaker, Scheißlehrer, Scheißpfafe, Scheißtrommel, Scheißbulle, Scheißhaufen, Scheißhaus, Scheißkerl, Scheißtyp; gównojad, gównozjad, gównozębny.

Im Lichte der angeführten Beispiele sieht man, dass das Deutsche über ein großes Potenzial verfügt, Komposita mit dem Lexem ›Scheißer‹ zu bilden. Im Polnischen werden an dieser Stelle eher Nominalphrasen gebildet, was auf die Systemunterschiede zwischen den beiden Sprachen zurückzuführen ist.

41 Augst: *Wortfamilienwörterbuch*, S. 1173.

42 Pfeiffer: *Das große Schimpfwörterbuch*, S. 362.

4.3. ›Scheiße‹/›gówno‹ als Vulgarismen

»Der Vulgarismus ist eine lexikalische Einheit, mit deren Hilfe der Sprechende seine Emotionen gegenüber etwas oder jemandem äußert und dabei ein Sprachtabu bricht.« – so lautet die Definition des Vulgarismus von Grochowski.⁴³ Ohne Zweifel wird das Lexem ›Scheiße‹/›gówno‹ in beiden Sprachen sehr oft als Vulgarismus benutzt. Sowohl im Deutschen als auch im Polnischen wird es als vulg./wulg. markiert, was jedoch in Bezug auf die Frequenz im Gebrauch einen eher geringen Einfluss hat. Dundes weist darauf hin, dass »die relative Häufigkeit solcher Wörter in unserer Sprache mit einer analen Fixierung des deutschen Nationalcharakters« erklärt werden kann.⁴⁴

Zahlreiche Bildungen mit dem genannten Lexem scheinen diese These zu bestätigen. Zu dem Lexem ›Scheiße‹/›gówno‹ wird gegriffen, um u.a. folgende Bedeutungen zum Ausdruck zu bringen:

1. Bezeichnungen für Personen, z.B.: Scheißbulle, Scheißer (in drei Bedeutungen: ›1. ein widerlicher Mensch, erbärmlicher Kerl, 2. ein Feigling, 3. ein völlig unbedeutender Mensch, eine Null‹);⁴⁵ Scheißerl als ›kosende Schelte für ein Kleinkind, einen Säugling‹;⁴⁶ gówniarz, gówniara – mit Widerwillen von einem jungen Mann bzw. Frau, auch von einer leichtsinnigen Person, gównojad – ein geiziger Mensch, gównowłaz – (Jugendspr.) jmd., der sich selten wäscht, wobei im Polnischen in den meisten Derivaten auf ein niedriges Alter angespielt wird.
2. Bezeichnungen für Personengruppen, z.B.: Scheißhaufen; gówniarzeria;
3. Bezeichnungen für Sachverhalte, z.B.: Scheißding; gówno – für etwas, das zu nichts taugt;
4. als Eigenschaftswort, z.B.: Scheißessen, Scheißpolitik, scheißegal; gówniany interes, los, gówniana robota, gówniane życie, wszystko [to] gówno.

Es lassen sich zwei grundlegende Funktionen des Lexems ›Scheiße‹/›gówno‹ in der Sprache bestimmen: Verstärkung des Ausdrucks oder Abwertung in

43 Grochowski: *Słownik*, S. 19 (ins Dt. übers. von AG/JS; i.O.: »Wulgaryzm zatem to jednostka leksykalna, za pomocą której mówiący ujawnia swoje emocje względem czegoś lub kogoś, łamiąc przy tym tabu językowe.«, Hervorh. von AG/JS).

44 Dundes: *Sie mich auch!*, S. 17.

45 Pfeiffer: *Das große Schimpfwörterbuch*, S. 362.

46 Ebd.

Verbindung mit neutralen Wörtern. Daneben gibt es eine Reihe von festen Ausdrücken, in denen das analysierte Lexem mit besonderer Vorliebe gebraucht wird. Um solche Ausdrücke geht es im nächsten Unterkapitel.

4.4. Deutsche und polnische Phraseologismen mit dem Bestandteil

›Scheiße‹/›gówno‹ und ›schießen‹/›srać‹

Im Folgenden werden deutsche und polnische Phraseologismen⁴⁷ analysiert, in deren Komponentenbestand die Lexeme ›Scheiße‹/›gówno‹ und dessen Synonyme (Kacke, kupa) sowie ›srać‹ und Derivate (im Deutschen: schießen, schieß-, im Polnischen: gówniany) vorkommen.⁴⁸ Es sollen die im phraseologischen Gebrauch vorkommenden Bedeutungen und Funktionen des genannten Lexems ermittelt werden. Die exzerpierten Phraseologismen werden in der folgenden Tabelle zusammengestellt:

Deutsche Phraseologismen	Polnische Phraseologismen
1. Bezug auf Menschen	
a. Bezeichnungen für Menschen	
ein Stück Scheiße	kupa gówna, gówno śmierdzące, gówno z kogoś, gówno w kapeluszu (Prostituierte, unbeliebte Kollegin), ktoś wyżej sra niż dupę ma (von einem eingebildeten Menschen)
b. menschliche Verhaltensweisen	
Angst: vor Angst in die Hosen schießen, Gleichgültigkeit: Scheiß drauf!, jmdm. was schießen, Betrug: sich anschießen lassen, unkontrolliertes Lachen: nur noch Scheiße brüllen können, physiologische Prozesse: schießen wie ein Waldesel	Angst: srać w majtki / w portki, srać ze strachu, Abweisen: gówno komuś do czegoś, Gleichgültigkeit: coś gówno kogoś obchodzi, Missachtung: srać na kogoś/coś, Missbilligung: Srali muchy, będzie wiosna, Sralis-mazgalis [referendis duptis] (Kommentar), Unruhe: kręcić się jak gówno w przereźblu, Aufdringlichkeit: kleić się jak kocie gówno, Verlegenheit: zmieszać się jak gówno w betoniarce, Sehnsucht: srać za kimś

47 Unter Phraseologismus verstehen wir sprachliche Einheiten, die »aus mehr als einem Wort [bestehen]. Die Wörter sind nicht für dieses eine Mal zusammengestellt, sondern es handelt sich um Kombinationen von Wörtern, die uns als Deutschsprechenden genau in dieser Kombination bekannt sind, ähnlich wie wir die deutschen Wörter kennen. Ausdrücke mit diesen beiden Eigenschaften nennen wir Phraseologismen.« (Burger: *Phraseologie*, S. 11)

48 Quellen: Anusiewicz/Skawiński: *Słownik*; Czeszewski: *Słownik*; Dąbrowska: *Słownik*; *Duden 11*; Grochowski: *Słownik*; Kłosińska/Sobol/Stankiewicz: *Wielki słownik*; Müldner-Nieckowski: *Wielki słownik*; Röhrich: *Lexikon*.

c. üble Nachrede	
jmdn. durch die Scheiße ziehen	
d. fehlerhaftes Handeln	
Scheiße bauen, in die Scheiße greifen, einen Griff in die Scheiße machen, jmdn./sich in die Scheiße reiten	wpadać (w swoje, we własne gównno), pośliznąć się (na swoim, na własnym gównnie), zjadać (swoje, własne) gównno
e. Aussehen	
scheiße aussehen, auf jmdn. hat der Teufel durch ein Sieb geschissen	
f. menschliche Eigenschaften	
Sinn für Geschäfte: aus Scheiße Geld machen, Dummheit: nur Scheiße im Kopf/Gehirn haben	Unordentlichkeit: ktoś gównna z progumie zepchnie
g. dummes Reden	
einen Haufen Scheiße verzapfen, nur noch Scheiße sagen können, Erzähl keinen Scheiß!, Scheiße reden/erzählen	sranie w bambus, Sratytaty dupa w kraty / Sratytaty pierdaty (Kommentar)
h. Fluchformeln	
Fluch: Verfluchte/verdammte Scheiße, So eine Scheiße!, Entsetzen: Ach du Kackel!, Was für ein Kackel!, Ach du Scheiße!, Verärgerung: Scheiße mit Reis!, Scheiße mit Trompetenrohr!, Verwunderung und Erstaunen: da scheidst der Hund ins Feuerzeug	Srał [to] pies!
2. Bezug auf andere Sachverhalte	
a. (in) ausweglose Lage (geraten)	
jmdm. steht die Scheiße bis zum Hals, Alles Scheiße, Deine Elli!/Emma! (Kommentar)	pakować się / wdeptywać / włązić / wchodzić w gównno, znaleźć się w gównnie
b. unangenehme Situation	
jmdn. aus der Scheiße ziehen, aus der großen Scheiße heraus sein, tief in der Scheiße/Kacke sitzen/stecken	siedzieć/tkwic po uszy w gównnie, nie (należy/warto) ruszać gównna, bo będzie śmierdziało (Kommentar)
c. Ende einer angenehmen Situation	
	skończyło się babci sranie (Kommentar)

d. verdächtige Angelegenheiten, schmutzige Geschäfte	
	babrać się w gównie
e. Aufdecken unangenehmer Fakten	
in der Scheiße wühlen/rühren	
f. sich mit einer Sache zu lange beschäftigen / eine Person allzu zärtlich behandeln	
	srać się z czymś/kimś
g. Einschätzung einer Lage/Situation/Person	
etwas scheiße finden	gówno z kogoś nie + Berufsbezeichnung, gówno chłopu nie zegarek (jmd. verdient etwas nicht, weiß es nicht zu schätzen)
h. Essen	
Scheiße mit Reis	
i. Unwahrheit	
	gówno prawda, Srali muchy, będzie wiosna, Sralis-mazgalis [referendis duptis] (Kommentar)
j. Wertlosigkeit	
	gówno/gówna warte, okazać się gównem, zajmować się gównem/gównami, byle gówno, pytać o byle gówno, lecieć do kogoś z byle gównem, gówno wyjdzie z czegoś, (ale, a to, co za) gówno!, srał kogoś/coś pies
k. nichts (hören, sehen)	
	gówno widać/słyszać, ktoś gówno widzi/słyszy

Wie man der Tabelle entnehmen kann, ist das phraseologische Potenzial der Lexeme ›Scheiße‹/›gówno‹ und ›scheißen‹/›srać‹ nicht besonders hoch. In beiden Sprachen funktionieren sie als Komponenten der Phraseologismen, die sich sowohl auf Menschen, als auch auf andere Sachverhalte beziehen. Das Feld ist in den zwei Sprachen allerdings asymmetrisch. Im Deutschen sind Fluchformeln mehr ausgebaut, während im Polnischen ›gówno‹ als Sinnbild für etwas Wertloses häufiger thematisiert wird. In beiden Sprachen gelten die behandelten Komponenten als Verkörperung

von Problemen, was wohl auf die wörtliche Bedeutung dieser Phraseologismen sowie auf alltägliche Erfahrungen der Menschen zurückzuführen ist. Die Lexeme ›Scheiße‹/›gówno‹ werden in ihrer abwertenden Bedeutung gebraucht, es wurden keine neutralen bzw. positiven Bedeutungskomponenten entdeckt. Besonders interessant sind die deutschen Fluchformeln, in denen das Lexem ›Scheiße‹ zur Verstärkung des Ausdrucks dient. Im Polnischen tun sich die scherzhaften Kommentare hervor.

5. Schlussfolgerungen

Die Fülle der Bedeutungen, Gebrauchskontexte sowie thematischen Bereiche, die in beiden Sprachen mit diesem Lexem abgedeckt werden, lassen die Schlussfolgerung ziehen, dass zu diesem derben und vulgären Lexem immer häufiger, wenn nicht gar mit besonderer Vorliebe gegriffen wird. Daher kann man in diesem Kontext von einer gewissen Enttabuisierung dieses Wortes sprechen, zumal es eine gewisse Polyfunktionalität aufweist.

Die Lexeme ›Scheiße‹/›gówno‹ werden in den beiden Sprachen als Schimpfwort gebraucht, wobei es deutlich geworden ist, dass die ursprüngliche Bedeutung heutzutage eher verblasst ist und nur der Ausdrucksverstärkung dient. Im Polnischen wird dieses Lexem oft für wertlose, unbedeutende bzw. unnötige Gegenstände verwendet. Eine auffällige Gruppe bilden im Polnischen mehrere Derivate des vulgären Verbs ›srać‹, die zum Ausdruck anderer als rein skatologischer Inhalte dienen. Diese Verben besitzen eine hohe Expressivität und werden oft verwendet, z.B.: mieć przesrane – sich in einer sehr schlechten Lage befinden; przysrać komuś – gegen jmd. eine boshafte, spitze Bemerkung richten; usrać się – sich sehr anstrengen und müde werden, auch misslingen. Substantivische Derivate beziehen sich auf junge, unerfahrene Personen: srajdek, sraluch (vgl. gówniarz, gówniarski); sie können zur Bezeichnung einer Toilette: sraćz, sraćzyk, oder des Durchfalls dienen: sraćzka, sraaka. Mit dem umgangssprachlichen Adjektiv sraćkowy wird die charakteristische bräunliche Farbe bezeichnet, sraliki ist eine Pflaumensorte (Mirabelle), zasraniec dagegen ein widerlicher Mensch. Diese Beispiele zeugen vom großen Potenzial der besprochenen Lexeme in der Alltagssprache, wo sie oft zur Versprachlichung anderer, nicht direkt mit der Defäkation verbundener Bereiche dienen. Sie werden von jüngeren Menschen immer häufiger nur als derbe, eher harmlose Lexeme betrachtet, die zur Steigerung der Expressivität der Aussage verwendet werden. Ihre meistens vulgäre Konnotation wird (besonders im Polnischen) immer weniger als solche empfunden.

Literaturverzeichnis

- Anusiewicz, Janusz; Skawiński, Jacek: *Słownik polszczyzny potocznej*. Warszawa, Wrocław: PWN 1996.
- Augst, Gerhard: *Wortfamilienwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: de Gruyter 2009.
- Bąba, Stanisław; Dziamska, Gabriela; Liberek, Jarosław: *Podręczny słownik frazeologiczny języka polskiego*. Warszawa: PWN 1999.
- Bąk, Paweł: *Euphemismen des Wirtschaftsdeutschen aus Sicht der anthropozentrischen Linguistik*. Frankfurt/M.: Peter Lang 2012.
- Behr, Joachim: *Alles Scheiße – oder was? Vorkommen und Funktion von Exkrementen in literarischen Texten der Frühen Neuzeit*. In: *Nahrung, Notdurft und Obszönität in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Hg. Andrea Grafetstätter. Bamberg: University of Bamberg Press 2013, S. 11–32.
- Burger, Harald: *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt 2003.
- Conrad, Rudi: *Kleines Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini*. Leipzig: VE 1975.
- Czeszewski, Maciej: *Słownik polszczyzny potocznej*. Warszawa: PWN 2006.
- Dąbrowska Anna: *Eufemizmy współczesnego języka polskiego*. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 1994.
- Dąbrowska Anna: *Słownik eufemizmów polskich, czyli w rzeczy mocno, w sposobie łagodnie*. Warszawa: PWN 2005.
- Dimova, Ana: *Der Witz in der deutschen und der bulgarischen Kultur. Der Witz als Tabuverletzung*. <<http://docplayer.org/25397660-Der-witz-in-der-deutschen-und-in-der-bulgarischen-kultur-der-witz-als-tabuverletzung.html>> (Zugriff: 16.1.2017).
- Dominauskienė, Laureta: *Flüche und Schimpfwörter: die Kunst des sprachlichen Tabubruchs im Sprachvergleich Deutsch, Litauisch*. Magisterarbeit. Pädagogische Universität Vilnius, Fakultät für Fremdsprachen 2007. <<http://talpykla.elaba.lt/elaba-fedora/objects/elaba:1724052/datastreams/MAIN/content>> (Zugriff: 16.1.2017).
- Duden 11. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Idiomatisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Günther Drosdowski. Mannheim: Dudenverlag 1992.
- Duden online*. Berlin: Bibliographisches Institut, Dudenverlag. <<https://www.duden.de>> (Zugriff: 6.10.2017).
- Dundes, Alan: *Sie mich auch!* München: Beltz 1985.
- Englisch, Paul: *Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volksleben*. Stuttgart: Julius Püttmann 1928.
- Grochowski, Maciej: *Słownik polskich przekleństw i wulgaryzmów*. Warszawa: PWN 2008.
- Kasperczak, Małgorzata; Rzeszutek, Monika; Smól, Joanna; Zgólkowa, Halina: *Nowy słownik gwary uczniowskiej*. Wrocław: Europa 2004.
- Kłosińska, Anna; Sobol, Anna; Stankiewicz, Anna: *Wielki słownik frazeologiczny PWN*. Warszawa: PWN 2005.
- Leinfellner, Elisabeth: *Der Euphemismus in der politischen Sprache*. Berlin: Duncker & Humblot 1981.
- Luchtenberg, Sigrid: *Euphemismen im heutigen Deutsch. Mit einem Beitrag zu Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 1985.
- Müldner-Nieckowski, Piotr: *Wielki słownik frazeologiczny języka polskiego*. Warszawa: Świat Książki 2003.

- Müller, Johannes: *Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Peter Lang 1988.
- Pfeiffer, Herbert: *Das große Schimpfwörterbuch*. Wien: Eichborn 1996.
- Rejter, Artur: *Leksyka ekspresywna w historii języka polskiego. Kulturowo-komunikacyjne konteksty potoczności*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego 2006.
- Röhrich, Lutz: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1974.
- Słownik języka polskiego PWN*. <<https://sjp.pwn.pl>> (Zugriff: 6.10.2017).
- Synonim.NET. Internetowy słownik synonimów języka polskiego online*. <<https://synonim.net>> (Zugriff: 6.10.2017).
- Werner, Florian: *Dunkle Materie. Die Geschichte der Scheiße*. München: Nagel & Kimche 2011.
- Wielki Słownik Języka Polskiego*. Instytut Języka Polskiego Polskiej Akademii Nauk. <<http://wsjp.pl>> (Zugriff: 6.10.2017).
- Wörterbuch Deutsch*. <<http://worterbuchdeutsch.com>> (Zugriff: 6.10.2017).

Bojan Perić | Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, bojan.peric@zhaw.ch

Bedeutsame Defäkation, unbedeutende Kopulation

Semantische und pragmatische Unterschiede zwischen südslawischen und deutschen Maledikta

Im Frühjahr 2017 veröffentlichte ein Deutschschweizer Online-Newsportal einen Artikel von Ludmila Balkanović (die in Wahrheit vermutlich anders heisst), der sich mit dem Fluchen auf dem Balkan beschäftigt.¹ Es ist darin die Rede von derben, vermeintlich in höchstem Mass beleidigenden Sprüchen, die bei ›Jugos‹ gang und gäbe seien.

Der Artikel ist vermutlich als ein satirisches, sprachlich-kulturelle Brücken bauendes Dokument gedacht, verfehlt jedoch, möchte man den über 150 Leserkommentaren Repräsentativität zugestehen, ganz klar sein Ziel. Die Schweizer Kommentierenden monieren die derbe, geradezu menschenverachtende Wortwahl, die Balkanović grösstenteils verbaliter übersetzt; ihre südslawischen Konterparts hingegen behaupten, kultivierte balkanstämmige Kreise würden viel anständiger miteinander umgehen und sich solcher Maledikta enthalten.

Während letzteres vielleicht stimmen mag, ist ersteres, d.i. die drastische Semantik südslawi-

Schimpfwörter sind ein wichtiger Teil der gesprochenen Sprache. Dieser Beitrag vergleicht deutsche und südslawische Schimpfwörter mittels Literaturreview und einer Umfrage unter zweisprachigen Personen. Es zeigen sich strukturelle wie semantische Unterschiede: Während pejorative Ausdrücke im Deutschen strukturell erstarrt sind und grösstenteils eine skatologische Semantik aufweisen, zeigen südslawische eine hohe sprachliche Flexibilität auf und verwenden meist einen sexuellen Wortschatz. Es wird vermutet, dass sich deshalb auch die Verwendungsweise unterscheidet: Während deutsche Ausdrücke grundsätzlich als eigentliche Schimpfwörter verwendet werden, dienen südslawische, nebst einer sekundären pejorativen Funktion, der Thematisierung tabuisierter sexueller Sachverhalte.

1 Balkanović: *Löli*.

scher Schimpfwörter, durchaus zu diskutieren. Sowohl die Rückmeldungen von ›native speakers‹ als auch die Auseinandersetzung in südslawischer linguistischer Literatur zeugen davon, dass sich die Wahrnehmung dessen, was ein Schimpfwort ist bzw. bedeutet, in den Sprachen des Balkans gänzlich anders gestaltet als bei Deutschsprechenden. Dieser Beitrag untersucht den Unterschied zwischen den beiden Sprachgebieten.²

Es soll die Hypothese geprüft werden, dass sich südslawische und deutsche Schimpfwörter nicht nur hinsichtlich ihrer prominentesten semantischen Felder, sondern auch und insbesondere strukturell unterscheiden. Strukturelle Differenzen führen wiederum zu Unterschieden in Semantik und Pragmatik der verwendeten Ausdrücke. Während deutsche Maledikta ungeachtet des Kontextes immer ein zumindest partiell negatives Konnotat aufrechterhalten, sind südslawische Schimpfwörter grösstenteils desemantisiert; sie sind in der Regel weder im eigentlichen Sinne negativ konnotiert noch erfüllen sie in erster Linie die Funktion verbaler Aggression.

Diese Hypothese wird mit einer Diskussion der (gegenwärtig noch sehr überschaubaren) Literatur sowie einem Vergleich zwischen deutschen und südslawischen pejorativen Ausdrücken geprüft. Darüber hinaus soll, zu illustrativen Zwecken, eine im Rahmen dieses Beitrags entstandene Umfrage unter zweisprachig aufgewachsenen Personen³ hinzugezogen werden. Den 25 Teilnehmenden wurden vier sprachvergleichende Beurteilungsaufgaben gestellt, um Unterschiede im malediktischen Vokabular sowie Tendenzen zum unterschiedlichen Verständnis desselben aufzuzeigen, wobei die Beispiele zu den Bewertungsaufgaben grösstenteils aus der einschlägigen Literatur entnommen sind. Es ist zu betonen, dass im Rahmen dieser Arbeit nur ein verhältnismässig kleines Sample bearbeitet werden konnte, weswegen den Ergebnissen keine Beweiskraft zugesprochen werden darf. Dennoch erlauben die Antworten einerseits einen interessanten Einblick in die Semantik von Schimpfwörtern, andererseits erleichtern sie das Verständnis der Ausführungen mittels Beispiele. Beweiskräftige und ausführliche quantitative Untersuchungen müssen jedoch grösseren Forschungsprojekten vorbehalten bleiben.

- 2 Wenn im Folgenden von ›südslawischen Sprachen‹ die Rede ist, sind damit das Kroatische, Serbische und Bosnische gemeint, zwischen welchen kein expliziter Unterschied gemacht wird, da sich die Behandlung von Schimpfwörtern in den einzelnen Sprachen nicht nennenswert unterscheidet. ›Deutsch‹ bezeichnet demgegenüber die Varianten des Hochdeutschen, die im primären deutschsprachigen Raum, d.i. in Deutschland, Österreich und der Schweiz, gesprochen werden.
- 3 D.h. die Befragten beherrschen Deutsch und eine südslawische Sprache auf muttersprachlichem Niveau.

Ziel dieses Beitrags ist nicht zuletzt, aufzuzeigen, dass alltäglicher Sprachgebrauch von besonderer epistemischer Wichtigkeit ist, weil daran Charakteristika der jeweiligen sprechenden Menge ablesbar sind. Die Erforschung von Schimpfwörtern als eines besonders frequenten Teils der mündlichen wie schriftlichen Sprache könnte, jenseits von unterkomplexen wörtlichen Übersetzungen, die dahinter liegenden, auf sprachliche und kulturelle Differenzen bezogenen Diskurse aufzeigen. Es ist zu hoffen, dass damit ein bescheidener Beitrag zur interkulturellen Verständigung und Wertschätzung geleistet werden kann.

Was ist ein Schimpfwort? Versuch einer Definition

Um über Schimpfwörter sprechen zu können, ist es zunächst notwendig, eine Definition des Begriffes zu versuchen. Dies ist jedoch schwieriger, als es scheint; so nennt beispielsweise das Grimm'sche Wörterbuch unter dem entsprechenden Stichwort zunächst die tautologische Definition »im schimpf, zum schimpf gesagtes wort«. ⁴ Im Anschluss wird der Begriff dreigeteilt: Schimpfwort bezeichne ein »scherzwort«, ein »spottendes, höhrendes wort« und schliesslich ein »schmähwort, scheltwort«. ⁵ Wirkliche Klarheit, was unter dem Begriff zu verstehen ist, schafft das Wörterbuch damit nicht, ganz abgesehen davon, dass es in praxi wohl schwierig sein dürfte, die zweite und dritte Definition auseinanderzuhalten. Hervorzuheben ist jedoch das Verständnis des Schimpfwortes als scherzhafter Ausdruck; eine Ambivalenz, auf die später genauer einzugehen sein wird.

Andere Nachschlagewerke behandeln den Terminus spärlich oder gar nicht. In Bussmanns *Lexikon der Sprachwissenschaft* sucht man sowohl den Terminus ›Schimpfwort‹ wie auch ›Fluch‹ vergebens; die *Brockhaus Enzyklopädie Online* kennt ebenfalls kein ›Schimpfwort‹ und erklärt den ›Fluch‹ ausschliesslich in seiner religiösen Konnotation. ⁶ Für das Duden-Bedeutungswörterbuch ist ein Schimpfwort ein »beleidigender, meist derber Ausdruck, mit dem man im Zorn jmdn. oder etwas belegt«; ⁷ Beispiele fehlen jedoch, und auch der Terminus ›belegen‹ deutet auf einen dem Fluch vergleichbaren Sprechakt hin, wie er im Brockhaus erwähnt wird.

4 *schimpfwort*, in: Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15, Sp. 186–188. <<http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=schimpfwort>> (Zugriff: 25.10.2017).

5 Ebd.

6 *Fluch (Religionsgeschichte)*, in: *Brockhaus Enzyklopädie Online*. <<http://brockhaus.de/ecs/permalink/B0ED5603AC71D3A2F8C82554D46A4423.pdf>> (Zugriff: 25.10.2017).

7 *Duden. Das Bedeutungswörterbuch*, S. 804.

Das *Metzler Lexikon Sprache* hingegen führt das Schimpfwort auf und gesteht ihm eine pejorative Funktion zu, die der jeweilige Ausdruck dadurch erfüllt, dass er »negative Eigenschaften oder unvorteilhafte Konnotationen ihrer natürl[ichen] Referenten mit Personen oder auch Vorkommnissen in Verbindung bring[t], z.B. Scheiße, Mist, Schwein.«⁸ Auffällig ist neben den drei – symptomatischen – fäkalen bzw. tierischen Beispielen nicht zuletzt die anschließende explizite Erwähnung der Tatsache, dass das Bezeichnete nicht das Gemeinte ist. Auf diese nichteigentliche Bedeutung wird im Eintrag allerdings nicht weiter eingegangen.

Das Online-Lexikon *Wikipedia* schliesslich enthält den ausführlichsten Eintrag zum Thema und beschreibt das Schimpfwort, analog zu den anderen erwähnten Nachschlagewerken, funktional, namentlich als »ein Wort, das eine Person [...] mit einer (stark) abwertenden Bedeutung [...] besetzt und sie auf diese Weise beleidigt oder herabsetzt.«⁹ Im Anschluss relativiert der Artikel die Definition jedoch, da es noch keine allgemein anerkannte Definition des Begriffs gebe. So sei das Denotat eines Ausdrucks nicht ausreichend, um das Schimpfwort zu definieren, denn viele Wörter könnten sowohl neutral als auch als Schimpfwort verwendet werden (z.B. auch das im *Metzler Lexikon Sprache* erwähnte ›Schwein‹).

Bei allen erwähnten Erklärungsversuchen des Begriffs wird das Problem der funktionalen Definition offensichtlich: Einerseits bleibt der Definitionsversuch bis zu einem gewissen Grad tautologisch, andererseits können Wörter ihre schimpfende Funktion je nach Kontext erhalten oder verlieren. Die südslawische Linguistik geht gar einen Schritt weiter: Bestimmte Wörter können nicht nur neutral und schimpfend, sondern auch in gänzlich anderen Kontexten benutzt werden, die dem Schimpfen diametral gegenüberstehen – etwa als Ausdruck der Freude oder als Kosenamen.¹⁰ Janeš betont darüber hinaus, dass

die am häufigsten gebrauchten Schimpfwörter gar nicht als Schimpfwörter gedacht [sind]. Was ursprünglich Fluch und Beleidigung war [...], übt heute auch eine Reihe nicht beleidigender Alltagsfunktionen aus: Partikel, Adverbialbestimmung, Pronomen, Interjektion, Formel, Phraseologismus, Synonym für ein nicht-beleidigendes Lexem.¹¹

Angesichts dieses Funktionspluralismus muss auch eine Definition *ex negativo*, i.e. über den Euphemismus als vermeintliches Gegenteil des Schimpfworts, folgerichtig scheitern. Da ein Schimpfwort unterschiedliche

8 *Schimpfwort*, in: *Metzler Lexikon Sprache*, S. 588.

9 *Schimpfwort*, in: *Wikipedia*. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Schimpfwort>> (Zugriff: 25.10.2017).

10 Dies trifft partiell auch auf deutsche Maledikta zu, vgl. weiter unten.

11 Janeš: *Funktionale Besonderheiten*, S. 197.

Verwendungsweisen aufweist, kann es nicht als ein dem Euphemismus entgegengesetztes Phänomen aufgefasst werden.¹²

Eine für den vorliegenden Zweck brauchbare Definition wird mittels rein funktionaler Bestimmung also vermutlich nicht zu finden sein. Daher soll das Schimpfwort für vorliegende Zwecke über die darin verwendeten semantischen Felder bestimmt werden. In Analogie zu Užarević ist unter einem Schimpfwort bzw. Malediktum also – zumindest im Kontext von im Affekt geäußerten Schimpfwörtern – schlicht ein sprachlicher Ausdruck zu verstehen, der in sich sog. obszöne (d.i. unanständige oder vulgäre) Wörter enthält.¹³ Als obszöne Wörter wiederum sollen Ausdrücke gelten, die den fäkalen und genitalen semantischen Sphären entstammen, also vordergründig¹⁴ entweder Fäkalien, Defäkation oder Entleerungsorgane einerseits bzw. Genitalien oder den Geschlechtsakt andererseits denotieren, und darüber hinaus keine neutral-unmarkierten Varianten sind, d.i. beispielsweise medizinische Begriffe für das Bezeichnete (Exkrement, Penis, Vulva etc.).¹⁵

Vergleich der semantischen Felder

Die soeben formulierte Definition lässt explizit bestimmte Ausdrücke ausser Acht, die im Rahmen dieser Untersuchung nicht relevant sind, jedoch ebenso zum Zwecke des Schimpfens verwendet werden können – beispielsweise Tierbezeichnungen (›du Schwein‹) und Referenzen auf geistige Beeinträchtigung (›du Idiot‹). Diese Auslassung ist dem Fokus der Untersuchung einerseits und der Wichtigkeit der fäkalen und genitalen semantischen Sphäre im Sprachgebrauch andererseits geschuldet. Im deutschsprachigen Raum ist die fäkale Semantik die eindeutig prominenteste; so hält beispielsweise Gauger in seinem Vergleich zwischen englischen und deutschen Schimpfwörtern fest, dass »einer *sexuellen* Ausdrucksweise im Englischen nahezu

12 Vgl. Kuna: *Identifikacija eufemizama*, S. 95.

13 Užarević: *Fenomenologija*, S. 167: »In diesem Beitrag verstehen wir unter einem Schimpfwort diejenigen sprachlichen Ausdrücke (oder Aussagen), die in sich sog. obszöne (unanständige, vulgäre) Wörter beinhalten.« (»U ovoj ćemo raspravi pod psovkom razumijevati one govorne izraze (ili iskaze) koji u sebi sadrže tzv. opscene (neprirodne, vulgarne) riječi.«, übers. v. BP).

14 Vordergründig, weil, wie sich zeigen wird, die Bedeutung eines Schimpfworts nicht immer bis selten mit dem eigentlichen Denotat zusammenfällt.

15 Der Terminus *Schimpfwort* ist also insofern unpräzise, als er nicht nur einzelne Wörter, sondern auch Mehrwortausdrücke oder ganze Phrasen beinhalten kann. Zum besseren Verständnis wird jedoch im vorliegenden Kontext auf Neologismen wie ›Schimpfausdruck‹, ›Schimpfphrase‹ o.ä. verzichtet.

immer eine *exkrementelle* gegenübersteht.«¹⁶ Gauger nennt als Beispiele u.a. die Entsprechungen der Ausdrücke ›fuck‹ (Scheisse), ›motherfucker‹ (Arschloch) oder ›fucking‹ (scheiss-). Eine Umfrage von Havryliv¹⁷ bestätigt diese Beobachtung: 100% der Befragten verwenden die pejorativen Begriffe ›Arschloch‹ und ›Scheisse‹, im Gegensatz zu sexuellen, animalischen oder die geistigen Fähigkeiten betreffenden Schimpfwörtern.

Die Präferenz des Skatologischen ist jedoch fast ausschliesslich im deutschen Sprachraum zu finden. Südslawische Sprachen bedienen sich, ähnlich wie im Englischen und vielen anderen Sprachen, beim Schimpfen in erster Linie sexueller Ausdrücke. Die deutsche Sonderstellung zeigt sich entsprechend auch bei einem Vergleich des Deutschen »mit dem Polnischen, dem Tschechischen, dem Serbischen und dem Kroatischen [...], auch der Vergleich mit dem Russischen führt [...] zu demselben Ergebnis, kurz, [der Vorzug sexueller Ausdrücke] gilt auch für alle slawischen Sprachen.«¹⁸ Užarević bestätigt, dass der Grossteil der Schimpfwörter in den slawischen Sprachen mit dem sexuellen Leben von Menschen und Tieren verbunden ist.¹⁹ Zusammenfassend stehen also, um den von Gavran verwendeten Terminus zu gebrauchen, südslawische »unzüchtige Schelten«²⁰ deutschen fäkalen Schelten gegenüber.

Die im Vorfeld dieser Arbeit durchgeführte Umfrage illustriert den Befund von Havryliv, dass genitale und fäkale Schimpfwörter als besonders beleidigend empfunden werden.²¹ Die Befragten sollten beurteilen, welche deutschen und südslawischen Ausdrücke beleidigender sind als andere. Letztere sind aus Gründen der Verständlichkeit auch in ihrer wörtlichen Übersetzung notiert.

16 Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*, S. 47; Hervorh. i.O. Vgl. auch Užarević, *Fenomenologija*, S. 168: »Es ist anzumerken, dass in bestimmten Sprachen und Kulturen (z.B. in den germanischen) gerade die anale Sphäre die Hauptfunktionen des Schimpfens übernimmt.« (»Možemo spomenuti da u nekim jezicima i kulturama (npr. u germanskima) upravo analna sfera preuzima glavne psovačke funkcije.«, übers. v. BP).

17 Havryliv: *Pejorative Lexik*, S. 139.

18 Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*, S. 50.

19 Užarević: *Fenomenologija*, S. 167: »Der Grossteil der Schimpfwörter [...] in slawischen Sprachen [...] ist auf die eine oder andere Art gerade mit dem Sexualeben von Menschen und Tieren verbunden.« (»Najveća količina psovski [...] u slavenskim jezicima [...] povezani su na ovaj ili onaj način upravo sa spolnim životom ljudi i životinja.«, übers. v. BP).

20 Gavran: *Bludna psovka* (dt. Zusammenfassung), S. 195.

21 Havryliv: *Pejorative Lexik*, S. 142ff.

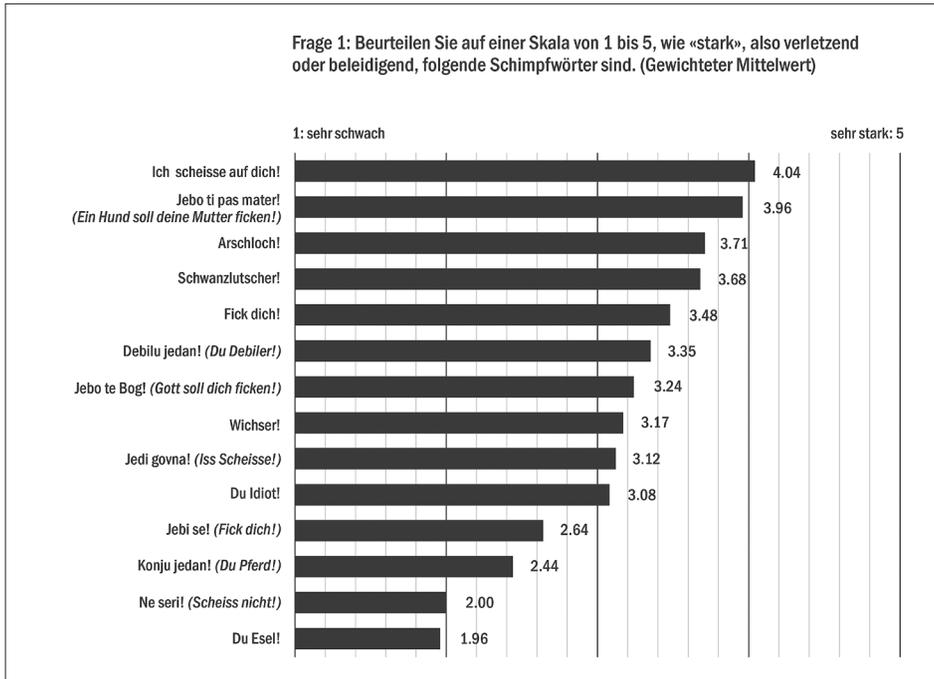


Abb. 1: Schimpfwörter beider Sprachen und unterschiedlicher Sphären (Umfrageergebnisse)

Die Liste der Ausdrücke wurde so erstellt, dass beide Sprachen und unterschiedliche semantische Sphären berücksichtigt werden. Es zeigt sich, dass, während bestimmte Modifikationen der Maledikta, z.B. die Kombination religiöser, familiärer oder tierischer Elemente mit genitalen Beschimpfungen, offensichtlich durchaus auf die ›Stärke‹ einer Beleidigung einwirken können, alternative Beschimpfungen wie Gleichsetzungen mit Tieren (›du Pferd‹, ›du Esel‹) als verhältnismässig schwach eingestuft werden. Bezeichnungen, die auf geistige Fähigkeiten verweisen (›du Debiler‹, ›du Idiot‹), sind zwar stärker als Tierbezeichnungen, was vielleicht auf einen prominenter gewordenen Diskurs über geistige Beeinträchtigung zurückzuführen ist, aber dennoch potenziell weniger beleidigend als genuin skatologische oder sexuelle Varianten.

Darüber hinaus wird deutlich, dass sich keines der beiden letztgenannten semantischen Felder besser zur Bildung von Schimpfwörtern eignet als das andere. Sowohl genitale wie fäkale Ausdrücke haben entsprechendes Potenzial. Woher die deutsche Präferenz letzterer und somit die Sonderstellung des Deutschen stammt, und warum ›scheissen‹ von einem Ausdruck, den die »ältere [...] zeit [...] ganz unbefangen braucht« zu einem »durch-

aus gemiedene[n] wort«²² wurde, kann an dieser Stelle jedoch nicht weiter untersucht werden.²³

Struktureller Vergleich skatologischer und genitaler Schimpfwörter

Nicht nur in den semantischen Feldern unterscheiden sich die deutschen und südslawischen Schimpfwörter. Die Struktur der jeweiligen Ausdrücke ist von mindestens ebenso grosser Bedeutung, wobei ›Struktur‹ hier insbesondere die linguistische Rigidität bzw. Flexibilität von Ausdrücken meint. Bereits Gavran unterscheidet in seiner frühen Publikation »zwischen den statischen und dynamischen Schelten«²⁴ und räumt ein, dass der Löwenanteil der modernen südslawischen Schimpfwörter den »dynamischen unzüchtigen Schelten«²⁵ zuzuordnen ist. Havryliv benutzt eine ähnliche Terminologie und unterscheidet die »absolute pejorative Lexik«, d.i. Ausdrücke, die in Wörterbüchern verankert sind oder sein könnten, von der »relative[n] pejorative[n] Lexik«,²⁶ also Ausdrücken, die nur kontextuell als Schimpf funktionieren.

Havrylivs Analyse zeigt jedoch zugleich auf, dass die deutschsprachigen Maledikta der fäkalen semantischen Sphäre häufig sehr statisch bzw. absolut sind. Abgesehen von möglichen Wortbildungen mit dem Halbpräfix ›scheiss-‹²⁷ und denkbaren Wortverbindungen mit dem Adjektiv ›beschissen‹ findet sie in ihrem Korpus lediglich einige fixe Wendungen wie ›Scheisse‹ oder ›Scheisshaufen‹.²⁸ Ebenso sind die Beispiele, die Gauger in seinem deutsch-englischen Sprachvergleich nennt, wie ›Arschloch‹, ›Scheisskerl‹ oder ›leck mich am Arsch‹,²⁹ an sich starre Ausdrücke, die abseits von kleinen grammatikalischen Anpassungen keine Modifikationen dulden. Auch die vermehrt auftauchenden sexuellen Schimpfwörter wie ›Wichser‹, ›fick dich‹ oder ›fick deine Mutter‹, die vermutlich vom Englischen oder Russischen inspiriert sind und im Deutschen noch stärker als Grenz- oder Regelübertritt gewertet werden, bilden fixe Phrasen, die wenig

22 *scheizen*, in: Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 14, Sp. 2464–2469. <<http://www.woerterbuche-netz.de/DWB?lemma=scheizen>> (Zugriff: 25.10.2017).

23 Vgl. für eine Auseinandersetzung mit dieser Fragestellung u.a. Rollfinke/Rollfinke: *The Call of Human Nature*.

24 Gavran: *Bludna psovka* (dt. Zusammenfassung), S. 195.

25 Ebd., S. 196.

26 Havryliv: *Pejorative Lexik*, S. 18.

27 Ebd., S. 42.

28 Ebd., S. 50.

29 Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*, S. 46ff.

kreative Bearbeitung erlauben. Es ist zwar durchaus denkbar, dass sich einige Ausdrücke, wenn auch marginal, ad hoc verändern lassen oder infolge des Sprachwandels in näherer Zukunft verändern lassen werden; allerdings ist die deutsche Sprache zumindest gegenwärtig weit davon entfernt, über so etwas wie inhärente Logiken zur Schimpfwortbildung zu verfügen.

Ebensolche Logiken sind in südslawischen Sprachen jedoch längst etabliert. Einigen fixen bzw. erstarrten Ausdrücken stehen hier ›Matrizen des Schimpfens‹ gegenüber, welche bewusst Leerstellen offenlassen, die vom Sender mehr oder minder kreativ gefüllt werden können.³⁰ Zumindest zwei solcher Matrizen sind jedem ›native speaker‹ wohlbekannt. Die erste und wichtigste könnte ›Matrix des Fickens‹ genannt werden; sie umfasst drei mögliche Arten, sexuell zu schimpfen:

- Jebem ti X (ich ficke dir/dein X, wobei X für jemand oder etwas Wertvolles steht, z.B. ›jebem ti mater‹ = ich ficke deine Mutter);
- Jebo/jebala te Y (Y soll dich ficken, wobei Y jemand oder etwas ist, womit man keinen Geschlechtsverkehr vollziehen wollte, z.B. ›jebo te slon‹ = ein Elefant soll dich ficken);
- Jebo/jebala ti Y X (Y soll dir/dein X ficken, also eine Kombination der beiden vorherigen, z.B. ›jebo ti slon mater‹ = ein Elefant soll deine Mutter ficken).

Die zweite Matrix liesse sich ›Matrix des Verwünschens‹ nennen. Sie besteht paradigmatisch aus dem verwünschenden Ausdruck ›dabogda‹ (zusammengesetzt aus ›dao Bog da‹ = Gebe Gott / Gott soll geschehen lassen, dass) und etwas komplett Beliebigem, bildet also die folgende Struktur:

- Dabogda X (Gott soll geschehen lassen, dass X, z.B. ›dabogda crko‹ = Gott soll geschehen lassen, dass du verreckst; auch eine Kombination mit der Matrix des Fickens ist denkbar, z.B. ›dabogda ti slon mater jebo‹ = Gott soll geschehen lassen, dass ein Elefant deine Mutter fickt).

Es liesse sich darüber hinaus die Existenz einer dritten Matrix behaupten, einer ›Matrix des Gehens‹ quasi, die analog zur Matrix des Verwünschens funktioniert, allerdings mit der Struktur ›idi u X‹ (geh in/nach X, z.B. ›idi u pizdu materinu‹ = geh in die Mutterfotze). Die Anzahl der Varianten, die für X eingesetzt werden können, ist jedoch sehr klein, und es handelt sich grösstenteils um konventionalisierte Ausdrücke. Die Möglichkeit

30 Vgl. Ristić: *Diskurs*, S. 198f.

weiterer Matrizen ist durchaus denkbar, wurde im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht weiter untersucht.

Es bedarf nun keiner überbordenden Phantasie, um zu erkennen, dass einerseits ein solcherart gestaltetes System zu einer schier unendlichen Zahl möglicher malediktischer Ausdrücke führt, andererseits die gebildeten Ausdrücke teilweise sehr kreativ sein können, da die Existenz der erwähnten Matrizen qua Schablonen sprachliche Kreativität auch und gerade mittels einer strukturellen Einschränkung fördert. In der Tat existieren in südslawischen Sprachen, neben durchaus vorhandenen fixen bzw. erstarrten Ausdrücken, eine Vielzahl kreativer Schimpfwörter, die von Muttersprachlerinnen und Muttersprachlern nicht selten auch als besonders kreativ oder humorvoll empfunden werden – und es kommen täglich neue hinzu.

Beschränkt man sich nun, aus den oben erwähnten Gründen, auf diejenigen Schimpfwörter, die mit einem sexuellen Vokabular operieren, zeigt sich, dass diese durchgehend aus einer Kombination eines ›sexuellen Anteils‹ mit einem ›nichtsexuellen Anteil‹ bestehen. Die bloße Nennung von Genitalien bzw. des Geschlechtsaktes ist für ein Schimpfwort also notwendig, aber nicht hinreichend. Sie muss mit nichtsexuellen Anteilen ergänzt werden, die ihrerseits wiederum die Möglichkeit kreativer Bearbeitung bieten, weil es aus Produzentensicht praktisch keine undenkbare Kombination gibt. Insbesondere das Agens bzw. Patiens des verbalen Koitus kann vollkommen frei gewählt werden. In der diese Arbeit begleitenden Umfrage sollten die Teilnehmenden einige (ausschliesslich südslawische) sexuelle Schimpfwörter danach beurteilen, ob sie diese tendenziell als beleidigend oder lustig-kreativ empfinden (Abb. 2).

Für diese Frage wurden Ausdrücke aus dem Alltag gewählt, ebenso Beispielsätze aus der verwendeten Forschungsliteratur, die jeweils unterschiedliche Grade kreativer Bearbeitung aufweisen.³¹ Es zeigt sich, dass die besonders absurden und grotesken Ausdrücke häufig als besonders kreativ oder lustig empfunden werden. Ziel war in erster Linie, herauszufinden, ob und inwiefern die eigentliche Semantik des nichtsexuellen Anteils des Schimpfwortes einen Einfluss darauf hat, wie die befragten Personen das entsprechende Schimpfwort empfinden. Da der nichtsexuelle Anteil des

31 Präziser: Die Ausdrücke wurden (für die Befragten nicht sichtbar) in Dreiergruppen eingeordnet, die hinsichtlich kreativer Bearbeitung und/oder Absurdität kontinuierlich steigende Variationen desselben Themas darstellen. Die Gruppen setzen sich wie folgt zusammen: a) ›jebem ti mater‹, ›jebem ti mater mrtvu‹, ›jebem ti mater mrtvu kroz rupe u sanduku‹, b) ›jebi ga‹, ›jebi se‹, ›jebo ti tata mater‹, c) ›jebem te glupog‹, ›jebem te u glavu glupu‹, ›jebem te u usta žvaljava‹, d) ›idi u kurac‹, ›idi u tri pizde materine‹, ›idi odakle si izašao‹, e) ›jebo te Bog‹, ›jebo te Adolf Hitler‹, ›jebo ti Eichmann sestričnu‹.

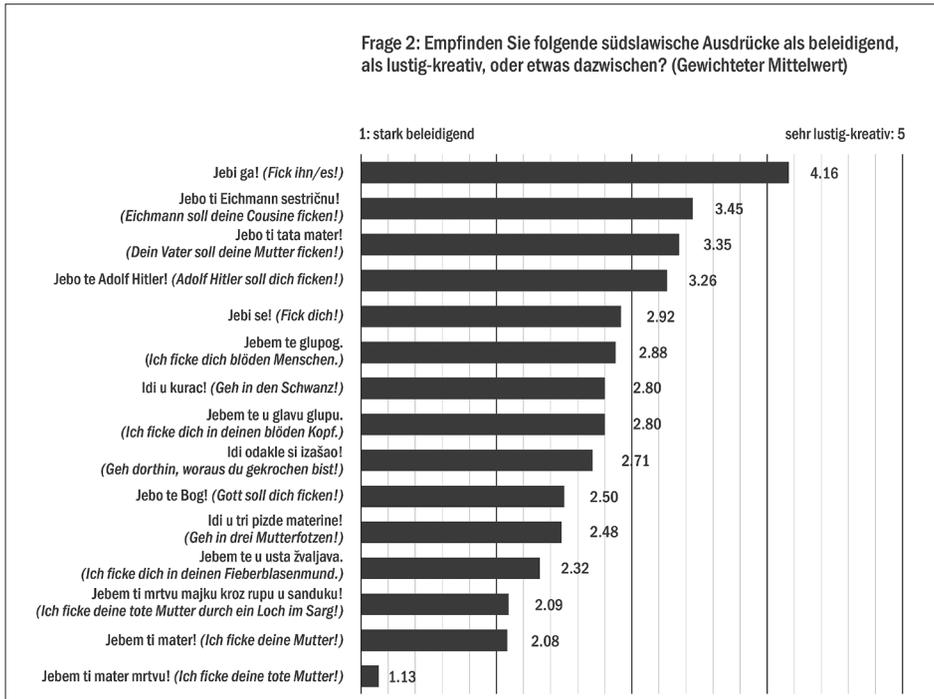


Abb. 2: Kreativität und Humor bei südslawischen Schimpfwörtern (Umfrageergebnisse)

Schimpfwortes, wie oben erwähnt, im Grunde frei wählbar ist, kann er auch Ausdrücke umfassen, die für deutschsprachige Ohren unangebracht bis inakzeptabel sind (›Adolf Hitler soll dich ficken‹, ›Eichmann soll deine Cousine ficken‹,³² ›ich ficke dich in deinen blöden Kopf‹ etc.). Auffällig ist, dass in erster Linie gerade die besonders absurden Konstruktionen als lustig-kreativ empfunden werden – mit der Ausnahme des Ausdrucks ›jebi ga‹, der für gewöhnlich als Füllwort im Sinne von ›was soll man machen‹ bzw. ›so ist es nun mal‹ verwendet wird.

32 Die letzten beiden Phrasen sind übernommen aus Zavašnik: *Psovke*, S. 81. Unglücklicherweise legt Zavašnik ihre Methode nicht transparent dar, was es unmöglich macht, die tatsächliche Frequenz solcher und ähnlicher Ausdrücke zu erfassen. Darüber hinaus bleibt die Zuweisung von Ausdrücken zu konkreten Sprachen unklar; Zavašnik weist die erwähnten Phrasen explizit dem Kroatischen zu, wobei diese Exklusivität bestenfalls fraglich ist. Dennoch ist unbestritten, dass Ausdrücke dieser Art in südslawischen Sprachen de facto vorkommen, da in einem malediktischen Ausdruck die Rolle des Agens (bzw. aus funktionaler Sicht eines sprachlichen Intensivierers) jeder beliebigen Entität zugewiesen werden kann. Die Spannweite reicht von Tieren über unbelebte Gegenstände bis zu religiösen Entitäten wie Gott oder Jesus, Familienmitgliedern und historischen Persönlichkeiten. Aus Gründen der wissenschaftlichen Genauigkeit scheint es unangebracht, auf Beispiele wie die erwähnten zu verzichten, wie offensiv sie auch wirken mögen.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die drei am beleidigendsten bewerteten Ausdrücke, die als kreative Steigerung desselben Themas zu lesen sind.³³ Den wenig kreativen und bereits partiell konventionalisierten Ausdruck ›ich ficke deine Mutter‹ bezeichnen 7 Teilnehmende als eher lustig-kreativ oder etwas dazwischen, 18 als tendenziell oder stark beleidigend. Der mittelmässig kreative Ausdruck ›ich ficke deine tote Mutter‹ hingegen wird einstimmig als beleidigend empfunden. Es scheint also aller kreativen Freiheit zum Trotz bestimmte Inhalte zu geben, welche die Möglichkeit einer humoristischen Verwendung bei einer Mehrzahl von Rezipienten a priori ausschliessen. Die kreativere Variante derselben Idee jedoch, ›ich ficke deine tote Mutter durch ein Loch im Sarg‹, spaltet die Fragenden. Während 15 Personen den Ausdruck als stark beleidigend einstufen, empfinden ihn 6 als teilweise oder sehr lustig bzw. kreativ, obgleich die Nennung von Nekrophilie mit einem Familienmitglied nach wie vor vorhanden ist. Dieser vermeintliche Widerspruch sowie die Tatsache, dass einige Ausdrücke, die nicht in erster Linie als beleidigend empfunden werden, von unsäglicher primärsemantischer Grausamkeit sind, legt die Vermutung nahe, dass die eigentliche Bedeutung des nichtsexuellen Anteils bestenfalls sekundär relevant ist. Vielmehr scheint die Absurdität bzw. hyperbolische Charakteristik der Wortkombination von besonderer Relevanz zu sein.

Darüber hinaus fällt die Streuung bei den Antworten auf: Offensichtlich kann in den südslawischen Sprachen beinahe jeder Ausdruck je nach Person als beleidigend oder humoristisch-kreativ angesehen werden. So wird beispielsweise ›ich ficke dich in deinen blöden Kopf‹ von 12 Befragten als beleidigend, von 11 als lustig-kreativ empfunden; bei ›Adolf Hitler soll dich ficken‹ beträgt das Verhältnis beleidigend zu humorvoll 7 : 12, bei ›geh in den Schwanz‹ 10 : 8 usw.³⁴ Es lässt sich folglich behaupten, dass bis auf wenige Ausnahmen die Rezeption – und nicht das Denotat – des einzelnen Ausdrucks über dessen negative, d.i. beleidigende Konnotation entscheidet.

Diese Unterschiede in der Rezeption sind mit grosser Wahrscheinlichkeit bis zu einem gewissen Grad mithilfe soziolinguistischer Charakteristika zu erklären: Religiöse Menschen empfinden blasphemische Schimpfwörter verständlicher Weise als nicht lustig; Menschen, die nahestehende Personen an den Krebs verloren haben, empfinden Schimpfwörter, die Krebs beinhalten, als unangebracht; politisch sensible Menschen werden Schimpfwörter

33 Vgl. Anm. 31.

34 Die Summendifferenz ergibt sich dadurch, dass einige Befragte die Ausdrücke weder als beleidigend noch als lustig-kreativ empfinden, also »weder noch« bzw. »etwas dazwischen« angekreuzt haben.

z.B. mit sexistischen und rassistischen Inhalten für verwerflich halten usw. Darüber hinaus ist jedoch – so die hier vertretene These – auch die kreative Ausarbeitung des Ausdrucks, d.i. das kunstreiche Füllen von Leerstellen der Matrizen, als semantischer Modifikator zu berücksichtigen – anders wären die weiter oben beschriebenen Ergebnisse nicht zu erklären.

Im Gegensatz zu dieser Flexibilität der Bedeutung tragen deutschsprachige fäkale Ausdrücke jedoch immer ein negatives Konnotat mit sich:

[D]ie Bewertung, um die es in ›Scheiße‹ geht, ist nie ambivalent. Sie ist immer negativ. Und dies gilt auch für die Bewertung, die im Präfix *scheiß-* enthalten ist. Auch wenn sich dieses Präfix mit Wörtern verbindet, die für sich selbst positiv sind, wie etwa in *scheißhöflich*, *scheißfreundlich*, *scheißanständig*, ist dies so. Sie werden durch dieses Präfix ins Negative gezogen und meinen dann etwas wie negative Varianten von etwas an sich Positivem.³⁵

Ein Befund, den deutsche ›native speakers‹ mit Sicherheit unterschreiben können: Die noch von Jacob und Wilhelm Grimm behauptete scherzhafte Verwendung des Schimpfwortes nimmt im Deutschen, im Gegensatz zu südslawischen Sprachen, nie überhand. Die Frage, die sich anhand dessen freilich stellt, ist diejenige nach dem Warum. Wieso bleibt in den deutschsprachigen Maledikta zumindest der Rest eines negativen Konnotats vorhanden, während südslawische Schimpfwörter de facto frei interpretierbar sind? Wieso kann man auf dem Balkan jemandem totalitäre Herrscher und Mitverantwortliche der Shoah an den Hals bzw. in die Körperöffnungen wünschen und bei den Umstehenden nicht auf ungeteilte Empörung, sondern z.T. auch auf Belustigung stossen? Im Folgenden wird versucht, aufzuzeigen, dass Statik und Dynamik einen entscheidenden Einfluss darauf haben, und zwar insofern, als fortschreitende Dynamisierung von Ausdrücken zu ihrer Desemantisierung führt.

Semantik, Pragmatik und Desemantisierung

Bei der Durchsicht der wissenschaftlichen Literatur zum Thema offenbaren sich einige bemerkenswerte Muster: So versuchen beispielsweise so gut wie alle Autoren, einen eigentlichen Zweck des Schimpfens ausfindig zu machen, wobei sie, ebenso konsequent, stillschweigend von der oben erwähnten Behauptung des *Metzler Lexikons Sprache* ausgehen, dass eine wörtliche Bedeutung des Gesagten undenkbar sei.³⁶ Weder wird jemand

35 Gauger: *Das Feuchte und das Schmutzige*, S. 48.

36 Pilch verwendet für das Schimpfwort bspw. den Ausdruck ›grobe Metapher‹; vgl. u.a. Pilch: *Psovka*, S. 37: »Es ist wichtig zu wiederholen, dass ein Schimpfwort häufig eine grobe Metapher

oder etwas tatsächlich mit Fäkalien oder mit zur Entleerung bestimmten Körperteilen gleichgesetzt, noch wird der tatsächliche Koitus mit der Mutter der Beschimpften beabsichtigt. Wenn Schimpfen aber nicht verbaliter zu verstehen ist, wie dann?

Zumindest die deutschsprachigen Beiträge scheinen in der Tat auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen. So nennt Scheffler zwei Funktionen des Schimpfens: »zum einen, die Aggressionen des Schimpfenden abzureagieren, [...] zum anderen die Deklassierung des Beschimpften«. ³⁷ Havryliv stimmt zu und beschreibt das Schimpfen als »eine verbal-aggressive Handlung, die meist im Erregungszustand geschieht«. ³⁸ Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass fäkale Ausdrücke immer eine negative Konnotation tragen, ergibt ein solches Verständnis des Schimpfwortes durchaus Sinn. Mit dem Schimpfen verknüpft man die Empfänger mit dem fäkal-negativen Denotat, wodurch das eigene Gemüt beruhigt wird, da man sich selbst als dem Gegenüber überlegen empfindet.

Südslawische Sprachen funktionieren jedoch auch hier anders. Die Literatur nennt zwar auch die Funktion, das Gegenüber zu erniedrigen und sich selbst sprichwörtliche Luft zu verschaffen, jedoch werden auffallend häufig auch sprachliche Bedeutungen bzw. Funktionen genannt, die nicht mit einem negativen Konnotat des Gesagten in Einklang zu bringen sind. Nebst der erwähnten Relativierung des Schimpfworts bei Janeš ³⁹ nennt beispielsweise Užarević als potenzielle Kontexte des Schimpfens die Freude über eine freundschaftliche Begegnung, Verwunderung, Unsicherheit oder Aufregung. ⁴⁰ Ristić hält zwar fest, dass der primäre illokutionäre Akt des Schimpfens ein aggressiver ist, räumt aber wenige Zeilen später ein, dass Schimpfwörter auch der Äusserung positiver Emotionen dienen können. ⁴¹ Zavašnik behauptet, Maledikta seien häufig schlicht eine Sache der Gewohnheit, ⁴² und Lučić nennt neben Schimpfwort-Funktionen wie Fluch

ist [...]« (»Važno je opet ponoviti da je psovka često gruba metafora [...]«, übers. v. BP).

37 Scheffler: *Schimpfwörter*, S. 119.

38 Havryliv: *Pejorative Lexik*, S. 88.

39 Vgl. Anm. 11.

40 Užarević: *Fenomenologija*, S. 171: »Das Schimpfwort als solches kann die Freude über eine freundschaftliche Begegnung, Verwunderung, Unsicherheit, Aufregung ausdrücken [...]« (»Psovka kao takva može izražavati radost prijateljskoga susreta, čuđenje, nesigurnost, ušhit [...]«, übers. v. BP).

41 Ristić: *Diskurs*, S. 200f.: »Der primäre illokutionäre Effekt des Aktes des Schimpfens ist die Aggression [...]« vs. »Schimpfwörter, mit denen positive Gefühle ausgedrückt werden« (»Primarni ilokucijski efekat čina psovanja jeste agresija [...]« vs. »psovke kojima se iskazuju pozitivna osećanja«, übers. v. BP).

42 Zavašnik: *Psovke*, S. 79: »Häufig sind Schimpfwörter nur eine Sache der Gewohnheit.« (»Često su psovke samo stvar navike«, übers. v. BP).

und Interjektion auch solche wie sprachliche Intensivierer oder schlicht Füllwörter.⁴³

Diese in der Forschungsliteratur dokumentierte Ambivalenz erstaunt; insbesondere die Tatsache, dass Schimpfwörter offensichtlich Funktionen einnehmen können, die dem teils als ursprünglich verstandenen Zweck des Erniedrigens und ›Dampfablassens‹ beinahe diametral gegenüberstehen. In der begleitenden Umfrage wurde versucht, zu eruieren, inwiefern bestimmte Schimpfwörter auch als Ausdruck der Freude oder als Kosename verstanden werden können. Südslawische Ausdrücke sind auch hier zur Erleichterung des Verständnisses in Klammern übersetzt:

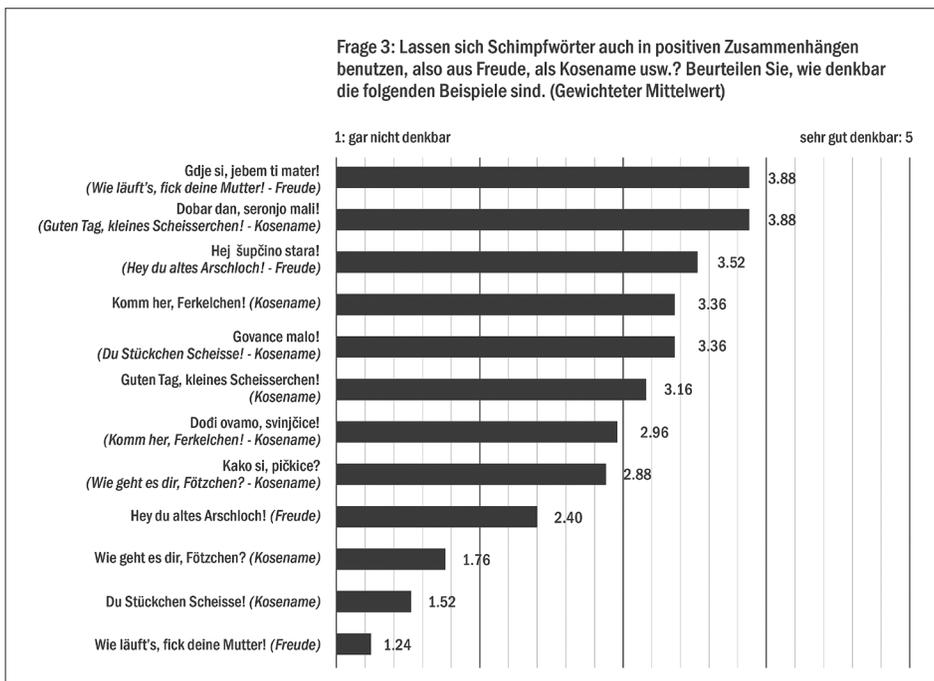


Abb. 3: Schimpfwörter als Ausdruck der Freude oder als Kosename (Umfrageergebnisse)

Hierfür wurden Ausdrücke gewählt, die in den jeweiligen Sprachen tatsächlich vorkommen, sowie die wörtlichen Übersetzungen derselben in die jeweils andere Sprache. Das Ergebnis ist eindeutig: Während im Deutschen nur stark konventionalisierte Ausdrücke, die sich am Rande oder ausserhalb der anal-genitalen Sphäre ansiedeln lassen, in einem positiven

43 Lučić: *Kako to tamo psuju?*, S. 590: »Verfluchen [...] Füllwörter [...] Intensivierer [...]« (»proklinjanje [...] poštapalice [...] intenzifikatori [...]«, übers. v. BP).

Kontext denkbar sind (›Komm her, Ferkelchen‹, ›Guten Tag, kleines Scheisserchen‹), können in südslawischen Sprachen die Ausdrücke grösstenteils problemlos in positiv konnotierten Zusammenhängen gebraucht werden. Sogar die verbaliter-Übersetzungen von deutschen Ausdrücken (›Dobar dan, seronjo mali‹), stossen auf grössere Akzeptanz als das Original. Einige Beispielpaare divergieren besonders stark, allen voran ›Wie läuff's, fick deine Mutter‹ und ›du Stückchen Scheisse‹, die im Deutschen überhaupt nicht, im Südslawischen hingegen – zumindest in bestimmten informell-kollegialen Kontexten – problemlos denkbar sind. Insbesondere das erste der beiden Beispiele ist bemerkenswert, weil im Deutschen einerseits beide Ausdrücke (›wie läuff's‹ und ›fick deine Mutter‹) mehr oder weniger geläufig sind und letzterer andererseits als Teil eines genuin pejorativen Ausdrucks durchaus denkbar ist (z.B. ›du Arschloch, [ich] fick deine Mutter‹); eine Kombination der kollegialen Begrüssung und des Schimpfworts mit angedrohtem Sexualaktivitätsbezug scheint jedoch, unabhängig vom Kontext, durchgehend als ›falsch‹ empfunden zu werden.

Auffällig ist darüber hinaus, dass der Ausdruck ›jebem ti mater‹, der bei Frage 2 noch als beleidigend eingestuft wurde, in einem anderen Kontext plötzlich die aggressive Konnotation zu verlieren scheint, was die Relevanz des Denotats noch weiter in den Hintergrund rückt.

Es deutet alles darauf hin, dass die südslawischen Maledikta das Schicksal ereilt hat, welches bereits Montagu dem Ausdruck ›fuck‹ zugesteht: »So far has it departed from its original meaning and use that it will be employed in every other way than to describe the sexual act.«⁴⁴ Und so stellt auch Ristić in ihrer Untersuchung die These auf, dass südslawische Maledikta faktisch desemantisiert sind und ihre Verbindung zu tabuisierten und erotischen Bedeutungseinheiten verloren haben.⁴⁵ Neben der Möglichkeit, Schimpfwörter in gänzlich anderen und insbesondere auch positiven Kontexten zu benutzen, sprechen auch andere Phänomene dafür, dass die südslawischen Schimpfwörter nichts (mehr) bedeuten und somit keine primäre aggressive Funktion erfüllen:

- Die Möglichkeit, Wörter semantisch willkürlich neu zu besetzen. So erhält beispielsweise das Wort ›kurac‹ (›Schwanz‹) in bestimmten Kontexten die Bedeutung von ›nichts‹ (im Sinne von ›nihil‹): ›dobit

44 Montagu: *The Anatomy*, S. 314.

45 Ristić: *Diskurs*, S. 200: »Obszöne Wörter werden innerhalb von Schimpfwörtern desemantisiert und verlieren die Verbindung zu tabuisierten und erotischen Tatsachen.« (»Opscene reči u psovokama se desemantizuju i gube vezu sa tabuiranim i erotskim realijama.«, übers. v. BP).

češ kurac (›du wirst einen Schwanz bekommen‹ = du wirst nichts bekommen).⁴⁶

- Die Bildung von Neologismen, die von Schimpfwörtern abgeleitet sind, aber eine willkürliche Semantik aufweisen. Janeš⁴⁷ nennt u.a. die Beispiele ›zajebavati se‹ (›sich herumficken‹ = herumalbern); ›pizditi‹ (›fotzieren‹, nervös sein), ›popizditi‹ (›erfotzen‹ = wütend werden).⁴⁸ Während ›kurac‹ also zu seinem ursprünglichen Konnotat noch ein zweites erhält (›nichts‹ qua ›nihil‹), haben diese Wörter, abgesehen von der willkürlich zugeordneten Semantik, keine weitere bzw. ursprüngliche Bedeutung.
- Die Bildung von vermeintlichen Schimpfwörtern, die aber ausschliesslich humoristischen Zwecken dienen, z.B. das sinnentleerte ›jebem ti mladi lukac‹ (›ich ficke dein Frühlingszwiebelchen‹) oder das seinerzeit unter Schulkindern beliebte ›dabogda ti mama prdnula na roditeljskom‹ (›Gott soll geschehen lassen, dass deine Mutter während des Elternabends furzt‹).
- Die Möglichkeit, objektiv grausame Kontexte als kreativ und/oder lustig zu verstehen, wie weiter oben erläutert.
- Die Möglichkeit, Schimpfwörter als Füllwörter ohne semantischen Gehalt zu benutzen; dazu weiter unten mehr.

Südslawische Schimpfwörter bedeuten also offensichtlich nichts mehr, oder zumindest nicht das, was man als Deutschsprechende/-r von ihnen erwarten würde. Sie bezeichnen, analog zu deutschen Ausdrücken, nicht ihr Denotat, erfüllen darüber hinaus aber auch nicht primär die Funktion einer verbalen Aggression, auch wenn bestimmte (v.a. tabuisierte) Kontexte bestimmte Maledikta beleidigender erscheinen lassen als andere (vgl. die

46 Vgl. Janeš: *Funktionale Besonderheiten*, S. 201. Beachte allerdings auch die analoge Fügung ›einen Scheiss wirst du bekommen‹.

47 Vgl. ebd., S. 206f.

48 Insbesondere hinsichtlich der letzten zwei Beispiele liesse sich – nachvollziehbarerweise – einwenden, dass es denkbar wäre, dass sie mit tradierten misogynen Konnotaten, d.i. mit der Verknüpfung des Weiblichen mit der Hysterie, zusammenhängen. Inwiefern diese Ausdrücke tatsächlich auf entsprechenden Überlegungen basieren, kann im Rahmen dieses Beitrags nicht näher untersucht werden; hier wäre sprachhistorische Forschung nötig. Es ist allerdings zu bedenken, dass Neologismen der hier erwähnten Art nicht nur von vermeintlich weiblichen bzw. vaginalen Eigenschaften abgeleitet werden, vgl. z.B. ›kurčiti se‹ (›sich schwanzieren‹ = angeben, sich allzu wichtig nehmen), ›zajeban‹ (›fürgefickt‹ = kompliziert, heikel), ›nadrkan‹ (›zugewichst‹ = grimmig) oder das oben bereits erwähnte ›zajebavati se‹. Die ursprüngliche Semantik ist also, wenn auch u.U. nicht gänzlich willkürlich, so doch sehr vielfältig und nicht immer logisch ableitbar. Die Verbaliter-Übersetzungen sollen darüber hinaus die Sinnfreiheit der gebildeten Wörter aufzeigen, die auch in den Ursprungssprachen ähnlich wirkt.

grundverschiedene Beurteilung von ›jebem ti mater‹ (je nach Kontext). So erscheint es angesichts der grossen Vielfalt an unterschiedlichen Verwendungskontexten als inadäquat, von einer primären aggressiven Gebrauchsweise der Schimpfwörter auszugehen und dieser alle anderen pragmatischen Kontexte unterzuordnen. Dynamische unzüchtige Schelten scheinen also, wohl in erster Linie aufgrund ihrer flexiblen Struktur und der daraus folgenden unendlichen Gestaltungsmöglichkeiten, eine starke Tendenz zur Desemantisierung aufzuweisen. Und dass die Einschätzung der Ausdrücke grösstenteils bei den Rezipienten liegt, ist mehr Regel als Ausnahme. Die Flexibilität der ›Matrizen des Schimpfens‹ rückt Schimpfwörter näher zu einer literarischen Gattung en miniature, zu einem augenzwinkernd-obszönen Wettbewerb um die absurdeste, kreativste und lustigste Formulierung, einer Strategie der ständigen verbalen Überbietung, für die gerade auch ansonsten tabuisierte Kontexte aufgerufen werden.⁴⁹

Doch es wäre auch falsch zu behaupten, die statischen fäkalen Schelten des Deutschen trügen eine wörtliche Bedeutung. Obgleich die Struktur der deutschen Ausdrücke viel rigider ist, lösen der Ausdruck ›Scheisse‹ und dessen Variationen nicht mehr zwingend fäkale Vorstellungen aus, obgleich eine, bisweilen diffuse, negative Konnotation ungebrochen präsent ist. ›Scheisse‹ lässt sich semantisch wohl am ehesten mit dem weiter oben erwähnten englischen Ausdruck ›fuck‹ vergleichen, dem zumindest in seiner Verwendung qua Schimpfwort keine eigentliche referentielle Bedeutung mehr zugrunde liegt. Hervorzuheben ist, dass Ausdrücke, die ›fuck‹ oder ›fucking‹ enthalten, ähnlich unflexibel sind wie ihre fäkalen Konterparts. Dennoch wurde deren Bedeutung, vermutlich infolge häufiger Verwendung, im Laufe der Zeit annulliert, und sie verkamen, je nach Kontext, zu nichtsbedeutenden Füllwörtern.⁵⁰

Letztere sind auch Thema des letzten Teils der diese Arbeit begleitenden Umfrage. Die Befragten sollten beurteilen, inwiefern bestimmte malediktische Ausdrücke in beiden Sprachen als Wörter, die Bedeutung tragen, oder als Füllwörter bzw. Intensivierer zu verstehen sind. Südslawische Ausdrücke sind in Klammern ins Deutsche übersetzt:

49 Analoge Phänomene finden sich bereits in der antiken und frühneuzeitlichen Poetik der ›aemulation‹ (Überbietung), aber auch gegenwärtig beim ›battle rap‹ der Rap- und Hiphop-Kultur mit möglichst phantasievollen, oft mit Gewaltmetaphorik und sexuellen Begriffen durchsetzten Beleidigungen in Reimform.

50 Vgl. Montagu: *The Anatomy*, S. 300ff.

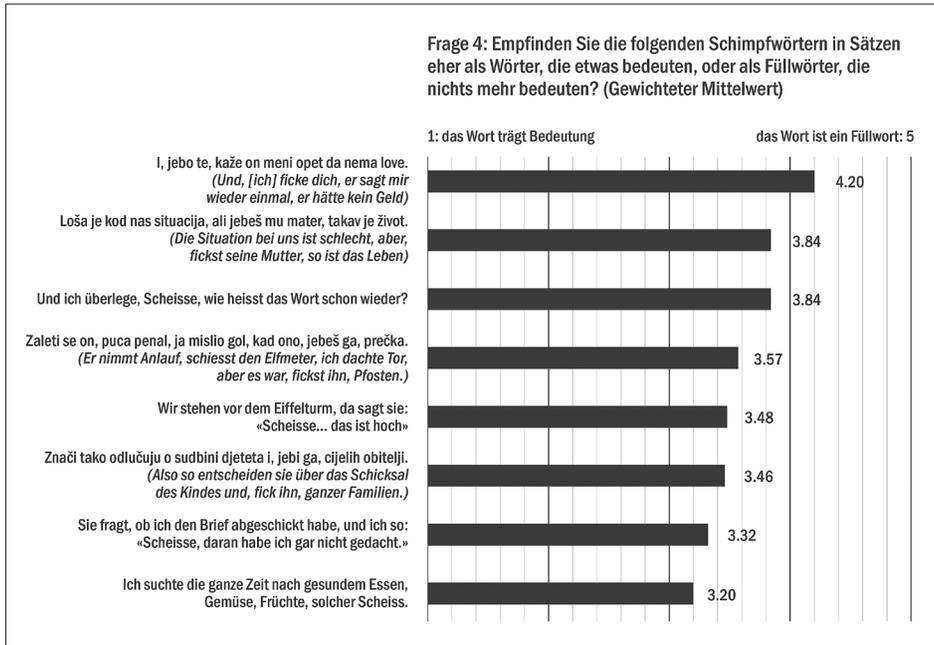


Abb. 4: Schimpfwörter als Füllwörter in beiden Sprachen (Umfrageergebnisse)

Die Beispiele entstammen der Literatur und Alltagskonversationen. Es zeigt sich, dass sowohl die dynamischen unzüchtigen wie auch die statischen fäkalen Schelten potenziell als Füllwörter verstanden werden können. Eindrücklich ist hier jedoch die Streuung: Während die südslawischen Beispiele von den Teilnehmenden verhältnismässig eindeutig beurteilt werden, weisen die deutschen Ausdrücke starke Schwankungen auf. Das Wort im untersten Beispiel (›Ich suchte...‹) empfinden 11 Personen als bedeutungstragend, 14 als Füllwort, beim zweituntersten (›Sie fragt...‹) beträgt das Verhältnis 9 : 14, beim vierten Satz von unten (›Wir stehen...‹) 7 : 16 und beim dritten von oben (›Und ich überlege...‹) 4 : 16.⁵¹ Der Ausdruck ›Scheisse‹ scheint sich folglich in der Schwebe zwischen bedeutungstragendem und desemantisiertem Zustand zu befinden, und ähnlich wie bei der Stärke südslawischer Schimpfwörter kommt hier dem Urteil der Rezipienten besonderes Gewicht zu.

All diese Beobachtungen lassen nur einen Schluss zu: Nebst den primären semantischen Feldern unterscheiden sich auch – und insbesondere – die Funktionsweisen von deutschen und südslawischen Maledikta deutlich von-

51 Die Summendifferenz ergibt sich dadurch, dass einige Befragte die Ausdrücke weder als bedeutungstragend noch als Füllwörter empfinden, also »weder noch« bzw. »etwas dazwischen« angekreuzt haben.

einander. Während erstere durch ihre statische Struktur ihr ursprüngliches Denotat zwar partiell verlieren, aber dennoch negativ konnotiert sind, sind letztere aufgrund ihrer Dynamik mittlerweile weitgehend desemantisiert.⁵² Sie verweisen kaum noch auf tatsächliche sexuelle Entitäten oder Kontexte, noch erfüllen sie primär eine aggressive sprachliche Funktion. Entsprechend ergeben Verbaliter-Übersetzungen, wie jene im zu Anfang erwähnten Zeitungsartikel, nicht annähernd einen Sinn, denn ein deutschsprachiges Publikum kann südslawisches Schimpfen ohne Hintergrundinformationen aus verständlichen Gründen kaum nachvollziehen.

Zusammenfassend und überspitzt formuliert lässt sich also sagen, dass deutsches ›Scheissen‹, wenngleich sich auch hier Momente der Desemantisierung zeigen, nach wie vor eine ernste Angelegenheit und in erster Linie tatsächlich ein Schimpfwort ist. Südslawisches ›Ficken‹ hingegen ist dagegen weitgehend bedeutungslos; Ansätze von Bedeutung finden sich höchstens in den Ergänzungen, z.B. durch die erwähnten sexistischen und rassistischen Intensivierer, die jedoch grösstenteils nur in ihrer Funktion als Hyperbel wahrgenommen werden. Im Folgenden soll abschliessend der eigentliche Zweck der desemantisierten südslawischen Schimpfwörter diskutiert werden.

Ursachen und Konsequenzen der Desemantisierung

Wenn also dynamische unzüchtige Schelten semantisch diffus sind und bestenfalls als alltagsliterarisches Phänomen verstanden werden könnten, warum werden sie immer noch – und zwar sehr häufig – verwendet? Steckt dahinter tatsächlich, wie Danojlić schreibt, ein verzweifelter Hass auf die Welt, ein zerstörerischer Wunsch, alles zu entwerten und zu erniedrigen?⁵³ Oder sind Schimpfwörter schlicht ein Wurmfortsatz der Sprache, ein nicht benötigtes Element, dessen Botschaft auch mit anderen Mitteln übermittelt werden könnte?⁵⁴

52 Die hier implizierte historische Entwicklung wäre freilich im Rahmen diachroner Studien sowohl für das Deutsche wie für das Südslawische zu verifizieren. Grundsätzliche Reflexionen zur Veränderung von Schimpfwörtern im Laufe der Zeit finden sich u.a. in Užarević: *Fenomenologija*, S. 175ff.; Gavran: *Bludna psovka* (dt. Zusammenfassung), S. 196ff.; Montagu: *The Anatomy*, S. 303ff.

53 Vgl. Danojlić: *Muka*, S. 37: »Unsere Schimpfwörter drücken einen verzweiferten Hass auf die Welt aus, sie sind getragen von einem zerstörerischen Wunsch, alles zu entwerten und zu erniedrigen.« (»Naše psovke izražavaju očajničku mržnju prema životu, one su nošene rušilačkom željom da se sve obezvredi i ponizi.«, übers. v. BP).

54 Vgl. Zavašnik: *Psovke*, S. 80: »Ihre Botschaft [d.i. die Botschaft, für welche ein Schimpfwort verwendet wird, BP] lässt sich auch mit anderen Mitteln ausdrücken [...]« (»Njezina poruka

Keine der beiden Erklärungen erscheint plausibel. Einerseits stimmt der weiter oben aufgezeigte variantenreiche und nicht selten genuin fröhliche Umgang mit dem Schimpfen mit Danojlićs pessimistischer Sichtweise überhaupt nicht überein, andererseits wären redundante Sprachphänomene im Laufe der Zeit von sprachökonomischen Prozessen stillschweigend getilgt worden. Viel wahrscheinlicher ist die Verwendung von Schimpfwörtern als ein Mittel der diskursiven Behandlung von Tabus. Schliesslich ist Sexualität seit Jahrhunderten ein stark tabuisiertes Thema. Montagu bemerkt hierzu:

Christianity and the church have, in their various forms, been largely responsible for the uncleanness of sex. Sin and sex, as everyone knows, have somehow come to be inextricably interrelated, so that the swearer who draws upon the forbidden sources of sexuality adds to the force of his obscene words the power of both a scatological and a sacrilegious act.⁵⁵

Während das Skatologische also schlicht unrein ist, ist alles Sexuelle doppelt negativ besetzt, einerseits aufgrund der Tatsache, dass Sexualität an sich tabuisiert ist, andererseits durch die Nähe des Sexuellen zum Schmutzigen. Diese doppelte Negation des Erotischen modifiziert entsprechende sprachliche Ausdrücke, die als solche nicht vulgär sind. Vielmehr erwächst, wie Badurina und Pranjković bemerken, der vulgäre Status einzelner Wörter erst aus gesellschaftlichen Tabus.⁵⁶ Der besondere Stellenwert, den die Sexualität im menschlichen Leben innehat, verstärkte diesen Effekt. Schliesslich wird sie trotz ihrer Stigmatisierung im Verborgenen, wenn auch mitunter schuldbewusst, weiterexerziert. Ciceros Anmerkung, dass »quodque facere turpe non est, modo occulte, id dicere obscenum est«,⁵⁷ ist im vorliegenden Kontext bis heute nur wenig hinzuzufügen.

Dieser explizite Ausschluss des Sexuellen aus dem Diskurs führt zum Zorn der sprechenden Menge, und diese wiederum strebt nach – folgerichtig sprachlicher – Entladung, oder, wie Gavran schreibt:

Für diesen [d.i. den Zorn, BP] ist eine Stauung der seelischen Energie (die von den gewaltsam verhinderten positiven Gefühlen kommt) besonders charakteristisch. Aus dieser Stauung wird der starke Drang nach Affektentladung verständlich, ebenso wie die eigentümliche Erleichterung, die wir danach erfahren. – Aber, obwohl diese Entladung

[i.e. poruka za koju se koristi psovka, BP] se može ostvariti i drugim sredstvima [...].«, übers. v. BP).

55 Montagu: *The Anatomy*, S. 301.

56 Badurina und Pranjković: *Jezična i pragmatična obilježja*, S. 231: »Man könnte [...] sagen, dass gesellschaftlichen Tabus der vulgäre Status einzelner Wörter und Ausdrücke erwächst.« (»Mogli bismo [...] reći da na društvenim tabuima izrasta vulgaran status pojedinih riječi i izraza.«, übers. v. BP).

57 Cicero: *De officiis*, S. 104 (1. Buch, Abs. 127). In Übersetzung: »[...] von einer Tätigkeit zu sprechen, deren Verrichtung keine Schande ist, wenn sie nur im Verborgenen geschieht, ist unanständig.«, ebd., S. 105.

(Schimpfen u.ä.) wegen der nachfolgenden Entspannung als wünschenswert erscheint, läst [sic!] man ihr doch nicht immer freien Weg. Man will nicht als ein hemmungsloser Mensch gelten [...].⁵⁸

Diese Erläuterung ist nachvollziehbar, sollte jedoch um einen entscheidenden Punkt ergänzt werden: Die verhinderten positiven Gefühle stammen nicht irgendwoher, sondern von der Unmöglichkeit, über die sexuellen Lebensaspekte zu sprechen. Man verwendet also tabuisierte Ausdrücke, um ein doppelt tabuisiertes Thema diskursiv behandeln zu können.⁵⁹ Es wäre denkbar, dass aufgrund sprachlicher Restriktionen nur diese Art des Diskurses möglich war bzw. ist.

Sollte diese Vermutung der Wahrheit entsprechen, erstaunt auch die primäre Verwendung dynamischer Schimpfwörter nicht, denn die kreativ-quasiliterarische Bearbeitung erleichtert die Verwendung tabuisierter Termini, indem sie ihnen die Semantik nimmt. Hierfür wird, wie oben ausgeführt, nicht selten ein Bemühen um maximale Intensität offenbar, das sich auch und insbesondere in der Verwendung unpassender bis skandalöser sprachlicher Intensivierer niederschlägt. Die so gewonnene groteske Nebeneinanderstellung von Ausdrücken führt zu – häufig humoristischer – Hyperbolisierung und schliesslich zur Desemantisierung der verwendeten, also in erster Linie sexuell konnotierten Begriffe – und damit vielleicht aber auch zu einer Desensibilisierung gegenüber dem (sexistischen, rassistischen) Denotat der Intensivierer.⁶⁰ Dies macht das Sprechen über sexuelle Kontexte, wenn nicht angenehm und fruchtbringend, so doch zumindest möglich. Herauszuarbeiten, welche konkreten Effekte diese Art des Sexualitätsdiskurses auf die Personen hat, die an ihm partizipieren, muss jedoch weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

58 Gavran: *Bludna psovka* (dt. Zusammenfassung), S. 197.

59 Als Gegensatz hierzu wird von den deutschen Schimpfwörtern bisweilen behauptet, sie seien ein sprachlicher Protest gegen lebensweltliche Regeln, und nicht gegen eine – ebenso sprachliche – Tabuisierung, vgl. den Beitrag von Havryliv in diesem Band. Dies ist insbesondere nachvollziehbar, wenn man berücksichtigt, dass den deutschen Schimpfwörtern tatsächlich eine Semantik innewohnt, die zum lebensweltlichen Protest taugt. Südslawische Schimpfwörter hingegen, so die hier vertretene These, können aufgrund ihrer diffusen oder verlorenen Semantik nur schwer auf aussersprachliche Diskurse referieren.

60 Eine genaue Untersuchung dieses Sachverhalts steht leider noch aus und konnte daher in dieser Arbeit nur angedeutet werden.

Literaturverzeichnis

- Badurina, Lada; Pranjaković, Ivo: *Jezična i pragmatična obilježja psovke*. »Romanoslavica«, 52 (2016), S. 227–235.
- Balkanović, Ludmila: »Löli«, meint meine Mutter und sagt: »Ich scheiss dir in deinen Mund«. In: »watson«. <<http://www.watson.ch/Blogs/Ludmila-alkanovic/670399021-“Löli“--meint-meine-Mutter-und-sagt--“Ich-scheiss-dir-in-deinen-Mund“>> (Zugriff: 25.10.2017).
- Brockhaus Enzyklopädie Online*. <<https://brockhaus.de>>.
- Bussman, Hadumod: *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner 2008.
- Cicero: *De officiis. Vom pflichtgemässen Handeln*. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2008.
- Danojlić, Milovan: *Muka s rečima*. Belgrad: Biblioteka XX vek 1990.
- Duden. Das Bedeutungswörterbuch*. Mannheim u.a.: Dudenverlag 2010.
- Gauger, Hans-Martin: *Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache*. München: C. H. Beck 2012.
- Gavran, Ignacije: *Bludna psovka. Povjesno-psihološka studija. Mit einer Zusammenfassung / Unzüchtige Schelten*. Sarajevo: Udruženje katoličkih svećenika NR BiH 1962.
- Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bde. Leipzig 1854–1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. <http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB>.
- Havryliv, Oksana: *Pejorative Lexik. Untersuchungen zu ihrem semantischen und kommunikativ-pragmatischen Aspekt am Beispiel moderner deutschsprachiger, besonders österreichischer Literatur*. Frankfurt/M.: Peter Lang 2003.
- Janeš, Franjo: *Funktionale Besonderheiten kroatischer Schimpfwörter*. In: *Mobilität und Kontakt. Deutsche Sprache, Literatur und Kultur in ihrer Beziehung zum südosteuropäischen Raum*. Hgg. Slavija Kabić, Goran Lovrić. Zadar: Sveučilište u Zadru 2009, S. 197–208.
- Kuna, Branko: *Identifikacija eufemizama i njihova tvorba u hrvatskom jeziku*. »Fluminensia« 19 (2007), S. 95–113.
- Lučić, Radovan: *Kako to tamo psuju? Vulgarizmi u hrvatskom i nizozemskom: jedan slučaj »lažnih neprijatelja«*. In: *Višejezičnost kao predmet multidisciplinarnih istraživanja*. Hgg. Sanda L. Udier, Kristina Cergol Kovačević. Zagreb: Srednja Europa 2015, S. 583–594.
- Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart, Weimar: Metzler 2010.
- Montagu, Ashley: *The Anatomy of Swearing*. New York: Macmillan 1967.
- Pilch, Pavel: *Psovka u hrvatskome i češkome jeziku*. Brno: Masarykova univerzitetu 2011.
- Ristić, Stana: *Diskurs psovki u srpskom jeziku*. In: *Diskurs i diskursi. Zbornik u čast Svenki Savić*. Hg. Vera Vasić. Novi Sad: Filozofski fakultet Univerzitetu u Novom Sadu 2010, S. 195–212.
- Rollfinke, Dieter; Rollfinke, Jacqueline: *The Call of Human Nature. The Role of Scatology in Modern German Literature*. Amherst: University of Massachusetts Press 1986.
- Scheffler, Gabriele: *Schimpfwörter im Themenvorrat einer Gesellschaft*. Marburg: Tectum 2000.
- Užarević, Josip: *Fenomenologija psovke*. In: ders.: *Književni minimalizam*. Zagreb: Disput 2012, S. 167–84.
- Wikipedia. Die freie Enzyklopädie*. <<https://de.wikipedia.org>>.
- Zavašnik, Nina: *Psovke u južnoslavenskim jezicima te njihova upotreba*. In: *Fiatat Szlavisták Budapesti Nemzetközi Konferenciája I / 1st Conference for Young Slavists in Budapest*. Hgg. Aleksander Urkom u.a. Budapest 2012, S. 79–81.

Andrea Grafetstätter

| Université du Littoral Côte d'Opale, agrafetstaetter@web.de

Die Inszenierung von Fäkalkomik auf der frühneuzeitlichen Fastnachtspielbühne

1.

Im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts ist die Freude an der Reduktion von Bedeutung auf Korporalität omnipräsent; die Lust an der Konzentration auf Körperfunktionen zählt zu den herausragenden Komponenten der Verkehrsstrategie der Spiele, die in diesem Rahmen alltägliche Körpervorgänge überhöhen.^{1,2} Beschrieben werden etwa die Produktion von Fäkalien, ihre Größe, ihre Beschaffenheit, ihr Geruch, ihr etwaiger Verwendungszweck, Störungen des Verdauungsapparates und Defäkationshygiene, dies alles »mit viel Liebe zum Detail«.³ Damit stehen sie im Gegensatz zu anderen Texten des europäischen Mittelalters, in denen Verdauungsprozesse und -ergebnisse als »ein vorweggenommenes organisches Modell der Kultur«⁴ allenfalls sporadisch auftreten.

Im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts ist die Freude an der Fokussierung von Korporalität und Fäkalien omnipräsent. Die Frage scheint berechtigt, zu welchem Zweck ›die ganze Scheiße‹ inszeniert wurde. Im Folgenden wird unter Heranziehung von Komiktheorien und Berücksichtigung der Inszenierungspraxis nach Erklärungen für die offensichtliche Beliebtheit exzentrischer Ausscheidungen auf der spätmittelalterlichen Nürnberger Bühne gesucht. Überprüft werden soll dabei die These, dass sich Fäkalkomik gegen das politische Umfeld der Spiele richtet.

1 Ich danke herzlich den Herausgebern, Gutachtern und Mitarbeitern der Zeitschrift für wertvolle Hinweise und umsichtige Hilfestellungen.

2 Vgl. Ragotzky: *Fastnacht und Endzeit*, S. 61. Edition: Keller: *Fastnachtspiele*.

3 J. Müller: *Schwert und Scheide*, S. 196.

4 Lévi-Strauss: *Mythologica III*, S. 509.

Früh setzte sich die Forschung mit den Gründen für »die irritierende Obszönität«⁵ der Fastnachtspiele auseinander, die ein wesentliches Element der Fremdheitserfahrung moderner Rezipienten dieser Textsorte gegenüber ausmacht. Die Frage scheint berechtigt, zu welchem Zweck »die ganze Scheiße« inszeniert wurde. Im Folgenden wird unter Heranziehung von Komiktheorien und Überlegungen zur Inszenierung der Spiele nach Erklärungen für die offensichtliche Beliebtheit exzentrischer Ausscheidungen auf der spätmittelalterlichen Nürnberger Bühne gesucht. Hierbei dient die Bestandsaufnahme verschiedener Ausprägungen von Fäkalkomik in den Spielen als Basis für Erwägungen zu ihrer jeweiligen Funktion.⁶ Überprüft werden soll die These, dass sich Fäkalkomik – als bekanntes Mittel der Diffamierung von Personen oder Institutionen – gegen das politische Umfeld der Spiele richtet. Dabei wird insbesondere die städtische Struktur Nürnbergs und die Nürnberger Ratspolitik im Zentrum stehen, denn die Fastnachtspiele als in der sozialen Gemeinschaft der Nürnberger Gesellschaft aufgeführte Stücke sind freilich vor dem Hintergrund der städtischen Politik zu sehen. Deshalb wird die Nürnberger Ratspolitik einer eingehenden Untersuchung unterzogen, in der geprüft wird, ob das literarisch-dramatische Um-Sich-Werfen mit Exkrementen in den Spielen eventuell eine politisch-soziale Bedeutung hatte.

2.

Von den etwa 120 Fastnachtspielen aus dem 15. Jahrhundert entstanden immerhin 109 in Nürnberg.⁷ Die große Anzahl an Nürnberger Fastnachtspielen zeigt das offensichtliche Interesse an solchen Veranstaltungen in der Nürnberger Reichsstadt. Als dramatische Gebrauchsliteratur haben mittelalterliche Fastnachtspiele ihren »Sitz im Leben« vorwiegend in der Zeit des städtischen Karnevals, der sich als integratives Fest der disparaten städtischen Bevölkerungsteile allmählich von den parodistisch akquirierten Requisiten der aristokratisch-patrizischen Bräuche entfernt und einen eigenen Stil entwickelt, in dessen Zentrum die karnevaleske Belustigung steht.⁸

5 Merkel: *Form und Funktion*, S. 11.

6 Zwar sollte Bobertags Zweckbestimmung der »alten Schnurren«, »Erheiterung zu verschaffen und durch Lachen die Gesundheit zu befördern« (*Narrenbuch*, S. viii), nicht aus den Augen verloren werden, aber über eine rein belustigende Funktion hinaus ist doch eine weitere Funktionalisierung von Fäkalkomik anzunehmen.

7 Vgl. E. Simon: *Die Anfänge*, S. 292. Vgl. ferner Habel: *Zum Motiv- und Stoff-Bestand*, S. 127–129 sowie Keller: *Die Darstellung der Frau*, S. 23.

8 Zur Integrativen Funktion städtischer Karnevalsaktivitäten siehe Schindler: *Karneval, Kirchen und verkehrte Welt*, S. 141.

Karneval als Übergangsritual (›rite de passage‹) feiert die temporäre Befreiung von sozialen Zwängen, Normen und Tabus,⁹ und in diesem Rahmen bietet der Karneval die Möglichkeit der Artikulation offiziell tabuisierter Rede.¹⁰ Nicht zu unterschätzen ist daher das befreiende Moment der Fastnachtspiele.¹¹ Skatologische Komik richtet sich generell gegen Vorschriften, die das Sozialverhalten des Publikums kanalisieren sollen,¹² und hier ist die wirkungsvollste Möglichkeit zur Relativierung und Distanzierung von angstbesetzten Bereichen das Verlachen dieser Normen und sozialen Regeln im Rahmen der lizenzierten Zeit des Karnevals.¹³ Selbst wenn die Karnevalsveranstaltungen und Fastnachtsspiele von der Obrigkeit als kanalisierte Triebabfuhr geduldet, wenn nicht gelegentlich sogar gefördert wurden, behalten sie dennoch ihr potentiell oder real subversives Element. Es hat aufgrund der Verschriftlichung bzw. Drucklegung von Spielen überdauert und gewährleistet damals die Möglichkeit seiner Reaktivierung über die Zeit des Karnevals hinaus: Der Text der Nürnberger Fastnachtspiele liegt in 15 Handschriften und 7 Drucken vor. Sie stammen aus der zweiten Hälfte des 15. und der ersten des 16. Jahrhunderts.¹⁴ Einige (wenige) Fastnachtspiele sind mehrfach überliefert (z.B. K 39, 41, 96, 40, 42, 46 und 100).¹⁵ Ein namentlich greifbarer Autor von Fastnachtspielen ist Hans Folz, der über eine eigene Offizin verfügte und mindestens zwei seiner Fastnachtspiele druckte.¹⁶ Als exemplarischer Fall kann sein Markolfspiel dienen, von dem zwei Fassungen bekannt sind, eine anonyme aus der Zeit zwischen 1482 und 1487 und eine in der Handschrift des Claus Spaun tradierte, auf 1494 datierte Fassung. Ob Texte als Aufführungs- oder als Lesetexte bestimmt waren, lässt sich nicht immer zweifelsfrei feststellen. Aber die

9 Vgl. Bachtin: *Rabelais*, S. 58. Zur Problematik der Annahme einer Entstehung der ›verkehrten Welt‹ aus der ›Lachkultur‹ bzw. der Annahme einer planvoll konzipierten Gegenwelt siehe Hundsbichler: *Im Zeichen*, S. 561f.

10 Bachtin: *Rabelais*, S. 67.

11 Vgl. Kühnel: *Die städtische Fastnacht*, S. 114.

12 Vgl. Gier: *Skatologische Komik*, S. 163.

13 Vgl. Eco: *The Frames of Comic Freedom*, S. 6. Vgl. auch Heers: *Vom Mummenschanz*, S. 295.

14 Die wichtigsten sind die Handschriften A (Augsburg, nach 1516 / kurz vor 1494 / 1486) und G (Wolfenbüttel, vor 1494) des Augsburger Kaufmanns Claus Spaun. Letzterer ging äußerst produktiv mit dem Material um; z.B. erarbeitete er für seine Sammlung ein Register, er griff an einzelnen Stellen korrigierend ein und trug Ergänzungen wie Spielanweisungen und Figurenbezeichnungen bei (vgl. Habel: *Zum Motiv- und Stoff-Bestand*, S. 120f.).

15 Vgl. G. Simon: *Die erste deutsche Fastnachtspieltradition*, S. 56–59.

16 Vgl. zum gesamten Verlagsprogramm Schramm: *Karneval des Denkens*, S. 187. Gedruckte Fastnachtspiele sind nach Spriewald (*Hans Folz*, S. 274–276) die Spiele K 120, 112, 7, 38, 60 und 44. Ganz gleich, ob das zehnjährige Betreiben einer Druckerpresse von ökonomischen oder Prestigeinteressen abhängt (vgl. Wenzel: *Do worden die Judden*, S. 190f.), bemerkenswert bleibt das Bestreben zu einem frühen Zeitpunkt, die eigenen Produkte als Lesetexte zu vermarkten.

Präteritumsformen des Nürnberger *Rumpolt-Mareth-Spiels* K 130 deuten auf einen Gebrauch als Lesehandschrift, wie überhaupt die Aufzeichnung vieler Nürnberger Fastnachtspiele Lesezwecken dient.¹⁷ Einige Drucke von Fastnachtspielen weisen Holzschnitte auf, so der Druck von K 120 aus der Zeit um 1520 von Hans Stuchs (Berlin, Stiftung Preuß. Kulturbes., Yd 7820, Nr. 15). Hier avanciert der Dramentext zum Lesetext, dessen Augenmerk auf Lektüre und Betrachtung liegt. Damit zeigt sich deutlich der Bedarf an solchen Spielen in Nürnberg auch über ihre Aufführung hinaus.

3.

Blickt man auf die Gesamtheit der fäkalkomischen Themen in Nürnberger Fastnachtspielen, bilden die Defäkation und ihre Begleitumstände den Hauptanteil. Die groteske Ausscheidung enormer Quantitäten an Exkrementen als »*heitere Materie*«¹⁸ kann in Spielen als einfaches Mittel dienen, um einen komischen Effekt zu erzielen,¹⁹ wie etwa im *Fasnachtspiel* (K 109, 859, 15–20); dort produziert man nach ausgiebigem Mahl »zehen schiß«, die zurückweisen auf die vitalen Kräfte des Körpers: »Skatologie – nicht Eschatologie«.²⁰ Die ingestierte Nahrung beeinflusst die Konsistenz der Defäkation; manche Speisen lassen sich »gern essen und scheißen« (K 49, 370, 31). Auffällig ist die Koppelung der Motive in den Fastnachtspielen in Form der Aufnahme von Kot, dessen Form mit der von Nahrungsmitteln assoziiert wird (»Eselsfeigen«, »Kuhfladen«, »Pferdeäpfel«, »Bauerneier« etc.). Im Spiel K 14 wird der menschliche Verzehr von Kot beschrieben (126, 16–18): »Den merdum, den ich han geschissen, / Dem hab ich das heubel abgepissen, / Das er uber mein wang abran.« Auch im *spil, der walbruder genant* ist die Ingestion von Exkrementen ein entscheidendes Konstituens mit dem Aufruf: »Du leckst im ars ein beschissens kint, / Das dir das gelb am packen kleb!« (K 2, 38, 19–20)²¹ Die Produkte von verborgenen Körperfunktionen werden zur Integration in den Körper empfohlen, so dass sich der Kreis des Einverleibens und Ausscheidens schließt. Als Merkmal der

17 Vgl. Habel: *Zum Motiv- und Stoff-Bestand*. Williams-Krapp betont den Lesecharakter der Spiele: »Inwieweit und in welchem Ausmaß haben wir es bei diesen Stücken – auch nur entfernt – mit jemals aufgeführten Texten zu tun?« (Williams-Krapp: *Überlieferung und Gattung*, S. 19).

18 Bachtin: *Rabelais*, S. 377.

19 Vgl. Tetel: *Le comique de Rabelais*, S. 5.

20 Bachtin: *Rabelais*, Vorwort von Lachmann, S. 36.

21 Die Verbindung von Kot und Nahrung ist biblisch, vgl. Ezechiel 4,12; hier wird das Zubereiten von Nahrung aus menschlichen Exkrementen (abgemildert zu Rindermist, Ez. 4,15) als Zeichen für die Schmach der Verbannung beschrieben.

grotesken Körperkonzeption – die Unabgeschlossenheit der Körper – werden Körperöffnungen zur Inkorporation oder zum Ausscheiden von Materie betont.²² Neben Digestionsvorgängen werden in Spielen auch Materialien und Techniken der Defäkationshygiene thematisiert: »So wisch ich mein ars nicht gern an neßeln« (K 109, 858, 5); »Das arslloch tet ich aufrucken / Und ließ mein loch die sunen trucken« (K 64, 564, 30–31).²³ Ärzte behandeln die ausscheidenden Organe: »Und den die dinglein im hintern an setzen, / Den können sis gar hübschlich ab etzen« (K 98, 751, 11–12); daneben sind digestive Dysfunktionen in Form von Diarrhö oder Obstipation ein wiederkehrendes Thema. Im Spiel K 101 wird entsprechend die Wunderkraft einer abführenden Salbe geschildert, die »gar wol aus fegen« könne, selbst wenn jemand »das arslloch wer zu gewachsen« (768, 15–17). Konkretes Erfragen von Verdauungsvorgängen – »Hat der schiß noch nit sein außgank?« (K 6, 61, 12) – intensiviert dabei offensichtlich die Komik.

In den so genannten ›Arztspielen‹, in denen ein Arzt auftritt – das oben genannte Spiel K 6 ist ein Beispiel –, ist das Harnglas für die Harnschau des Arztes ein stehendes Requisit. Regelmäßig beklagt die Arztfigur, man habe in das Glas defäziert, anstatt zu urinieren (63, 27). Hier wird die zweifelhafte Verlässlichkeit dieses Berufsstandes angeprangert, indem buchstäblich auf die Kunst des Arztes ›geschissen‹ wird, was einen Hinweis darauf bietet, dass Fäkalien in Spielen zur Diffamierung dienten. Der provokative Gestus des Fäkalischen ist offensichtlich.

Die Konzentration auf Fäkalkomisches in Nürnberg hat auch Auswirkungen auf die Verarbeitung des Neidhartstoffes in einem entsprechenden Spiel, das auffällig von anderen Neidhartspielen abweicht: Im *Nürnberger kleinen Neidhartspiel*, das klar die »Lust am kreatürlichen Dreck«²⁴ zeigt, wird der Veilchenschwank stark verkürzt und mit bemerkenswerten Grobianismen wiedergegeben. Zunächst wird Neidhart ausgiebig verspottet: »Sag neithart wie ist dir geschehen / Hast du ein dreck fur ein feyel ersehen« (113, 62f.). Diese Unterstellung wird dann – offensichtlich zur Steigerung der Komik – um die »wenig erquickliche Zutat«²⁵ der Veilchensuche durch die Hofdamen der Herzogin unter dem Kothaufen bereichert: »Mit vrlaub frau jr sollet wissen / Die pauren han auff den feyel geschissen / Wir wol-

22 Vgl. Bachtin: *Rabelais*, S. 359. Siehe dazu auch Le Goff/Truong: *Die Geschichte des Körpers*, S. 36.

23 Dazu legt McDonald (*Dr Witkowski's Anus*, S. 37) dar: »[F]or medieval people the arse was not [...] obscene but seen; and rather than the hidden hole of the neurotic modern self it was the scene for playing out social issues and expressing certain social tensions. It was also a site of power and control.«

24 U. Müller: *Zur Lachkultur*, S. 174.

25 Hintner: *Beiträge zur Kritik*, S. 4.

len jn alles hart seld fluchen / Wir wollen jn auß dem dreck suchen« (113, 65–68). Auffälligerweise sind es hier die per se stärkeren Reglementierungen unterworfenen Frauen – freilich in den mittelalterlichen Spielen durch Männer dargestellt –, die einen haptischen Kontakt mit dem Kot herstellen wollen. Diese Beobachtung trifft auch auf das Spiel K 69 zu.²⁶ Man will sich im *Nürnberger kleinen Neidhartspiel* partout nicht mit der Abstinenz des Veilchens abfinden: »diesen dreck stoß wir von dannen« (113, 70). Hierin sieht Scheel eine Akzentuierung des Skatologischen: »[B]y this action the whole joke is flattened, so that one does no longer laugh about the trick played on a high person but mainly about the scatological element.«²⁷ Man könnte hier eventuell eine Verknüpfung von Fäkalien mit der teuflischen Sphäre vermuten, man bewegt sich dann aber in Richtung von Mosers in der Forschung überwiegend negativ eingestuftem Versuch, den Fastnachtspielen das Augustinische Zweistaatenmodell und demnach einen heilspädagogischen Sinn zu unterlegen.²⁸

Die kursorische Beispielliste der verschiedenen Ausprägungen von Fäkalkomik erscheint in ihrer Eindringlichkeit bemerkenswert. Diese Omnipräsenz fäkalkomischer Themen in den Spielen, von denen auszugehen ist, dass sie in der Öffentlichkeit präsentiert wurden, ist angesichts der Nürnberger Ratspolitik erstaunlich: Der Nürnberger Rat, der auch Aufgaben der in Nürnberg nicht existierenden Zünfte übernahm,²⁹ kontrollierte rigide das gesamte Leben der Bewohner Nürnbergs bis ins kleinste Detail. Beispielsweise verbot der Nürnberger Rat zu einem bestimmten Zeitpunkt freilaufende Nutztiere auf den Straßen, um deren Verunreinigung mit Exkrementen zu unterbinden.³⁰

26 Im Spiel wird über einen Delinquenten geklagt: »Der hat sich des mit willen geflissen / Und hat mir in meinn guten rubacker geschissen; / Do wolt mein frau die ruben geten / Und hat mit allen fünfen drinn kneten« (K 69, 609, 19–22).

27 Scheel: *Violen-Stories*, S. 204.

28 Vgl. Moser: *Elf Thesen*, S. 75–87. Vgl. auch Moser: *Schimpf oder Ernst?*, S. 277: »Man muß also folgern, daß das Institut der Fastnachtsfeier [...] entstand, um den Gläubigen vor Eintritt in die Fastenzeit die abgelehnte Alternative eines Lebens in der ›cupido‹-Gemeinschaft Babylons anschaulich vorzuführen.« Mosers Thesen werden zu Recht – auch wenn es vereinzelt Fastnachtspiele mit moralisch-belehrendem Inhalt geben mag, so W 3 (13, 8–9) – überwiegend negativ rezipiert, vgl. Schindler: *Karneval, Kirchen und verkehrte Welt*, bes. S. 122–124). Bereits Bastian (*Mummenschanz*, S. 62) warnt vor einer Simplifizierung: »Versucht man die Fastnachtspiele auf das Feld der Belehrung und Erziehung, der Vernünftigkeit und des Moralisierens einzuengen, drohen ihre extremen Pendelschläge, ihre Irrationalismen und ihre gärende Gewalttätigkeit, ihre desublimierenden Potenzen und unbändig-ungebärdigten Negationen außer Betracht zu geraten.«

29 Vgl. Ennen: *Die europäische Stadt*, S. 198.

30 Neben hygienischen Aspekten hatte man auch den repräsentativen Eindruck Nürnbergs auf Besucher im Blick, vgl. Isenmann: *Die deutsche Stadt*, S. 155.

4.

»[D]ie Stadt ist, politisch gesehen, ein Raum fortwährender Brechungen und Progressionen«,³¹ und entsprechend umsichtig musste der Rat Nürnbergs zahlreiche Rücksichten nehmen und die dementsprechende Diplomatie beachten.³² Wegen des hohen Bildungsstandes und des fortgeschrittenen Alphabetentums der Bevölkerung war eine Reglementierung des literarischen und kulturellen Lebens aus Sicht des Rates notwendig; sogar Vorgaben zu Kleidung, Mode, sportiven Bewegungen,³³ aber auch zur Religiosität wurden lanciert.³⁴ Allerdings ist die Rigorosität der Zensurpolitik des Nürnberger Rats für das 15. Jh. nicht sicher zu bestimmen. Michael geht anhand von Belegen, die ein nachträgliches Verbot von Fastnachtspielen nahe legen, davon aus, dass Fastnachtspiele zunächst ohne Zensur aufgeführt worden seien.³⁵ Auch Ten Venne nimmt jedenfalls noch für das 15. Jh. eine großzügige Zensurhandhabung an.³⁶ In der Tat war die Zensur nicht zu allen Zeiten gleich rigoros; vor 1459 liegen keine Belege für eine direkte Zensur vor, sie verschärfte sich vielmehr nach und nach, was in ein Tanzstatut von 1521 mündete.³⁷ Die räumliche Nähe von zum Teil oppositioneller Gesellschaftsschichten in der aufstrebenden Stadt mit weltweit bedeutendem Handel³⁸ erzeugte vielleicht die Radikalisierung der Ratspolitik, die aus Überwachung, Disziplinierung und Triebunterdrückung bestand.³⁹

31 Borst: ›Burg‹ und ›Stadt‹, S. 296.

32 Die Bedeutung Nürnbergs lässt sich daran ablesen, dass die Stadt in der Reichsmatrikel von 1521 höher bewertet wurde als Augsburg. Im Jahr 1450 lebten 30131 Menschen in Nürnberg, darunter 9912 Bauern. Um 1550 waren es bereits etwa 50000 Einwohner (vgl. Brunner: *Hans Sachs*, S. 1).

33 Ich nenne nur eine Verordnung gegen zu kurze Männerkleidung oder gegen ›schentliche, unzimliche und neue tenze‹ (vgl. Rörig: *Die europäische Stadt*, S. 119f.).

34 Vgl. Höss: *Das religiös-geistige Leben in Nürnberg*. Der Rat musste Reglementierungen kirchlicher Institutionen übernehmen, denn im Nürnberg des 16. Jh. endete die Jurisdiktion der katholischen Kirche hinsichtlich Eheschließungen und Fragen der Moral (vgl. Wiesner: *Gender, Church and State*, S. 90). Vgl. auch Rörig: *Die europäische Stadt*, S. 119: »Wenn endlich der Rat Verordnungen über Sonntagsfeiern und Prozessionen erließ, wenn er [...] in die Kirchenzucht eingriff, so sind das alles sehr deutliche Anzeichen für eine weitgehende Kontrolle des geistlichen Lebens.«

35 Vgl. Michael: *Die Nürnberger Susanna*, S. 6.

36 Vgl. Ten Venne: *Die Nürnberger Fastnachtkultur*, S. 185.

37 Vgl. Reichel: *Der Spruchdichter Hans Rosenplüt*, S. 162. »Es gibt also offensichtlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch einen relativ großen Spielraum für literarische Betätigung auf politischem Gebiet, der von der Jahrhundertmitte an zunehmend eingeengt wird.« (ebd.)

38 Vgl. z.B. Brunner: *Hans Sachs*, S. 4.

39 Vgl. Bastian: *Mummenschanz*, S. 24. Die Spiele kreisen »konzentrisch um ihr mit akutem gesellschaftspolitischem Zündstoff aufgeladenes Generalthema, das Gegeneinander von Triebhaftigkeit und Affektregulierung, Luststreben und gesellschaftlichem Zwang zur

Spätestens ab der zweiten Jahrhunderthälfte zeigen sich eine Vorzensur von Druckerzeugnissen und die Pflicht zur Genehmigung von Spielen.⁴⁰ Doch auch hier haben sich die Autoren Freiräume verschafft, denn scheinbar im Widerspruch zur Aufforderung des Rates, ›zuchtiglich‹ vorzugehen,⁴¹ stehen die derbe Erotik und die Fäkalkomik vieler Nürnberger Fastnachtspiele: »Möglicherweise sah der Rat immer nur einen mehr oder weniger rohen Plan der Fastnachtspiele [...]. Ihre endgültige Form erhielten diese Stücke erst in der jeweiligen Aufführung.«⁴² Gerade die Fastnachtspiele stellten im Rahmen der Fastnachtslustbarkeiten für den Rat eine Herausforderung dar, denn beide betreffen städtische Repräsentationsansprüche, auch gegenüber dem alten Landadel, der sich zu Fasching in der Stadt einstellte.⁴³ Daraus resultierten auch die Pflicht zur Genehmigung öffentlicher Fastnachtsveranstaltungen, das Untersagen, Masken zu tragen, und die Zensur zirkulierender oder zur Genehmigung vorgelegter Fastnachtspiele.⁴⁴ Repressalien blieben nicht aus, wie die Sanktionen gegen den Patriziersohn Wolf Ketzler und dessen Freund Oswald zeigen, die dafür abgestraft werden, »das sie Hannsen Zamasser mit einem faßnacht Spil als ein narren gehondt haben.«⁴⁵

Dass Fäkalien aber auch affirmativ-ratskonform verwendet werden können, zeigen die antijüdischen Fastnachtspiele des Autors Hans Folz. Hier steht die Fäkalkomik im Dienste des Nürnberger Rates, der sich gegen die in der Stadt ansässigen Juden richtete.⁴⁶ Diese ratskonforme literarische Diffamierung von Juden lässt sich durch die Verbindung von Hans Folz zu dominierenden Geschlechtern Nürnbergs erklären, in deren Auftrag manche Texte entstanden sind. Besonders die im Spiel *von dem herzogen von Burgund* (K 20) vorgeschlagene Bestrafung der Juden zeigt Fäkalsprache, wenn etwa die Figur eines Ritters »urtail[t], das man sie [die Juden] alle jar / ganz ploß und nacket ziehe auß / Setz ieden unter ein scheißhaus / Und ließ ein tag auf sie schmaliern« (183, 20–24). Gier veranschlagt eine Verbindung skatologischer Komik mit Aggressivität;⁴⁷ in der Tat ist hier die aggressive

Selbstbeherrschung« (ebd., S. 78). Speziell zu Reglementierungen der Handwerker vgl. Brunner: *Hans Sachs*, S. 14f.

40 Vgl. Rautenberg: *Das Werk als Ware*, S. 36.

41 Belege versammelt Lenk: *Das Nürnberger Fastnachtspiel*, S. 12f.

42 Krohn: *Der unanständige Bürger*, S. 137.

43 Vgl. E. Simon: *Die Anfänge*, S. 9. Dass der Nürnberger Rat durchaus politische Rücksichten auf Adlige nahm, zeigt u.a. eine Verordnung von 1470, die das Singen eines Liedes auf Markgraf Albrecht unter Strafe stellt (vgl. Hampe: *Archivalische Miscellen*, S. 256).

44 Vgl. Reichel: *Der Spruchdichter Hans Rosenplüt*, S. 159.

45 Ratsverlass vom 22.1.1495 (Simon: *Die Anfänge*, Nr. 398) und Ratsverlass aus dem Jahre 1497 (Nr. 412).

46 Vgl. Ragotzky: *Fastnacht und Endzeit*, S. 63.

47 Gier: *Skatologische Komik*, S. 175.

Fäkalkomik bemerkenswert. Als Funktion skatologischer Komik definiert Gier den der Transgression, deren Folge ein engerer Zusammenschluss der Gemeinschaft ist.⁴⁸ Bei der Fäkalkomik in den antijüdischen Spielen verbindet sich die Gemeinschaft der Zuschauer der Fastnachtspiele, indem sie sich von den Juden durch Fäkalkomik abgrenzt. Fäkalkomik kann also auch ratskonform sein, aber nur, wenn sie sich quasi ›erlaubt‹ gegen unerwünschte Personen richtet.

5.

Durch die Aufführung der Spiele entsteht ein liminales Feld, das Akteure und Publikum in einem Zwischenraum versammelt, der sich primär zum Erzeugen und Verhandeln von Bedeutung eignet.⁴⁹ Für alle Spiele ist ihre Aufführung relevant, die das fäkalkomische Moment durch die Bereicherung der Verbalregie um ihre szenische Inszenierung quasi verdoppelt: Eine nicht nur verbale, sondern auch mimische und gestische Inszenierung fäkalkomischer Vorgänge auf der Bühne, womöglich mit entsprechenden Requisiten, erhöht deren Präsenz, denn die Akteure dienen dann als Träger von Fäkalienkomik. Dabei bedingen die mimetischen Möglichkeiten von Körperbewegungen eine spezielle Art von performativer, weil situationsgebundener, okkasioneller, ephemerer und kontingenter Komik.⁵⁰ Das wiederum führt zu Haekels Annahme einer Einschreibung performativer historischer Codes in den Text:

Der Text als solcher ist eine literarische Manifestation, und seine Strategien sind schriftlich und nicht performativ. [...] Deswegen darf sich die Textanalyse nicht auf die Suche nach dem Niederschlag einer Aufführung begeben, sondern muß die bewußt gesetzten Markierungen von Performativität im Text isolieren,

wobei »sich die Texte nicht auf Elemente einer Aufführung, sondern auf den ihr zugrundeliegenden historischen Code beziehen.«⁵¹ Bachorski hingegen nimmt eine Rekonstruierbarkeit der Performanz als ›schwaches Echo‹ aus den Texten unter bestimmten Voraussetzungen an, kommt aber zum gleichen Ergebnis wie Haekel.⁵² Freilich müssen Überlegungen zur Inszenierung fäkalkomischer Vorgänge auf der Bühne nicht völlig speku-

48 Vgl. ebd., S. 163.

49 Vgl. Velten: *Performativität*, S. 226. S. auch Velten: *Scurrilitas*.

50 Bachorski/Röcke/Velten/Wittchow: *Performativität und Lachkultur*, S. 179–180.

51 Haekel: *Die Englischen Komödianten*, S. 103f.

52 Bachorski: *Poggios Facetien*, S. 320.

lativ bleiben, da sich in impliziten Regieanweisungen durchaus greifbare Hinweise finden. Im *Fasznachtspil von einem artzt und einem krancken* (K 120), das der Nürnberger Autor Hans Folz in seiner eigenen Offizin gedruckt hat und das folglich Kaufinteressenten erwarten ließ,⁵³ richtet sich die Aufmerksamkeit der Zuschauer zunächst auf einen an Diarrhö erkrankten Patienten durch die formulierte Diagnostik: »Hört doch! Es kam in also an: / Er hat die laffscheysen gehat.« Dann wird offensichtlich ein verunreinigtes Kleidungsstück präsentiert: »Sechts warzeichen, lieben freunt mein«, und der Rezipientenblick wird auf den inszenierten Defäkationsprozess gelenkt: »Secht, wie rintz im über die waden!« (1–2, 17–1) Entsprechende Gegenmaßnahmen werden durchgeführt: »Nempt ee die kruck, halt fur do mit!« (3, 9); »Legt im paldt untern ars ein küß!« (3, 18): »Unter der Voraussetzung ›naturalia non turpia‹ betrachtet, ist es das beste Fastnachtspiel des Hans Folz.«⁵⁴ Dabei bewirkt die sinnliche Präsenz des Aufführenden, dass die Verbalregie der Fäkalkomik durch ihre gleichzeitige szenische Inszenierung gedoppelt wird. Dasselbe kann im Spiel *von einem kranken paur* beobachtet werden; die Pause zwischen den Redeanteilen zeigt die erfolgte Defäkation an: »idem viviam: Nu legt mir in nider auf die erden, / So wirt er gar großlich scheißen werden [...]. infirmus: Lieben freunt, ich bin entledigt von meinem smerzen, / Den ich hett unter meinem herzen« (K 6, 65, 1–9). Die Defäkation wird hier euphemistisch mit Formulierungen einer Geburt, aber deswegen nicht weniger deutlich bezeichnet.

6.

Offensichtlich fanden mittelalterliche Rezipienten außerordentlichen Gefallen an der heute oft nur ein müdes Lächeln hervorrufenden Fäkalkomik der Spiele. Warum hat sich das Empfinden von Komik hier verändert, und wie entsteht Komik überhaupt? Mit Raskin kann das Überlappen zweier Skripte als eine anthropologische Konstante der Gelingensbedingungen für Komik betrachtet werden.⁵⁵ Diese müssen, so Wirth, »in einem besonderen

53 Hans Folz (geb. zwischen 1435 und 1440 in Worms – gest. Januar 1513) erwirbt im Jahre 1459 das Nürnberger Bürgerrecht, um 1497 gehört er wohl der oberen Mittelschicht an. Seine produktive Tätigkeit fällt in die 1480er Jahre (vgl. Fischer: *Hans Folz*, S. 225). Zu den Spielen von Hans Folz vgl. insgesamt Janota: *Hans Folz*, S. 74–91 und Schanze: *Meisterliche Liedkunst*, S. 295–299. Siehe auch das Kurzportrait von Keller: *Die Darstellung der Frau*, S. 47ff., mit weiterer Literatur.

54 Sachs: *Die deutschen Fastnachtspiele*, S. 97.

55 Vgl. Raskin: *Semantic Mechanisms of Humor*, S. 98. Raskin untersucht als wichtige Elemente der Humormechanismen »the notion of script overlap, the crucial relation of script oppositeness and the triggers which produce the switch from the one script to the other« (S. 99).

Oppositionsverhältnis, dem des Widerspruchs oder dem der Ambiguität, zueinander stehen«. ⁵⁶ Das Komische bewirkt dadurch, dass es aus dem Rahmen fällt, einen komischen Rahmenbruch. ⁵⁷ Die Inkongruenz zwischen den sozial geforderten Normen und Verhaltensregeln etwa hinsichtlich der Discretion bei Sujets der Verdauung und der offensichtlichen Normverletzung durch mindestens ihre Verbalisierung, wenn nicht sogar ihre Inszenierung auf der Bühne, stellt eine solche Überlappung zweier Skripte dar. Aber es ist gesellschaftlich höchst kontingent, was genau als inkongruent gelten kann. ⁵⁸ Die für das Empfinden von Inkongruenz notwendigen mittelalterlichen Normen und Tabus können durch Predigttexte, moralisch-didaktische Texte und weitere Textsorten popularisierender Moraldidaxe des Mittelalters mit entsprechender Breitenwirkung umrissen werden: Ich nenne lediglich Berthold von Regensburg, Geiler von Kaysersberg, Freidank und den ›Deutschen Cato‹ Hugo von Trimberg. Auch gab es im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit rigorose Vorschriften zum Umgang mit Körperfunktionen und Notdurft. Beispielsweise sah die Frankfurter Zunftordnung von 1377 eine Bestrafung desjenigen vor, »der ›furchzte oder anders unhubisch (= unhöflich) were«. ⁵⁹ Ende des 15. / Anfang des 16. Jahrhunderts zählte die öffentliche Defäkation zu den gravierendsten vorstellbaren Beleidigungen. ⁶⁰ Eine entsprechende Tat wird in einem Nürnberger Fastnachtspiel gewohnheitsmäßigen Delinquenten attribuiert: »Wann wer [...] sich vil böser ding fleißet / Und mitten an den weg schießet / Und leßt zu sehen frauen und man, / Der kümpt selten ungescholten davon« (K 41, 319, 25–29). Es ist schambesetzt, unfreiwilliger Zeuge einer Defäkation zu werden. ⁶¹

Unter der Komikkategorie ›Verstoß gegen soziokulturelle Regeln‹ lässt sich demnach die Fäkalkomik in den Spielen fassen, ⁶² denn gesellschaftlich tabuisiert sind die Rekurse auf Bachtins ›Körperdramen‹; hierunter fallen Vorgänge des (übermäßigen) Essens, Trinkens, der Entleerung und des Koitus. Alles, was nicht den Gepflogenheiten alltäglicher Verhaltensweisen entspricht oder über bzw. unter dem erwartungsgemäßen Aufwand einer

56 Wirth: *Theorie des Komischen*, S. 162. »Dabei bewirken die im komischen Widerspruch zueinander stehenden Skripte eine komische Überlappung der Deutungsrahmen.« (ebd.; Hervorh. dort)

57 Vgl. Goffman: *Rahmen-Analyse*.

58 Vgl. Halsall: *Humour, History and Politics*, S. 10.

59 Duerr: *Nacktheit und Scham*, S. 235.

60 Mezger: *Narrenidee und Fastnachtsbrauch*, S. 174. Das Faszinosum der vor aller Augen ausgeübten Defäkation zeigt eine entsprechende Rötelzeichnung von Hans Baldung Grien aus dem Jahre 1513, abgebildet bei Duerr: *Nacktheit und Scham*, S. 421.

61 Vgl. Duerr: *Die Tatsachen des Lebens*, S. 55.

62 Vgl. Ahnen: *Das Komische auf der Bühne*, S. 8.

jeweiligen Handlung liegt, gilt als komisch.⁶³ Damit geht die Komik durch den Bruch mit Erwartungshaltungen einher: Komik entsteht dadurch, dass »im kulturellen, durch Sitte oder Schicklichkeit festgelegten Kontext plötzlich das Körperliche in seinen natürlichen Bedingungen sich unversehens zur Geltung bringt«. ⁶⁴

Die Inszenierung von Notdurft im Fastnachtspiel hängt mit der Konzeption des grotesken bzw. (mit Velten) des komischen Körpers zusammen, der soziale Normen verabschiedet und der das Herabsetzen alles Hohen, Geistigen und Ideal-Abstrakten auf die materiell-leibliche Stufe feiert.⁶⁵ »Das Skatologische dient dazu, in Situationen, die eine strikte Kontrolle der körperlichen Funktionen erfordern, den sozialen Druck und das Konformitätsverlangen der beteiligten Personen zu konterkarieren.«⁶⁶ Die Aufführung als ein Gesamtkunstwerk, das auch und gerade die Zuschauer miteinbezieht, ermöglicht eine wenigstens temporäre Auflehnung gegen omnipräsente rigide gesellschaftlich-soziale Vorschriften und Tabus, deren Nichteinhaltung im normalen Alltag zu gravierenden Sanktionen seitens eben dieser Gesellschaft, respektive ihrer Obrigkeit, führten.

Eine Funktionalisierung von Fäkalkomik legt das *Fastnachtspiel vom Dreck* (K 23) nahe, in dem ein exorbitanter Kothaufen »als faszinierender Mittelpunkt des öffentlichen Interesses«⁶⁷ auftritt. Dieser Kothaufen liegt in der Nürnberger »tuchscherergaß« (211,6) und damit ganz in der Nähe des Rathauses, das als Repräsentation des omnipräsenten Nürnberger Rates fungierte.⁶⁸ Man muss dazu wissen, dass die Stadt bis zum 14. Jahrhundert kein Rathaus hatte, sondern der Rat traf sich in einem Haus der Tuchfabrikanten. Dann wurde das Rathaus auf eine sehr ambitionierte Weise gebaut. Anfang des 16. Jahrhunderts gab der Rat einen repräsentativen Umbau des Rathauses durch Hans Beheim (1514–1515) mit den Malereien von Albrecht Dürer (1521–1528/30) in Auftrag.⁶⁹ Die Deckenmalereien waren die Größten in Europa bis zum Bau der Sixtinischen Kapelle. Das Zeichen des abgesetzten Kothaufens ist mehr als deutlich: Auf den Nürnberger Rat wird buchstäblich »geschissen«.

63 Vgl. Merkel: *Form und Funktion*, S. 132ff.

64 Stierle: *Komik der Handlung*, S. 241.

65 Bachtin: *Rabelais*, S. 70.

66 Velten: *Komische Körper*, S. 311.

67 Ragotzky: *Der Bauer in der Narrenrolle*, S. 79. Ob das Spiel wirklich »as aggressive reproach for gluttony« (Dubruck: *German Carnival Comedies*, S. 114) zu interpretieren ist, darf allerdings bezweifelt werden.

68 Vgl. Bastian: *Mummenschanz*, S. 15.

69 C. Brick: *Alter-Nuernberger-Rathausaal*, S. 4–8.

Fazit

Fäkalkomik, die in vielen Spielen, wie gezeigt wurde, aggressiv und obsessiv gehandhabt wird, dient der Diffamierung von Institutionen oder Personen. Bemerkenswert ist jedoch insgesamt die Ambivalenz des Skatologischen zwischen Affirmation und Kritik. Die Fäkalkomik ist ein Mittel, um auszudrücken, was man von den Institutionen oder Personen hält. Die Nürnberger Fastnachtspiele bieten den Akteuren und Zuschauern beispielsweise die Möglichkeit, sich gegen die rigide obrigkeitliche Organisation des alltäglichen Lebens, der Reglementierung des Körpers und seiner Funktionen aufzulehnen, um als chevalereskes Abenteuer die Defäkation zu verfolgen und zu feiern. Zwar wird der Exzentrik und der damit verbundenen Inszenierung der Defäkation nach der Zeit des Karnevals wieder Einhalt geboten, aber ihr Nachhall bleibt durch die bezeugten Handschriften und Drucke von Spielen als ein Moment der Agitation bestehen, das insofern jederzeit abrufbar erscheint. Damit zeigt sich in aller Deutlichkeit die Möglichkeit der Parteinahme für oder gegen die aktuelle Ratspolitik durch Fäkalien. Die scheinbar irrelevanten Fäkalien avancieren letztendlich zu einem Politikum.

Literaturverzeichnis

- Ahnen, Helmut von: *Das Komische auf der Bühne. Versuch einer Systematik*. München: Herbert Utz 2006.
- Bachorski, Hans-Jürgen: *Poggios Facetien und das Problem der Performativität des toten Witzes*. »Zeitschrift für Germanistik« NF XI, H. 2 (2001): *Komik und Gelächter in der Frühen Neuzeit*, S. 318–335.
- Bachorski, Hans-Jürgen; Röcke, Werner; Velten, Hans Rudolf; Wittchow, Frank: *Performativität und Lachkultur in Mittelalter und früherer Neuzeit*. »Paragrana« 10.1 (2001): *Theorien des Performativen*, S. 157–190.
- Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Übers. Gabriele Leupold. Hg. u. Vorwort Renate Lachmann. Frankfurt/M.: Fischer 1995.
- Bastian, Hagen: *Mummenschanz. Sinneslust und Gefühlsbeherrschung im Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Syndikat 1983.
- Bobertag, Felix (Hg.): *Narrenbuch. Kalenberger. Peter Leu. Neidhart Fuchs. Markolf. Bruder Rausch*. Berlin, Stuttgart: Verlag von W. Spemann 1884.
- Borst, Otto: »Burg« und »Stadt«. In: *Das andere Wahrnehmen. Beiträge zur europäischen Geschichte*. Hgg. M. Kintzinger, W. Stürmer, J. Zahlten. Köln u.a.: Böhlau 1991, S. 295–308.
- Brick, Christian: *Rekonstruktion und Wiederausmalung des Alten Nürnberger Rathaus-saales. Eine Dokumentation*. Diplomarbeit im Studiengang Medienberater. Berlin 1991. <https://www.dropbox.com/s/y0qjb3mf611zdim/C.Brick_Alter-Nuernberger-Rathausaal.pdf?dl=0> (Zugriff: 16.8.2018).
- Brunner, Horst: *Hans Sachs*. Gunzenhausen: Schrenk-Verlag 2009.

- Dubruck, Edelgard: *Aspects of Fifteenth-Century Society in the German Carnival Comedies. ›Speculum Hominis‹*. Lewiston, Queenston, Lampeter: Edwin Mellen 1993.
- Duerr, Hans-Peter: *Der Mythos vom Zivilisationsprozess*. Bd. 1: *Nacktheit und Scham*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988; Bd. 5: *Die Tatsachen des Lebens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- Eco, Umberto: *The Frames of Comic ›Freedom‹*. In: *Carnival!* Hg. Thomas A. Sebeok. Berlin u. a.: Mouton Publishers 1984, S. 1–9.
- Ennen, Edith: *Die europäische Stadt des Mittelalters*. Göttingen: Vandenhoeck 1972.
- Fischer, Hanns: *Hans Folz. Altes und Neues zur Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*. »ZfdA« 95 (1966), S. 212–236.
- Gier, Albert: *Skatologische Komik in der französischen Literatur des Mittelalters*. Berlin: Erich Schmidt 1982, S. 154–183.
- Goffman, Erving: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996.
- Habel, Thomas: *Zum Motiv- und Stoff-Bestand des frühen Nürnberger Fastnachtspiels: Forschungsgeschichtliche, methodische und gattungsspezifische Aspekte*. »Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse« 3.249 (2002): *Ergebnisse und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Motiv- und Themenforschung*. Hg. Theodor Wolpers, S. 121–161.
- Haekel, Ralf: *Die Englischen Komödianten in Deutschland. Eine Einführung in die Ursprünge des Berufsschauspieltums*. Heidelberg: Winter 2004.
- Halsall, Guy (Hg.): *Humour, History and Politics in Late Antiquity and the Early Middle Ages*. Cambridge: Cambridge University Press 2002.
- Hampe, Theodor: Archivalische Miscellen zur Nürnberger Literaturgeschichte. »MVGN« 27 (1928), S. 251–278.
- Heers, Jacques: *Vom Mummenschanz zum Machttheater. Europäische Festkultur im Mittelalter*. Frankfurt/M.: Fischer 1986.
- Hintner, Florian: *Beiträge zur Kritik der deutschen Neidhartspiele des 14. und 15. Jahrhunderts*. In: 3.–6. *Jahresbericht des Städt. Gymnasiums in Wels*. Wels: Selbstverlag des Städt. Gymnasiums 1903–1907.
- Höss, Irmgard: *Das religiös-geistige Leben in Nürnberg am Ende des 15. und am Ausgang des 16. Jahrhunderts*. »Miscellanea historiae ecclesiasticae« 2 (1967), S. 19–36.
- Hundsichler, Helmut: *Im Zeichen der ›verkehrten Welt‹*. In: *Symbole des Alltags – Alltag der Symbole. Festschrift für Harry Kühnel*. Hgg. Gertrud Blaschitz u.a. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1992, S. 555–570.
- Isenmann, Eberhard: *Die deutsche Stadt im Spätmittelalter. 1250–1500. Stadtgestalt, Recht, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft*. Stuttgart: UTB 1988.
- Janota, Johannes: *Hans Folz in Nürnberg. Ein Autor etabliert sich in einer stadtbürgerlichen Gesellschaft. Philologie und Geschichtswissenschaft*. Hg. H. Rupp. Heidelberg: Quelle & Meyer 1977, S. 74–91.
- Keller, Adelbert von: *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert*. Teil I–III 1853; Nachlese 1858. Stuttgart: Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 28–30; 46.
- Keller, Hildegard Elisabeth: *Die Darstellung der Frau in Fastnachtspiel und Spruchdichtung von Hans Rosenplüt und Hans Folz*. Frankfurt/M. u.a.: Lang 1992.
- Krohn, Rüdiger: *Der unanständige Bürger. Untersuchungen zum Obszönen in den Nürnberger Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts*. Kronberg/Ts. 1974.
- Kühnel, Harry: *Die städtische Fastnacht im 15. Jahrhundert. Das disziplinierte und öffentlich finanzierte Volksfest*. In: *Volkskultur des europäischen Spätmittelalters*. Hgg. Peter Dinzelbacher, Hans-Dieter Mück. Stuttgart: Kröner 1987, S. 109–128.

- Le Goff, Jacques; Truong, Nicolas: *Die Geschichte des Körpers im Mittelalter*. Stuttgart: Klett-Cotta 2007.
- Lenk, Werner: *Das Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Theorie und zur Interpretation des Fastnachtspiels als Dichtung*. Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1966 (=Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 33).
- Lévi-Strauss, Claude: *Mythologica III. Der Ursprung der Tischsitten*. Übers. Eva Moldenhauer. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973.
- McDonald, Nicola: *Dr Witkowski's Anus: French Doctors, German Homosexuals and the Obscene in Medieval Church Art*. In: *Medieval Obscenities*. Hg. Nicola McDonald. York: York Medieval Press 2006, S. 17–38.
- Merkel, Johannes: *Form und Funktion der Komik im Nürnberger Fastnachtspiel*. Freiburg/Br.: Klaus Schwarz 1971.
- Mezger, Werner: *Narrenidee und Fastnachtsbrauch*. Konstanz: Universitätsverlag 1991.
- Michael, Wolfgang F.: *Die Nürnberger »Susanna«*. Ein Spiel aus dem frühen 16. Jahrhundert. Faksimile und Kommentar. Göttingen: Kümmerle 1994.
- Moser, Dietz-Rüdiger: *Elf Thesen zur Fastnacht*. »Jahrbuch für Volkskunde« 6 (1983), S. 75–87.
- Moser, Dietz-Rüdiger: *Schimpf oder Ernst? Zur fröhlichen Bataille über Michael Bachtins Theorie einer »Lachkultur des Mittelalters«*. In: *Sprachspiel und Lachkultur. Beiträge zur Literatur- und Sprachgeschichte*. Hgg. A. Bader u.a. Stuttgart 1994, S. 261–309.
- Müller, Johannes: *Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts*. Bern u.a.: Lang 1988.
- Müller, Ulrich: *Zur Lachkultur in der deutschen Literatur des Mittelalters: Neidhart und Neidhart Fuchs*. In: *Laughter down the Centuries*. Bd. I. Hg. Siegfried Jäkel, Asko Timonen. Turku: Turun Yliopisto 1994, S. 161–181.
- Ragotzky, Hedda: *Der Bauer in der Narrenrolle. Zur Funktion »verkehrter Welt« im frühen Nürnberger Fastnachtspiel*. In: *Typus und Individualität im Mittelalter*. Hg. Horst Wenzel. München: Fink 1983, S. 77–101.
- Ragotzky, Hedda: *Fastnacht und Endzeit. Zur Funktion der Antichrist-Figur im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts*. »Zeitschrift für deutsche Philologie des Mittelalters« 121 (2002), S. 54–71.
- Raskin, Viktor: *Semantic Mechanisms of Humor*. Dordrecht u.a.: D. Reidel 1985.
- Rautenberg, Ursula: *Das Werk als Ware. Der Nürnberger Kleindrucker Hans Folz*. »IASL« 24.1 (1999), S. 1–40.
- Reichel, Jörn: *Der Spruchdichter Hans Rosenplüt. Literatur und Leben im spätmittelalterlichen Nürnberg*. Wiesbaden: Steiner 1985.
- Rörig, Fritz: *Die europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1964.
- Sachs, Hans Günter: *Die deutschen Fastnachtspiele von den Anfängen bis zu Jacob Ayrer*. Diss. (Masch.-Schr.). Tübingen 1957.
- Schanze, Frieder: *Meisterliche Liedkunst zwischen Heinrich von Mügeln und Hans Sachs*. Bd. I. München u.a.: Artemis Verlag 1983.
- Scheel, Katja: *Viole(n)t-Stories. The Violet Story and its Adaptations in the Neidhart Plays*. In: *Risus Mediaevalis. Laughter in Medieval Literature and Art*. Hgg. H. Braet u.a. Leuven: Leuven University Press 2003, S. 195–205.
- Schindler, Norbert: *Karneval, Kirchen und verkehrte Welt. Zur Funktion der Lachkultur im 16. Jh.* In: ders.: *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*. Frankfurt/M.: Fischer 1992, S. 121–174.

- Schramm, Helmar: *Karneval des Denkens. Theatralität im Spiegel philosophischer Texte des 16. und 17. Jahrhunderts*. Berlin: Akademie-Verlag 1996.
- Simon, Eckehard: *Die Anfänge des weltlichen deutschen Schauspiels. 1370–1530. Untersuchungen und Dokumentation*. Tübingen: De Gruyter 2003.
- Simon, Gerd: *Die erste deutsche Fastnachtspieltradition. Zur Überlieferung, Textkritik und Chronologie der Nürnberger Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts (mit kurzen Einführungen in Verfahren der quantitativen Linguistik)*. Lübeck u.a.: Matthiesen 1970.
- Spriewald, Ingeborg: *Hans Folz. Dichter und Drucker. Beitrag zur Folz-Forschung*. »PBB« 83 (1961), S. 242–277.
- Stierle, Karlheinz: *Komik der Handlung, Komik der Sprachhandlung, Komik der Komödie*. In: *Das Komische*. Hgg. Wolfgang Preisendanz, Rainer Warning. München: Fink 1976, S. 237–268.
- Ten Venne, Ingmar: *Die Nürnberger Fastnachtsspielkultur des 15. Jahrhunderts als kultureller Ausdruck einer autoritären Rats Herrschaft*. In: *Économie, Politique et Culture au Moyen Âge. Actes du Colloque Paris 19 et 20 Mai 1990*. Hgg. Danielle Buschinger, Wolfgang Spiewok. Amiens 1991, S. 175–190.
- Tetel, Marcel: *Étude sur le comique de Rabelais*. Florenz: Leo S. Olschki 1964.
- Velten, Hans Rudolf: *Komische Körper. Zur Funktion von Hofnarren und zur Dramaturgie des Lachens im Spätmittelalter*. »Zeitschrift für Germanistik« NF XI.2 (2001): *Komik und Gelächter in der Frühen Neuzeit*, S. 292–317.
- Velten, Hans Rudolf: *Performativität. Ältere deutsche Literatur*. In: *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Hgg. Claudia Benthien, Hans Rudolf Velten. Reinbek/H.: Rowohlt 2002, S. 217–242.
- Velten, Hans Rudolf: *Scurrilitas. Das Lachen, die Komik und der Körper in Literatur und Kultur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*. Tübingen: Narr 2017.
- Wenzel, Edith: »Do worden die Judden alle geschant«. *Rolle und Funktion der Juden in spätmittelalterlichen Spielen*. München: Fink 1992.
- Wiesner, Merry E.: *Gender, Church and State in Early Modern Germany*. London: Longman 1998.
- Williams-Krapp, Werner: *Überlieferung und Gattung. Zur Gattung ›Spiel‹ im Mittelalter. Mit einer Edition von ›Sündenfall und Erlösung‹ aus der Berliner Handschrift mgq 496*. Tübingen: De Gruyter 1980.
- Wirth, Uwe: *Vorbemerkungen zu einer performativen Theorie des Komischen*. In: *Performativität und Praxis*. Hgg. Jens Kertscher, Dieter Mersch. München: Fink 2003, S. 153–174.

Artur R. Boelderl | Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, artur.boelderl@aau.at

Ganz schön in der Scheiße

Zum Diskurs der ›Skatontologie‹ zwischen Philosophie und Literatur nach Marquis de Sade

1.

Man will wohl Scheiße fressen, aber nicht immer dieselbe.¹

Das deutsche Wort ›Scheiße‹ hängt etymologisch bekanntlich mit ›scheiden‹ zusammen, bezieht sich also auf die Ausscheidung, als Bezeichnung für deren Resultat, das Ergebnis einer Trennung.² Deren Ursprünglichkeit ließe sich mit der blasphemisch anmutenden Frage illustrieren – die man sich gleichwohl ohne weiteres in der geistigen wie schriftlichen Reflexion, sprich: im gelehrten Traktat, eines mittelalterlichen Theologen vorstellen kann: »Quaestio. Ob denn unser aller Urvater Adam im Paradies defäziert habe?« Darauf die mutmaßliche Antwort: »Respondendum est. Nicht, bevor er vom Baum der Erkenntnis gegessen.« (Von welchem Eva ihm zu essen gegeben.)³ Mit der Scheiße höbe also

Anknüpfend an die Kontroverse, die um 1930 zwischen André Breton und Georges Bataille über den Stellenwert des Unflätigen im Denken und Schreiben geführt wurde, diskutiert der Aufsatz zum einen deren theoretischen Einsatz, indem er die Geschichte der Auseinandersetzungen von philosophischer wie psychoanalytischer Seite mit dem einschlägig notorischen Werk des Marquis de Sade beleuchtet. Zum anderen zeigt er unter Verweis auf ausgewählte Beispiele der deutschsprachigen Literatur seit 1945 (darunter Günter Eich, Werner Kofler und, wenn auch gleichsam ex negativo, Peter Handke) die ungebrochene – wiewohl unterschätzte – literaturtheoretische Relevanz dieses ›skatontologischen‹ Diskurses auf.

1 Lacan: *Meine Lehre*, S. 78.

2 Vgl. die (insgesamt sehr informative Überblicks-)Darstellung von Werner: *Dunkle Materie*, S. 25.

3 Vgl. ebd., S. 103f. – freilich ohne die an den Aquinaten angelehnte ›Quaestio‹-Form.

die Erkenntnis an – und mit dieser die Vertreibung aus dem Paradies, die ganze weltliche und Welt-Geschichte.

Ist es übertrieben zu sagen, dass das (öffentliche) In-Erscheinung-Treten von Scheiße die letzte verbliebene Grenze jener Logik der Überschreitung sei,⁴ an der sich im Zuge der moralischen wie sexuellen Aufklärung Denker und Literaten besonders im Gefolge des Marquis de Sade gleichermaßen abgearbeitet haben? Spätestens mit (der Verfilmung von) *Fifty Shades of Grey* sind, auf wie verwaschene, ja weichgespülte Weise auch immer, sexuelle Fantasien vom Typus der gemeinhin, wenn auch äußerst unpräzise bzw. irreführend als ›sadistisch‹ bezeichneten Perversionen im kulturellen Mainstream angelangt.⁵ Im post-pornografischen Zeitalter regt kaum eine Spielart des Sexuellen mehr wirklich auf, ›Skandale‹ oder besser: medial skandalisierte Erregungen einzelner oder bestimmter Gruppen angesichts (meistens in künstlerischem und/oder politischem Kontext dargebotener) Nacktheit von Geschlechtsorganen oder deren aktiver Betätigung halten sich in Grenzen und zeitigen kaum nachhaltige Effekte. Das ubiquitäre Revival von Horrorfilmen mit allen erdenklichen Grausamkeiten und Splatter-Szenen trifft auf ein bestenfalls milde an der ästhetischen Umsetzung im jeweiligen Fall interessiertes, Tarantino-erprobtes Zuschauerauge. Ein Haufen (wirklich oder angeblich menschlicher) Kacke vor der Haustür des ehemaligen österreichischen Innenministers und derzeitigen Nationalratspräsidenten hingegen führt zumindest noch zu ernsthaft in Erwägung gezogenen und von Regierungsseite mit zeitlichem Abstand wohl auch durchgesetzten Verschärfungen im Bereich der Bürgerüberwachung. Scheiße(n) ist auch im 21. Jahrhundert ein starkes Signal und eine markante Geste.

2.

Nun ist die Geschichte der Skatologie zwar, anders als der Autor eines frühen Versuchs dazu meinte,⁶ inzwischen sehr wohl und in unterschiedlichen Perspektiven geschrieben worden.⁷ Doch lehrt uns der noch so intensive

4 Ebenfalls in diesem Sinne vgl. Werner: *Dunkle Materie*, S. 12.

5 Und wirken von dort indirekt auf den Urheber zurück. Vgl. den Titel des abschließenden Resümeees ihrer jahrzehntelangen Beschäftigung mit Sade der beiden deutschsprachigen Sade-Übersetzer Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*.

6 Vgl. Englisch: *Das skatologische Element*, S. 7.

7 Vgl. die bereits erwähnten Englisch: *Das skatologische Element* und Werner: *Dunkle Materie*, sowie (ohne Anspruch auf Vollständigkeit und mit unterschiedlicher sachlicher wie zeitlicher Nähe zu bzw. Relevanz für den Bereich der Literatur): Bersani/Dutoit: *Merde Alors*; Bourke: *Das Buch des Unrats*; Laporte: *Eine gelehrte Geschichte der Scheiße*; Lewin: *Merde*; Persels/Ganim

Blick in die einschlägigen kulturwissenschaftlichen Studien lediglich zu verstehen, warum derselbe Autor die Erwartung hegte, sie werde vermutlich auch nie geschrieben werden: Scheiße steht für nichts und alles, sie *ist* in letzter Instanz *nicht* als sie selbst und als Substanz. Mithin ist sie nicht primär als Gegenstand kultur- oder ideengeschichtlicher Forschung interessant, sondern als reines Zeichen, d.h. in diskursanalytischer, um nicht zu sagen: grammatologischer Hinsicht.⁸ Jenseits der kulturanthropologischen wie zivilisationstheoretischen Binsenweisheit, der Jacques Lacan lapidar die Form einer »Gleichung Hochkultur = Rohre[] und Kloaken«⁹ verliehen hat, gilt es vor allem, den Wortbestandteil ›-logie‹ in ›Skatologie‹ ernst zu nehmen: Wie schon der platonische Sokrates im Dialog *Parmenides* in den Raum stellt, mag es mangels ihrer Erkenntniswürdigkeit keine Idee und damit auch keine Wissenschaft von der Scheiße geben (auch bei Platon spielt in diesem Zusammenhang übrigens bereits der Bezug zum Lachen bzw. zur Lächerlichkeit – nämlich der schieren Vorstellung einer Idee von Unrat – eine Rolle). Doch dies verhindert nicht nur nicht, sondern ist nachgerade der wahrscheinlichste Auslöser für den bemerkenswerten Umstand, dass die Literatur (und nicht nur sie) über weite Strecken ihrer Geschichte immer wieder auf Scheiße zu sprechen kommt, ja in gewisser Weise von nichts anderem redet: »Man schweigt über die Scheiße, aber kein anderer Gegenstand, auch das Geschlecht nicht, hat seit jeher so zum Sprechen angeregt.«¹⁰ Die Literatur, die moderne zumal, ist in der Tat eine einzige Skatographie: »Schriftsteller reden Gestank«, hielt Kafka fest.¹¹ Literatur riecht. Sie riecht freilich nach vielem, vor allem, wenn sie gut ist: nach ›love, sex and crime‹, gegebenenfalls auch nach der Abwesenheit dieser thematischen Trias,¹² und da »jeder Geruch [...] ursprünglich ein Geruch von Scheiße [ist]«¹³ (der allererste, insofern wir ›inter faeces et urinam nascimur‹, wie Augustinus wusste,¹⁴ und jeder weitere, der diesen übertüncht und daher zumindest ex negativo auf ihn verwiesen bleibt), hat die Literatur gewissermaßen einen

(Hgg.): *Fecal Matters*; Pops: *The Metamorphosis of Shit*; Rollfinke/Rollfinke: *The Call of Human Nature*; Smith: *Between Two Stools*.

8 Vgl. Werner, *Dunkle Materie*, S. 21: »Sie [sc. Scheiße] ist in höchstem Grade diskursiv konstruiert.« Und, mit Verweis auf Derrida, S. 22: »Es gibt keine Scheiße außerhalb des Textes.«

9 Lacan: *Meine Lehre*, S. 73. Vgl. auch Laporte: *Eine gelehrte Geschichte*, S. 61f.

10 Laporte: *Eine gelehrte Geschichte*, S. 121.

11 Kafka: *Tagebucheintrag 1909*, S. 40.

12 Vgl. Handke: *Versuch über den Stillen Ort*, auf den ich am Ende dieses Beitrags zu sprechen komme.

13 Laporte: *Eine gelehrte Geschichte*, S. 94; vgl. auch ebd., S. 87, 91, 93 u. 110f.

14 Im Übrigen nicht nur im übertragenen Sinn gemeint, sondern ganz konkret und in dieser Konkretheit auch von eminenter biologischer Bedeutung; vgl. Werner: *Dunkle Materie*, S. 215f.

natürlichen Hang zur Scheiße – was freilich zugleich heißt: zur Widernatürlichkeit. Womit wir bei Georges Bataille wären. Und bei Sade.

3.

Alles, was Sade schreibt, ist Humor.¹⁵

»Beaucoup trop d'emmerdeurs idéalistes!« Mit diesem Ausspruch soll Georges Bataille seinem Biographen Michel Surya zufolge¹⁶ Anfang 1929 in unverhohlener Ablehnung den Aufruf André Bretons zu einer gemeinsamen surrealistischen Aktion quittiert haben. Im übertragenen Sinn – in welchem den Ausdruck etwa auch Jean-Paul Sartre¹⁷ und Simone de Beauvoir¹⁸ verwenden – bedeutet ›emmerdeur‹ so viel wie Langweiler oder aber Nervensäge und bezeichnet somit eine Person, die einem mit ihrem Verhalten jedenfalls auf den Geist geht. Den wörtlichen – und ursprünglichen – Sinn bringt beispielsweise Raymond Queneau (Schüler Alexandre Kojèves und Herausgeber von dessen wirkmächtigen Hegel-Vorlesungen sowie Gründungsmitglied der auf Alfred Jarry rekurrierenden ›pataphysischen Dichtergruppe Oulipo) in Anwendung:¹⁹ Da kommt eine Übersetzung mit ›Stinker‹ oder ›Stänkerer‹ jener Sache ungleich näher, welche das vom Verb ›emmerder‹ abgeleitete Nomen bezeichnet, das die Scheiße im Wortinneren mehr schlecht als recht verbirgt und einhegt.

Kurz: Scheißer seien sie also, die Surrealisten um Breton, die die von der – sonst geteilten – Diagnose eines kolossalen Scheiterns des Hegelismus einzig und zwingend hervorgehende Konsequenz eines radikalen (und in diesem Sinne ›niederer‹) Materialismus sozusagen postwendend wieder idealistisch zu verbrämen (der Neologismus ›einhegeln‹ böte sich hier an) suchen würden, meint Bataille. Er diskreditiert wie desavouiert damit deren Bestrebungen, auf einem zwar undialektischen, aber dessen ungeachtet doch selbstwidersprüchlichen und kontrafaktischen Weg zu einem bei aller postulierten Neuheit unverändert ›hohen‹ Denken und Dichten zu gelangen.²⁰ Dabei ist die gezielt gesetzte Invektive in doppeltem Sinn aussagekräftig bzw. einschlägig: Weniger, dass sie ›Scheißer‹ seien,

15 Sollers: *Der Buchstabe Sade*, S. 70.

16 Vgl. Surya: *Georges Bataille*, S. 146.

17 Vgl. Sartre: *Le sursis*, S. 114.

18 Vgl. Beauvoir: *Les Mandarins*, S. 184.

19 Vgl. Queneau: *Chêne et chien*, S. 72.

20 Vgl. Breton: *Zweites Manifest*; Bürger: *Das Denken des Herrn*, bes. S. 38–62; Oberprantacher: *Batailles großer Zeh*.

wirft Bataille Breton und Genossen vor, denn vielmehr *falsche* Scheißer, nämlich *idealistische*. Man könnte den Vorwurf sogar noch plastischer so formulieren: dass sie *das Falsche* schissen, nämlich unkörperliche, blutleere, saft- und kraftlose *Ideen*. Dem setzt Bataille, wie Breton zwar angeekelt, aber nichtsdestoweniger richtig sieht, in Theorie wie Praxis der Literatur die Forderung entgegen, *richtig* vulgo *das Richtige zu scheißen*, das heißt: Es gälte, sich der Scheiße der Welt nicht (nur) im übertragenen, sondern im ganz materiellen Sinn auszusetzen, in literarhistorischer wie formaler Kontinuität mit Jarrys *König Ubu* und dessen skandalösem Auftrittswort »Merdre!«.²¹ Monsieur Bataille, so tönt Breton 1930 im *Zweiten Manifest des Surrealismus*, »mag Fliegen«,²² er weide sich »des Nachts an dem Unrat, mit dem er sich gern beladen sehen möchte«,²³ habe sich vorgenommen, »auf der Welt nur das Niedrigste, Entmutigendste, Verdorbenste zu berücksichtigen«,²⁴ und bringe mit Wörtern wie »besudelt, senil, ranzig, unfähig, schwachsinnig [...] aufs Lyrischste sein Wohlbehagen«²⁵ zum Ausdruck. Dabei verkennt Breton indes den philosophischen Einsatz von Batailles Skatologie, als welche dieser sein Unterfangen einer praktischen Heterologie gewissermaßen synonym zu bezeichnen erwogen²⁶ und die er nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit dem Denken des Marquis de Sade zu konzipieren unternommen hat. Das ist umso prekärer, als dieser Einsatz in Batailles Augen von jeher an die Poesie rührt, »da sie es erlaubt, zu einer vollständig heterogenen Welt vorzudringen«,²⁷ wengleich sie sich an diesem skatologischen Aspekt erst noch – oder immer wieder aufs Neue – bewähren muss. Das habe sie allerdings, so Bataille, in ihrer zeitgenössischen Form – auch dies zielt wohl auf den Surrealismus nach Bretons Fassung – infolge ihrer Neigung zum Idealismus, zur »ästhetischen Homogenität«²⁸ verspielt, wenn auch nicht für immer (wovon die in der späten Buchpublikation *Die Literatur und das Böse* versammelten Aufsätze zeugen).²⁹

21 Vgl. Jarry: *König Ubu*, S. 5: »Schoißel!« Dem Dilemma der ›richtigen‹ Übersetzung des französischen Neologismus in anderen Sprachen korrespondierte schon bei der Uraufführung des Dramas die Umschreibung desselben, zu der Berichterstatter und Kritiker vielfach Zuflucht nahmen, darunter interessanter Weise das schlichte ›le mot‹ (das Wort, gleichsam ›als solches‹, als ›Urwort‹); vgl. Werner: *Dunkle Materie*, S. 32.

22 Breton: *Zweites Manifest*, S. 96.

23 Ebd., S. 97.

24 Ebd., S. 95.

25 Ebd., S. 97.

26 Vgl. Bischof: *Bataille mit Sade*, S. 103, sowie Bataille: *Der Gebrauchswert* (1), bes. S. 19.

27 Bataille: *Der Gebrauchswert* (1), S. 20.

28 Ebd.

29 Vgl. Bataille: *Die Literatur und das Böse*, sowie Boelderl: *Die Schrift und das Böse*, bzw. Boelderl: *Die Literatur und das Kranke*.

Was ist nun aber dieser Einsatz, und inwiefern rührt er an Poesie bzw. Literatur?

4.

Eine indirekte ›Regieanweisung‹ für Batailles Aufwertung derjenigen Dinge und Verhaltensweisen, die zu ignorieren, zu leugnen oder jedenfalls zu unterdrücken und zu verbergen zum guten Ton der aufgeklärten Moderne – die er einer archaischen Welt kontrastierend gegenüberstellt – gehört, stammt von niemand Geringerem als Hegel. Mit ihm, dem obersten aller Idealisten, *sit venia adiectivo*, hat sich Bataille in der von Kojève für ihn und zahlreiche andere französische Intellektuelle in den späten 1930er Jahren erschlossenen Lesart zeitlebens intensiv beschäftigt. An durchaus prominenter, wenngleich m.W. auffällig selten erörterter Stelle in der *Phänomenologie des Geistes*, nämlich am Ende der sog. *Schädellehre* im dritten Unterkapitel des mit ›Beobachtende Vernunft‹ überschriebenen ersten Kapitels von Abschnitt V *Gewißheit und Wahrheit der Vernunft* schreibt Hegel:

Das *Tiefe*, das der Geist von innen heraus, aber nur bis in sein *vorstellendes Bewußtsein* treibt und es in diesem stehen läßt – und die *Unwissenheit* dieses Bewußtseins, was das ist, was es sagt, ist dieselbe Verknüpfung des Hohen und Niedrigen, welche an dem Lebendigen die Natur in der Verknüpfung des Organs seiner höchsten Vollendung, des Organs der Zeugung, – und des Organs des Pissens naiv ausdrückt. – Das unendliche Urteil als unendliches wäre die Vollendung des sich selbst erfassenden Lebens, das in der Vorstellung bleibende Bewußtsein desselben aber verhält sich als Pissen.³⁰

Ohne hier näher auf die philosophische Aussage dieser Stelle einzugehen, lässt sich doch jedenfalls festhalten: Die noch nicht auf die Stufe des Geistes vorgedrungene Vernunft – in Gestalt des seiner selbst gewissen Selbstbewusstseins, das seine unmittelbare Wirklichkeit betrachtet – ist zu keiner höheren Erkenntnis seiner Wahrheit fähig als zur verwunderten Beobachtung der Tatsache, dass dasjenige Organ, in welchem es als lebendiges Wesen zu seiner Bestimmung, d.h. zur Reproduktion gelangt, mit dem es sich also seines Fortbestands und damit seiner Zukunft versichert (und in der Gegenwart absichert), identisch ist mit dem Organ, welches der Abstoßung ihm nicht weiter zuträglicher Stoffe dient. Vollendung des Lebendigen – im Sinne der Aneignung seiner selbst als prokreatives Wesen – und Lebensabfall, Nützlichkeit und Schädlichkeit sind funktional wie organisch an ein und demselben Ort vereint. Dieser Widerspruch kann

30 Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, S. 232f. (Hervorh. i.O.).

vom lediglich vorstellenden Bewusstsein schlechterdings nicht aufgelöst oder überwunden, in Hegels Terminologie: aufgehoben werden. Für das vorstellende Bewusstsein, dasjenige, dem seine Wahrheit zwar bekannt ist, das diese jedoch nicht als solche erkannt hat, bleibt diese Identität des Organs in der Differenz seiner doppelten Funktion (Zeugung und Ausscheidung) schlicht unbegreiflich: Unter der Form des endlichen (=Wahrnehmungs-) Urteils sieht die beobachtende Vernunft, die sich nur im Zustand ihrer Entäußerung (Vor-Stellung) erfasst, in den Geschlechts- bloß Ausscheidungs- und keine Zeugungsorgane.

Zu der keineswegs kontingenten Verflechtung von Sexualität und Metabolismus, deren präzisen Ort im Verlauf der Geschichte des zu sich selbst kommenden Geistes Hegel an dieser Stelle beschreibt, tritt als ebenso wenig zufälliges Moment die Komik hinzu, die unleugbar aus der nämlichen Beschreibung spricht. Beim Lesen der Passage ergreift uns ein schier unwillkürliches Schmunzeln, wenn nicht Lachen, wie es wohl auch Bataille ergriffen hat, der für diese in philosophische Systeme im Allgemeinen und den Idealismus zumal Hegel'scher Prägung im Besonderen gleichsam eingebaute ›Fallhöhe‹ des Denkens speziell sensibel, um nicht zu sagen: anfällig war. Der Zusammenfall, die Konvergenz von Sex und Unrat, Lust und Ekel löst bei demjenigen, der seinen Körper als Träger derselben weiß (umso mehr, wenn jene/r auch noch hochgeistig und ›systematisch‹ hergeleitet und begründet wird), einen (Lach-)Effekt aus. Dieser präfiguriert nicht zuletzt jene berühmte Anekdote, die Bataille (unter mangelhafter bzw. nachgerade falscher Quellenangabe) als Angelpunkt seiner Hegel-Lektüre deutend hervorhebt: Hegel habe nach Fertigstellung der *Phänomenologie* im Brief die Befürchtung geäußert, verrückt zu werden; daher sei die Vollendung seiner Philosophie (und damit der Philosophie überhaupt) nicht das von dieser errichtete System, sondern das Gelächter (eines Wahnsinnigen) über sein System.³¹

5.

Nun ist der Wahnsinnige, zumindest in der (überzeichnenden) Darstellung derer, die sich von ihm abgrenzen wollen, oft auch derjenige, der seine Ausscheidungen entweder nicht unter Kontrolle hat oder im Gegenteil bewusst dort platziert, wo sie in einer (psycho-)hygienisch aufgeklärten Welt nichts

31 Vgl. Bataille: *Die innere Erfahrung*, S. 64, sowie (dazu und zu Bataille im Allgemeinen) Boelderl: *Georges Bataille*.

zu suchen haben: Er defäziert, wo es ihn dazu drängt. Die Spuren desjenigen metabolischen Prozesses, der aus Materie Geist destilliert, rufen visuell, olfaktorisch und mitunter haptisch-taktil in Erinnerung, was in der Theorie doch aufgehoben worden ist. Geschrieben stinkt Scheiße zwar nicht, wie Roland Barthes in seiner Diskussion der vornehmlich analerotischen Verlustierungen, denen sich die Protagonisten der literarischen Werke Sades verschrieben haben, festhielt.³² Das mag zumindest im Wortsinn zutreffen; ins Symbolische gewendet, verbreitet und verbreitert sich die geschriebene Scheiße indes, wie man einwenden könnte, auf ungleich ergreifendere, weil beinahe unabwendbare Weise als wirkliche: Sie erwischt den Leser mehr oder minder mit allen Sinnen, packt ihn, bevor er sich ihres Eindrucks erwehren kann.

Das gilt im Übrigen nicht nur für den Kot im engeren Sinn, sondern für Unrat aller Art. Im schulischen Unterrichtsversuch hat dies die berühmte Szene in Kapitel 33 von Grimmelshausens *Simplicissimus*-Roman, in welcher der schwedische General »einen Fuchs schießt«, d.h. sich im Zuge einer Völlerei in die von Simplicius (d.i. Melchior Sternfeld von Fuchshaim (!)) gehaltene Schüssel erbricht und diesem Anlass gibt, über mögliche Weiter- bzw. gar Wiederverwertungen des Erbrochenen zu räsonieren,³³ unter Beweis gestellt: SchülerInnen, die eben noch angesichts der grausamsten, blutigsten und ekelerregendsten Szenen aus dem selbst zur gemeinsamen Betrachtung gewählten Film *Zombieland* gelacht und gejubelt hatten, fanden die bewusste Romanszene bei der Lektüre dermaßen widerwärtig und grauenvoll, dass sie sich beinahe selber übergeben mussten und sich bei der Lehrperson nachdrücklich gegen die Zumutung derartiger Texte verwehrt. Wie geschriebenes Erbrochenes offenbar mehr und leichter Übelkeit erregt als ›nur‹ Gesehene (zumindest auf der Leinwand bzw. am Bildschirm), so stinkt die geschriebene Scheiße der Schriftsteller auf andere Weise mehr als nicht geschriebene. Zwar lässt sich der Geruch nicht zu einem Zeichen machen – hier stimmen der psychoanalytische Kulturhistoriker und der Semiologe überein.³⁴ Doch die Scheiße fungiert als geschriebene, im Text, wie der Auslöser eines Geruchs zweiter Ordnung, an den man sich im Unterschied zum Geruch erster Ordnung – demjenigen ›hors-texte‹, und handle es sich auch um Gestank, wie er größer nicht gedacht werden kann – eben gerade *nicht* gewöhnt. Der geschriebene Ekel bleibt, er ist nachhaltig, ja quasi ewig. Es ist diese poetische Grundintention, die Sade umtreibt, wenn er schildert, wie Juliettes Freundin und ›partner in crime‹ Lady Clairwil

32 Vgl. Barthes: *Sade Fourier Loyola*, S. 156.

33 Vgl. Grimmelshausen: *Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch*, Kap. 33.

34 Vgl. Laporte: *Eine gelehrte Geschichte*, S. 94, sowie Barthes: *Sade Fourier Loyola*, S. 156.

unter der Unmöglichkeit (leidet), ein Verbrechen begehen zu können, das gewaltig genug wäre, um ihre hohen Ansprüche zu befriedigen: »Ich wünschte mir, ... ein Verbrechen auszumitteln, dessen Auswirkungen ... ewig währten, sodass ich in jedem Augenblick meines Lebens, selbst wenn ich schlief, auf irgendeine Weise Unheil stiftete; und dieses Unheil müsste so sehr um sich greifen ..., dass es selbst nach meinem Ableben noch weiterwüten würde.« Was passt besser auf diese Anforderungen als die Literatur, genauer: das böse Schreiben? Und so antwortet Juliette prompt: »Wenn du diese Absicht erreichen willst, mein Engel, sehe ich keinen anderen Ausweg als den sogenannten geistigen Mord, den man durch Ratschläge, Schriften oder durch die Tat begehen kann.«³⁵

Man kann darin mit Bataille nachgerade eine wesentliche Funktion der (modernen) Literatur erkennen: Sie erinnert auf bemerkenswert nachhaltige Weise an jenen Unrat, von dem sich die Zivilisation insgesamt wie der Einzelne am liebsten völlig unabhängig und unbehelligt wüsste. Wie die Zivilisation bleibt indes auch die Literatur auf das (sprach-)entwicklungspsychologisch bedeutsame (und insofern ganz lebenspraktische) wie auch (in theoretischer Hinsicht) die ›magische‹ Fähigkeit der Sprache zur Herstellung von semantischer Referenz vor Augen führende ›Urwort‹ Kot verwiesen, dessen lautliche Nähe zum anderen Urwort zumindest der abendländisch-monotheistischen Kulturen, zu ›Gott‹, als keineswegs zufällig gelten darf.³⁶

6.

»Es ist sicher, daß die schöne Sprache eine Beziehung zur Scheiße hat und daß der Stil um so kostbarer wird, je mehr er durch irgendeinen Schmutz veranlaßt wird«,³⁷ schreibt Dominique Laporte, und der oben beschriebene Effekt der irreversiblen Besudelung des Schönen in der und durch die Literatur liefert den inversen Beleg für das Bestehen dieser Beziehung zwischen Sprache und Wort, die einander im Signifikanten ›Scheiße‹ sinnenfällig kreuzen. Auf diesen Effekt ist bereits Sade aus, dessen – nicht etwa seinem eigenen Leben als Libertin abgesehene, sondern diesem bestenfalls in geringem Ausmaß als theoretisches Programm dienende – literarische wie philosophische Beschreibungen und Rechtfertigungen noch der abscheulichsten und verbrecherischsten sexuellen Perversionen zum Ziel haben, mit der Sprache und ihren Möglichkeiten über sie hinauszugelangen. Wozu

35 Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 60f.

36 Vgl. Damisch: *Die maßlose Schreibweise*, hier S. 96 (kursiv i.O.): »Aber Gott selbst ist ja auch nur ein Wort, ein besonders häufiges (allein durch die Gnade der Sprache) [...].« Weshalb die Scheiße für Milan Kundera »ein schwierigeres theologisches Problem als das Böse« darstelle (zit. n. Werner: *Dunkle Materie*, S. 101; vgl. auch ebd., S. 112f.).

37 Laporte: *Eine gelehrte Geschichte*, S. 15f.

auch gehört, nichts ungesagt zu lassen, alles zu sagen, auch und vor allem das schlechterdings nicht (und in keiner natürlichen Sprache) Sagbare: »[N]ur indem er es wagt, *zuviel* zu sagen, wird es ihm möglich, *alles* zu sagen«,³⁸ mit anderen Worten, »die Unmöglichkeiten des Mitgeteilten sind zu Möglichkeiten des Diskurses gewendet«,³⁹ häufig sogar, wie in folgendem Beispiel aus *Die Philosophie im Boudoir*, zu Möglichkeiten des Dialogs:

Dolmancé: [...] ohne Rücksicht auf ihre Schmerzen, die sich bald in Lust verwandeln werden, soll der Ficker seinen Schwanz heftig allmählich vorstoßen, bis das Haar seines Werkzeugs genau die Ränder des Anus des Objektes reibt, das er arschfickt. [...] Um den restlichen Schmerz, den sein Objekt noch empfindet, in Lust zu verwandeln und zu beenden, soll er, wenn es sich um einen Knaben handelt, dessen Schwanz ergreifen und ihn wichsen; er kitzle die Klitoris, wenn es ein Mädchen ist. Das Prickeln der Lust, das er hervorruft und das den Anus des Passiven enorm zusammenzieht, verstärkt die Lust des Handelnden, der, überhäuft von Freude und Lust, bis auf den Grund des Arsches seines Objektes einen ebenso reichlichen wie dickflüssigen Samen schleudert, erregt durch diese Menge wollüstiger Details. [...]

Madame de Saint-Ange: Gestatten Sie einen Augenblick lang, dass ich meinerseits Schülerin sei und Sie frage, Dolmancé, in welchem Zustand zur Vollendung der Lust des Aktiven der After des Passiven sich befinden muss.

Dolmancé: Voll, ganz bestimmt; es ist wesentlich, dass das Objekt, das in diesem Augenblick dient, das dringendste Bedürfnis hat zu scheißen, damit das Schwanzende des Fickenden den Kot erreicht, in diesen eindringt und dort wärmer und weicher den Samen deponiert, der ihn erregt und in Brand setzt.⁴⁰

»Wir fangen an zu begreifen«, stellt Roland Barthes vor diesem Hintergrund mit Blick auf Sades literarisches Programm fest, »daß die Überschreitungen der Sprache ein Beleidigungsvermögen besitzen, das mindestens ebenso stark ist wie das der moralischen Überschreitungen, und daß die Poesie, als Sprache der Überschreitung der Sprache, deshalb immer revolutionär ist.«⁴¹ Nichts bezeugt dies markanter als der Bezug zu allem, was im weitesten wie im engsten Sinn mit dem Metabolismus, mit der Verdauung, Nahrungsaufnahme und -ausscheidung, also mit Essen und Trinken, Scheiße und Urin, Blut und Sperma sowie Erbrochenem zu tun hat. Was im Körper ist (oder war, ob dauerhaft wie das Blut oder temporär wie Speisen), erregt außerhalb desselben Anstoß, und noch mehr, wenn der Körper neuerlich mit ihm in Berührung kommt – selbst wenn selbige ›nur‹ durch die Sprache erfolgt.

38 Hénaff: *Alles sagen*, S. 78 (kursiv i.O.); vgl. auch ebd., S. 84 u.ö. Vgl. auch Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 153 u. 219.

39 Barthes: *Der Baum des Verbrechens*, S. 60.

40 Sade: *Die Philosophie im Boudoir*, S. 71. Vgl. die gleichsinnige Schilderung der beschriebenen Erfahrung durch einen Klienten des Psychotherapeuten bzw. Daseinsanalytikers Boss: *Ein Koprophiler*, S. 78f.

41 Barthes: *Der Baum des Verbrechens*, S. 57.

Durchaus im Anschluss an die Hegel'schen Überlegungen zur Nähe von Zeugungs- und Ausscheidungsorganen – die im größeren Kontext seiner (Natur-)Philosophie im Zusammenhang mit der Verdauung stehen, wie sie vor allem die *Enzyklopädie* im Abschnitt über die Assimilation diskutiert (§§ 364ff.)⁴² – einerseits sowie an die hier vorgestellte These Barthes' andererseits sekundiert Philippe Sollers letzterem mit der Beobachtung, was mit Sade in Erscheinung trete, sei »eine gewaltsame, integrale Veränderung der unaufhörlich durch das vergöttlichte Wort verdrängten Schrift«.⁴³ Im literarischen (Gedanken-)Experiment Sades, unter Absehung von allen überkommenen moralischen Gepflogenheiten und sittlichen Vorschriften und das heißt: einmal dezidiert *nicht* in die *Stimme* des Gewissens verwandelt, lehre diese *Schrift* das Begehren,⁴⁴ und zwar das reine, wie Sollers offenkundig unter dem Eindruck der Sade-Deutung Lacans formuliert. Sades Schrift habe den begehrenden Körper zur Sprache gebracht und der Sprache des Begehrens Körper verliehen; seine Schreibweise sei dazu gedacht, »um körperlich durch uns hindurchzugehen, sowie sie auch die Körper durchdringt«:⁴⁵ Wie die Nahrung tritt die Sprache in den Körper ein und an dessen verschiedenen Öffnungen wieder aus ihm aus, in und als Ausscheidungsstoff, Abfallprodukt des Stoffwechsels – Scheiße als Symbol, weil zugleich ›Diabol‹ des menschlichen Metabolismus:⁴⁶

Wenig Menschen auf Erden sind so lasterlustig wie Braschi: kaum einer versteht sich besser auf sämtliche Kunstgriffe der Ausschweifung; oft musste ich die Speisen, die er zu sich nehmen wollte, vorkauen; ich speichelte sie mündlings ein und überführte sie in seinen Mund; den meinigen spülte ich mit den Weinen, die er trinken wollte; ab und an spritzte er mir einen Schuss Weines in den Hintern, ehe er ihn hinunterschlürfte; wofern sich zufälligerweise ein paar Kotbrocken darunter mengten, schwebte er im siebten Himmel.⁴⁷

So ist die Sprache nicht allein die »Blume des Mundes«, entstehen ihre »Worte, wie Blumen« (nach Hölderlins *Germanien* bzw. *Brod und Wein*); wie alle Blumen verwelken auch die Wörter und gehen den Weg alles Irdischen, den der Schriftsteller, wenn er einmal der Illusion, den Verfallsprozess aufhalten zu können, verlustig gegangen ist, mit gleichem, nein: besserem Recht auch gleich beschleunigen kann. Nicht umsonst war Bataille amüsiert und fasziniert gleichermaßen von der Anekdote, Sade habe sich, zuletzt in

42 Vgl. dazu u.a. Denker: *Vom Geist des Bauches*.

43 Sollers: *Sade im Text*, S. 62f.

44 Vgl. ebd., S. 65.

45 Ebd., S. 71.

46 Zur wechselseitigen Verwiesenheit von Symbolischem und Diabolischem in gesellschaftstheoretischer Hinsicht vgl. Thomä: *Symbolisches und Diabolisches*.

47 Sade: *Justine & Juliette*, hier zit. n. Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 100f.

der Irrenanstalt von Charenton interniert, die schönsten Blumen bringen lassen, um ihnen über einer Jauchegrube nach und nach die Blätter auszu-zupfen. Was für die Blumen gilt, trifft auch auf die schöne Sprache und den wohlgeformten Diskurs der Rationalität und Nützlichkeit zu:

Aus dem Gestank des Misthaufens scheint die Blume sich dank des Schwungs ihrer engsgleichen, poetischen Reinheit darüber hinwegzusetzen, doch unvermittelt kehrt sie zu ihrem schmutzigen Ursprung zurück: das höchste Ideal verkommt in kürzester Zeit zu einem Fetzen Mist.⁴⁸

Ungleich plastischer und provokativer als in der im engeren Sinn sexuellen Überschreitung sah Bataille in diesem unzweideutig die Ubiquität und Unausweichlichkeit des Kadavers und damit der Scheiße aufrufenden poetischen Akt Sades jene »Geste, die den ›Sur-Idealismus‹ der Surrealisten sowie ihren Sade-Kult der Lächerlichkeit preisgab. Bataille zufolge sprechen die Blumen eine andere Sprache als die romantische Liebessymbolik, der die Surrealisten anhängen, denn sie stülpen ihre Sexualorgane obszön nach außen«:⁴⁹ Die inner(st)e Erfahrung der Begierde ist zugleich diejenige, bei der sich das Subjekt selbst überschreitet, sein Inneres ein Äußeres wird, das es beim besten Willen nicht mehr als seines zu rubrizieren vermag – wie die eigene Scheiße. Der Sade'sche Held (und mit ihm der Leser) »muß begreifen, daß der höchste Genuß Bewußtsein und zugleich Verlust des Bewußtseins ist«,⁵⁰ welcher mit Sprachverlust einhergeht. Beim Kind ist das noch anders; für das Kind ist das Hervorbringen des Kots eine Matrix der ersten Ursache, die Kacke die erste Wirkung, das erste, unweigerlich objektive Produkt seiner Tätigkeit – das erst für den Erwachsenen als *Abjekt* wiederkehrt. Wenn Bataille mit Blick auf die Literatur nahelegt, deren Sichtweise entspreche der Perspektive des Kindes auf die Welt, gilt es diese Dimension zweifellos mitzudenken.

7.

Der erwähnte revolutionäre Impetus von Sades poetischem Gestus gründet nicht zuletzt darin. Wenn »er in seiner Rede die Idole des öffentlichen Kults anprangert – Schönheit, weibliche Reize, Jugend, Geburtsadel, Adel der Macht und des Geldes, der Tugend und sogar des Verbrechens«,⁵¹ wenn

48 Bataille: *Die Sprache der Blumen*, hier zit. n. Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 330.

49 Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 330.

50 Sollers: *Sade im Text*, S. 77.

51 Damisch: *Die maßlose Schreibweise*, S. 97.

»er Figuren erfindet, in denen die ›schöne‹ Sprache verhöhnt wird« und »das Begehren mit den abstoßendsten Zwecken verbindet«,⁵² erstattet Sade der Literatur die Höhe – oder Tiefe – jener Lust zurück, die das Kind, das gerade zu sprechen gelernt hat, dabei empfindet, jede Äußerung (ob eigene oder fremde) mit ›verbotenen‹ Ausdrücken aus dem vorwiegend analen Bedeutungsspektrum zu quittieren, sei es, um sie zurückzuweisen oder um sie sich anzueignen.

Nun ist es ebenso bezeichnend, dass, wie Hubert Damisch diagnostiziert hat, »einer alles von Sade akzeptieren (mag), alles außer dem Exkrement«,⁵³ wie es »gewiss kein Zufall« ist, »dass dieser exkrementelle Aspekt von Sades Biographen immer elegant ausgeklammert oder in die Fußnoten, den Subtext, verbannt wird«. ⁵⁴ Die skatologische Dimension von Sades Werk, verkannt in ihrer unauflöselichen Zugehörigkeit zur sprachlichen Inszenierung der sexuellen Überschreitungen insgesamt, denen sie auch dort zugrunde liegt, wo sie nicht als solche zutage tritt, hat erst Georges Bataille in ihrer letztlich ontologischen Bedeutung erkannt und ins Wort gehoben: Die Scheiße und ihre exkrementellen Avatare wie Urin, Sperma, Blut und Erbrochenes sind es, die der weniger moralisch denn ästhetisch subversive und radikal poetische Autor zur Sprache bringen sucht, »um die polymorph-perversen Triebe der Kindheit zu finden und sie in erste, mit Scheiße gemalte Buchstaben zu bannen«. ⁵⁵ Solches Schreiben umschreibt und wiederholt den Ursprung aller Literatur.

Von einer »Ablösung der Ontologie durch die Skatologie«⁵⁶ bei Sade, die ihre Fortsetzung bei seinen modernen Lesern Bataille und Artaud finde, sprechen Stefan Zweifel und Michael Pfister und verstehen im Besonderen Artauds Theater der Grausamkeit als eine »Ontoskatologie«. ⁵⁷ Dass die auch Bataille unterstellte Operation, »Ontologie als Skatologie«⁵⁸ zu betreiben, in einem gewissen Widerspruch zur zuvor behaupteten Ablösebewegung steht, sei hier nur en passant vermerkt. Unzweifelhaft scheint mir, dass die Ontologie den Geruch der Skatologie ebenso wenig loswird wie die Ästhetik nach Kant'schem Verständnis, der zufolge das Schöne nicht riechen könne (bzw. dürfe). ⁵⁹ Das skatologische Moment ist der Ontologie eingeschrieben;

52 Ebd.

53 Ebd.

54 Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 145.

55 Ebd.

56 Ebd., S. 179.

57 Ebd., S. 180.

58 Ebd., S. 181.

59 Vgl. Kant: *Kritik der Urteilkraft*, hier zit. n. Laporte: *Eine gelehrte Geschichte*, S. 93; vgl. ebd., S. 46.

nicht nur riecht es dort, wo es nach Scheiße riecht, nach Sein, wie Artaud proklamierte,⁶⁰ die Scheiße schreit vielmehr quasi von sich aus nach Beschreibung,⁶¹ nach Schrift – Koprophilie, insbesondere in ihrer Spielart der Koprophagie, realisiert sich (nicht nur bei Sade und seinen literarischen Gefolgsleuten wie Bataille) als Koprographie, Schreiben mit Scheiße und von ihr. Dem analerotischen Spektrum der sexuellen Perversionen zugehörig, stellt die Koprophilie eine unwahrscheinliche und doch in Teilen von Psychoanalytikern wie Freud bestätigte semantische Reihe in den Vordergrund, die den ›stercus‹, insbesondere in der Form des sog. Kotstrunzens oder der Kotstange, metonymisch mit dem Penis und mit einem (Schreib-)Stift verbindet. Dabei ist die mit der Assoziation Kotstange/Penis verbundene Penetrationsvorstellung keineswegs eindeutig männlich konnotiert, die zugehörige Bewegung vielmehr in beide Richtungen offen und damit für beide Geschlechter gleichermaßen einschlägig: Das Lustempfinden schon des Säuglings beim Urinieren und Defäzieren motiviert diesen Freud zufolge dazu, die Herrschaft über die entsprechenden Tätigkeiten von Zurückhaltung und Entleerung zu gewinnen, um den Lustgewinn möglichst zu steigern. Auch wenn diese Phase der psychosexuellen Entwicklung vorüber ist und es nicht zu einer im psychopathologischen Sinn auffälligen Verzögerung bzw. einem Ausbleiben der Fortentwicklung und auch zu keinem Rückfall gekommen ist, wenn also weder Analfixierung noch Regression vorliegen, ist sie der Sache nach für Freud schon aus Gründen der schieren Nähe zwischen der Position der Genitalien und der Ausscheidungsorgane (die bzw. deren Identität ja Hegel bereits gewürdigt hatte) niemals überwunden in dem Sinn, dass es keinerlei Erinnerungsspuren mehr gäbe – zumal die metonymische Assoziation sich an anderer Stelle im Erfahrungsleben, doch immer noch in Verbindung mit den Sexualorganen, erneuert und wiederholt: im Vorgang nunmehr nicht der Ausscheidung, sondern der Zeugung bzw. der Geburt, die ja oft in Analogie mit dem künstlerischen Schöpfungsprozess gesehen werden.⁶² Wie in der griechischen Mythologie Kopfgeburt und Steißgeburt (Artemis und Dionysos) nur zwei Varianten der Verschiebung vom Ort der ›realen‹ Geburt darstellen, spielt sich auch im Gefolge der Sade'schen literarischen Ausschweifungen ein Großteil aller Gräueltaten in dem Zwischenraum ab, der von der Verschiebung der Penetration von der Vagina zum Anus eröffnet wird. »Wenn das Kind sich aber [dieser Vorstellung entsprechend]

60 Vgl. Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 180.

61 Vgl. Laporte: *Eine gelehrte Geschichte*, S. 115, der konstatiert, es sei »nicht nötig, an die Tatsache der oralen Aufnahme von Urin oder destillierter Scheiße zu erinnern, um die offensichtliche Übereinstimmung von medizinischem Diskurs und Sadeschem Text in diesem Punkt darzutun«.

62 Vgl. hierzu u.a. Werner: *Dunkle Materie*, S. 211–213.

durch den Anus vom mütterlichen Körper löst, dann ist es gemäß dieser Analogie nichts weiter als ein Stück Kot – ein Konzept, das [...] für das Kleinkind allerdings noch nicht negativ besetzt ist«⁶³ – genau so wenig wie für den koprophilen Perversen,⁶⁴ der seinen und den Kot anderer liebt wie/als sich selbst, ihn nach allen Regeln der ›Kulinarik‹ (›art *culinaire*‹)⁶⁵ produziert, berührt, verehrt, verzehrt, verdaut und neuerlich ausscheidet wie... ja, wie? Wie ein Schriftsteller seine Werke?

8.

Da einige der vorausgegangenen Thesen paradoxen Charakters sind, muss ich hier mit einer Erläuterung beginnen [...]. Die Scheiße ruft nämlich unter normalen Bedingungen eine äußerst starke Erregung hervor, ganz so und im selben Grad wie die Sexualorgane oder die Sexualfunktion. [...] Die Scheiße kann durch das Gelächter charakterisiert werden, das sie auslöst, und selbst wenn diese besondere Erregungsform für eine entwürdigende gehalten werden muss, ist dieses Merkmal wichtig [...]. Wahrscheinlich ist die Interpretation des Lachens als eines spasmodischen Prozesses der Sphinktermuskeln der Mundöffnung, analog zu dem der Sphinktermuskeln der Analöffnung während der Entleerung, die einzig befriedigende, vorausgesetzt, man zieht beide Male den entscheidenden Platz in Erwägung, den solche krampfartigen Vorgänge zum Zweck der Ausscheidung für das menschliche Dasein besitzen. Wenn schallendes Gelächter ausbricht, muss daher eingeräumt werden, dass die nervöse Entladung, die normalerweise durch den Anus (oder durch die benachbarten Sexualorgane) geschehen wäre, durch die Mundöffnung stattfindet. Nur hört beim Lachen die Ausscheidung auf, eine wirkliche, materielle zu sein: Sie wird insofern eine geistige, als der exkrementelle Gegenstand der spasmodischen Kontraktionen nicht mehr eine bestimmte Menge an Sperma, Urin, Blut oder Kot, sondern nur noch ein Bild ist. Dieses Bild kann das eines der aufgezählten Exkremente oder eines der Ausscheidungsorgane sein. Es kann aber auch eine Sache, eine Person oder Handlung von ausgeprägt exkrementellem Charakter zeigen, wie beispielsweise einen Sturz. In einer sehr großen Zahl von Fällen wird das Lachen durch Ursachen hervorgerufen, die ebenso gut die (den Spasmen vorangehende) Schwellung der Sexualorgane auslösen könnten: eine Obszönität, durch die ein Mann einen Steifen kriegt, kann einen anderen zum Lachen bringen, und bei den Frauen kann das Kitzeln ebenso gut Kichern wie Vaginalsekretion auslösen.⁶⁶

Sades Praxis der literarischen Umsetzung seiner den hier zitierten Bataille'schen Ausführungen zugrundeliegenden Erkenntnis dieses Zusammenhangs von metabolischer, reproduktiver und künstlerischer Produktivität hat Gilles Deleuze eine nachgerade methodologische Dimension abgewinnen zu können geglaubt, die sich ihrerseits dem durchaus existen-

63 Ebd., S. 213.

64 Vgl. Boss: *Ein Koprophiler*.

65 Vgl. Zweifel/Pfister: *Shades of Sade*, S. 173–178.

66 Georges Bataille: *Der Gebrauchswert (2)*, S. 34f. Vgl. dazu auch Werner: *Dunkle Materie*, S. 181f., sowie ausführlicher Boelderl: *Nichts zum Lachen* und Boelderl: *Sterben vor Lachen*. Man könnte den vorliegenden Text als ›Nichts zum Lachen III‹ auffassen.

ziell verzweifelten Bestreben verdankt, einer bestimmten Sprachregelung, einem *überkommenen* Diskurs, diesfalls dem philosophiehistorischen, zu *entkommen*, indem man sich ihm auf subversiv-exzessive Weise andient, sich in ihn überschreitend einschreibt:

Aber vor allem bestand meine Art, heil da rauszukommen [...] darin, die Philosophiegeschichte als ein Art Arschfickerei zu betrachten oder, was auf dasselbe hinausläuft, unbefleckte Empfängnis. Ich stellte mir vor, einen Autor von hinten zu nehmen und ihm ein Kind zu machen, das seines, aber trotzdem monströs wäre. Daß es wirklich seins war, ist sehr wichtig, denn der Autor musste tatsächlich all das sagen, was ich ihn sagen ließ.⁶⁷

Diese methodologische Vorgabe, die Deleuze an den großen Autoren der nicht nur französischsprachigen Philosophiegeschichte erprobt und durchexerziert hat, gemahnt gewiss nicht von ungefähr an Werner Koflers ästhetisch-poetologische Devise: »Dieselbe Toilette benutzen. Dieselben Worte benutzen.«⁶⁸ Was an Exkrementen in der Toilette (derjenigen deutscher Bauart zumal) zu liegen kommt, ist wie die Worte des Schriftstellers auf merkwürdige Weise mein/sein Eigentum und doch wieder nicht. Die Veröffentlichung weist, wie ebenfalls Lacan betont hat, gewisse Ähnlichkeiten mit dem Spülvorgang auf, dem Wegwerfen des so ans Licht Gekommenen (›publication‹ gleich ›poubellication‹). Beides entzieht dem Urheber die Kontrolle, und das Entsorgte kann am falschen Platz wieder auftauchen. Scheiße ist vielleicht generell in erster Linie das, was fehlt am Platz ist.⁶⁹ So wie man vor der eigenen Haustür keine Exkremente erwartet, selbst wenn man als Politiker in der Öffentlichkeit steht, erwartet man sie auch nicht im Museum (ich denke an Wim Delvoyes berühmte *Cloaca*-Maschine),⁷⁰ nicht in den mutmaßlich zum Zwecke sexueller Erregung geschilderten Szenen eines als pornographisch ausgewiesenen Romans und schon gar nicht in einem unmittelbaren Bezug zur Dichtung Hölderlins, wie in Günter Eichs *Latrine*, in dem sich der Name des schwäbischen Dichters bekanntlich auf ›Urin‹ reimt und dessen Gruß an »die schöne Garonne« mit den im Rinnsal des Urins gespiegelten Wolken schwimmt.⁷¹ Dabei ist die mit dem Urin mitevozierte Scheiße keineswegs, wie Michail Bachtin behauptet hat, »die heitere Materie [...], die Angst in Lachen verwandelt«,⁷² jedenfalls nicht

67 Deleuze: *Unterhandlungen 1972–1990*, S. 14f.

68 Kofler: *Wie ich Roberto Cazzola*, S. 57. Vgl. auch Boelderl: *Den Überschuss (be)schreiben*.

69 Vgl. Werner: *Dunkle Materie*, S. 165, unter Verweis auf das von Freud zitierte englische Diktum »Dirt is matter in the wrong place«.

70 Vgl. z.B. das Interview mit dem Künstler in: Ayerza (Hg.): »lacanian ink« 19, sowie Denker: *Schöner verdauen mit Wim Delvoye*.

71 Vgl. Eich: *Latrine*, S. 41.

72 Zit. n. Werner: *Dunkle Materie*, S. 77.

per se. Aus der von Bataille beobachteten Identität der analen und oralen Sphinktermuskeln lässt sich nicht im Wege des Kurzschlusses zugleich auch die Homogenität der Regungen, denen sich die jeweiligen Bewegungen verdanken, ableiten: Nicht schon das Ereignis selbst, nicht einmal die Erzählung desselben lässt Defäzieren und Lachen in jene Nähe zueinander rücken, die ihren gemeinsamen skatontologischen Stellenwert begründet. Es ist vielmehr erst die Erzählung der Erzählung, mit anderen Worten: die spezifisch literarästhetische Qualität, die diese abgründige Identität zu sehen erlaubt: »es handelt sich nicht darum zu erzählen, sondern zu erzählen, daß man erzählt«,⁷³ wie nochmals Barthes mit Bezug auf Sade festhält. Mit der Doppelung tritt die Wiederholung, mit der Wiederholung der Tod auf den Plan. Dieser ist es, der sich (nebst Gott, s.o.) zunächst auf Kot reimt, wie man von Günter Grass lernen kann,⁷⁴ und ist erst in einem übertragenen Sinn Grund für Gelächter. Daher rührt jener Schriftstellern von Kafka zugeschriebene »Gestank«, den sie reden, jener Geruch zweiter Ordnung, der Erzählung in einem Text, der immer auch von sich selbst erzählt, wie jeder literarische Text stets zugleich selbstreferentiell ist. Was literarische Lektüren betrifft, und dies ist nicht die geringste literaturtheoretische Einsicht, zu der Sades Werk den Weg bereitet hat, ist »die Entdeckung der Bedeutung [...] nicht länger letztes Ziel.«⁷⁵ So wenig wie die Unmenge der sexuellen Abweichungen, die Sades Texte vor dem Leser ausbreiten, »auf jene Repräsentation reduziert werden darf, die eben diese [die Lektüre] anbietet«,⁷⁶ so wenig handelt es sich bei dem literarischen Bild, das Werner Kofler von einem gewissen österreichischen Boulevardjournalisten und seinem als riesig apostrophierten Glied im Mund eines rumänischen Säuglings zeichnet, um eine juristisch relevante Beschreibung einer Wirklichkeit vor dem Text: »Jede interpretative Lektüre Sades im Text, die ausgeht von einer sadistischen Wirklichkeit als präverbaler Wildheit oder Unordnung, die sich endlich in der Erzählung reflektiere, wird ausgeschlossen [...].«⁷⁷ Mit Sade teilt Kofler die künstlerische Absicht, alles zu sagen, was gleichbedeutend damit ist, alles zu zerstören, im Bewusstsein, dass just diese Allzerstörung sich dem eigentlichen Ziel der literarischen Destruktion, nämlich der Befreiung von den Gesetzmäßigkeiten der Natur und der Sprache, soweit sie natürlich sein muss, insofern nicht annähern kann, als das destruktive

73 Barthes: *Der Baum des Verbrechens*, S. 58.

74 Vgl. Grass: *Kot gereimt* (ursprünglich 1977 in *Der Butt*).

75 Dieckmann/Pescatore: *Editorische Vorbemerkungen*, S. 15.

76 Ebd.

77 Ebd.

Werk bereits in dieser natürlichen Gesetzmäßigkeit selbst angelegt und realisiert ist. Was Maurice Blanchot Sade als dessen (Selbst-)Erkenntnis zurechnet und zugutehält, wenn er schreibt: »Sade weiß genau, daß alles zu zerstören nicht heißt, die Welt zu zerstören, denn die Welt ist nicht nur universelle Affirmation, sondern auch universelle Destruktion, so daß die Totalität des Seins wie die des Nichts sie gleichermaßen darstellen«,⁷⁸ das hat Werner Kofler in seinen eigenen Worten nicht weniger plastisch und drastisch formuliert:

[...] *Kunst muß die Wirklichkeit zerstören*, so ist es, die Wirklichkeit zerstören statt sich ihr unterwerfen, auch was das Schreiben anlangt [...]. Aber das Entsetzliche, müssen Sie wissen, das Entsetzliche ist: Die Wirklichkeit macht ungeniert weiter, die Wirklichkeit schert sich keinen Deut um die Zerstörung, die ihr in der Kunst zugefügt wird, die Wirklichkeit ist schamlos, schamlos und unverbesserlich [...].⁷⁹

9.

Da wären wir also, Schriftsteller oder nicht, ganz schön in der Scheiße – gäbe es nicht auch Autoren wie Koflers Kärntner Landsmann Peter Handke,⁸⁰ der dem Locus, an dem sich in unseren zivilisierten Breiten und Zeiten die Ausscheidungen in aller Regel versammeln, um fortgespült zu werden, aus den Augen, aus dem (Geruchs-)Sinn, einen späten *Versuch über den Stillen Ort* gewidmet hat, in dem wir zu unserer Erleichterung – und a fortiori sogar ungeachtet der am nämlichen Ort mitunter ganz unmittelbar erfahrbaren physischen Erleichterung – zu lesen bekommen:

Jetzt aber fällt mir an jenem Stillen Ort [am Abort des bäuerlichen Großvaterhauses im südlichen Kärnten] noch etwas Spezielles auf: das Licht in dem kleinen Verschlag, sogar zweierlei Lichter [...]. [...] Das beim Blick in den langen senkrechten Schacht nach unten, auf den Ausschnitt des Misthaufens gleichsam in der Tiefe. Es ist das ein Licht, welches schachtaufwärts steigt – erwartet euch bitte kein »zugleich mit dem Gestank«, keine Erinnerung an den, keine Rede davon –, nicht bis zu dem, zu »mir«, der hinunter durch das Loch äugt [...]. [...] Von damals habe ich den Stillen Ort, die Stillen Orte, wenn überhaupt, einzig als Betrachter, eben als Äuger, als eine Art Medium im Gedächtnis. Nicht einmal als still habe ich jene Örtlichkeit erlebt – weder still noch heimlich, noch

78 Blanchot: *Sade*, S. 106.

79 Kofler: *Am Schreibtisch*, S. 84 (kursiv i.O.).

80 Und in anderer, aber vergleichbarer Hinsicht auch Hans Magnus Enzensberger und Friedensreich Hundertwasser, deren jeweilige explizite Bezugnahme auf die Scheiße diese prompt (und sei's, wie im Falle Enzensbergers, wenigstens ironisch) in das Verwertungsgefüge dessen einschreibt, was Bataille als beschränkte Ökonomie beschrieben und scharf kritisiert hat: ein (vermeintlich) harmonisches System der rückstandlosen Nützlichkeit. Vgl. Enzensberger: *Die Scheiße*, S. 156, sowie Hundertwasser: *Scheißkultur*.

sonstwie: Geräusche, gleichwelche, taten und tun nichts zur Sache. (Geschweige denn tun Gerüche, seltsam, oder auch nicht.)⁸¹

Die am Ende des Versuchs beschriebene »ganz andere[]«, »unerhörte[]« und wohl auch geruchlose »Erleichterung«,⁸² die den Dichter dennoch oder gleichwohl am nämlichen Stillen Ort schließlich überkommt, steht in ihrem Effekt demjenigen der Beziehung zwischen Scheiße und Literatur, deren Spuren wir hier mit Sade und anderen verfolgt haben, in nichts nach, verweist sie doch gerade über ihre angedeutete logorrhöische Struktur überdeutlich auf die Vorgänge, die sich üblicher Weise an solchem Ort zutragen:

»Ja, da schau her. Ist das denn möglich? Wenn die Not aufs höchste steigt. Erbarme dich unser. Mit Butz und Stingel. Asche zu Asche. Kind, Kind. Es wird ein Wein sein. Ja, wenn das so ist. Und jetzt? Heute nacht oder nie. Schall und Wahn. Warum hast du mich verlassen? Neue Wörter! Mit neuen Wörtern aufwachen. Ohne wunde Brust. Wort für Wort weiterleben. Mann und Frau. Und Frau und Mann. Nie werde ich ein Sänger sein. Good Golly, Miss Molly. Staunen ist alles. Nehmt mich entgegen.«⁸³

Literaturverzeichnis

- Ayerza, Josefina (Hg.): »lacanian ink« 19, Herbst 2001 (Thema: *biology*). New York: Wooster Press 2001.
- Barthes, Roland: *Der Baum des Verbrechens*. In: *Das Denken von Sade. Aufsätze von R. Barthes, H. Damisch, P. Klossowski, Ph. Sollers, M. Tort*. Hg. »Tel Quel«. München: Hanser 1969 (=Reihe Hanser, 16), S. 39–61.
- Barthes, Roland: *Sade Fourier Loyola*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974.
- Bataille, Georges: *Der Gebrauchswert des D. A. F. de Sade (1) (Offener Brief an meine gegenwärtigen Genossen)*. In: ders.: *Sade und die Moral*. Hg. u. Übers. Rita Bischof. Berlin: Matthes & Seitz 2015, S. 7–32.
- Bataille, Georges: *Der Gebrauchswert des D. A. F. de Sade (2)*. In: ders.: *Sade und die Moral*. Hg. u. Übers. Rita Bischof. Berlin: Matthes & Seitz 2015, S. 33–37.
- Bataille, Georges: *Die innere Erfahrung nebst Methode der Meditation und Postskriptum 1953 (Atheologische Summe I)*. Hg. u. Übers. Gerd Bergfleth. München: Matthes & Seitz 1999.
- Bataille, Georges: *Die Literatur und das Böse*. Übers. Cornelia Langendorf. München: Matthes & Seitz 1987.
- Beauvoir, Simone de: *Les Mandarins*. Paris: Gallimard 1954.
- Bersani, Leo; Dutoit, Ulysse: *Merde Alors*. »October« 13 (1980), S. 22–35. <<http://www.jstor.org/stable/3397699>> (Zugriff: 27.11.2017).
- Bischof, Rita: *Bataille mit Sade. Der Entwurf der Heterologie*. In: Georges Bataille: *Sade und die Moral*. Hg. u. Übers. Rita Bischof. Berlin: Matthes & Seitz 2015, S. 77–120.

81 Handke: *Versuch*, S. 13–16. Zum Stillen Ort aus kulturhistorischer Perspektive vgl. Schrader: *Plumpsklo*.

82 Handke: *Versuch*, S. 108.

83 Ebd., S. 108f.

- Blanchot, Maurice: *Sade*. In: *Das Denken von Sade. Aufsätze von R. Barthes, H. Damisch, P. Klossowski, Ph. Sollers, M. Tort*. Hg. »Tel Quel«. München: Hanser 1969 (=Reihe Hanser, 16), S. 99–110.
- Boelderl, Artur R.: *Den Überschuss (be)schreiben. Werner Kofler als Déconstructeur Duchamp*. In: *Exzess. Vom Überschuss in Religion, Kunst und Philosophie*. Hgg. Edeltraud Koller, Barbara Schrödl, Anita Schwantner. Bielefeld: Transcript 2009, S. 197–210.
- Boelderl, Artur R.: *Die Literatur und das Kranke. Eine homöopathische Poetik des Exzesses zwischen Musil, Bataille und Nancy*. In: *Vom Krankmelden und Gesundheitschreiben. Literatur und/als Psycho-Soma-Poetologie?* Hg. ders. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag 2018, S. 146–154.
- Boelderl, Artur R.: *Die Schrift und das Böse. Verhältnisbestimmungen zwischen Literatur und Philosophie nach Bataille und Derrida*. In: *Welt der Abgründe. Zu Georges Bataille*. Hg. ders. Wien, Berlin: Turia + Kant 2015, S. 125–136.
- Boelderl, Artur R.: *Georges Bataille (1897–1962)*. In: *Außenseiter der Philosophie*. Hgg. Helmut Reinalter, Andreas Oberprantacher. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 323–345.
- Boelderl, Artur R.: *Nichts zum Lachen. Die Gabe der Gegenstandslosigkeit nach Bataille*. »Journal Phänomenologie« 39 (2013), S. 23–31.
- Boelderl, Artur R.: *Sterben vor Lachen. Kein Witz für Lacan*. »RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse. Freud – Lacan« 83 (2016/1) (Thema: Affekte II: Das Lachen), S. 10–19.
- Boss, Medard: *Ein Koprophiler*. In: ders.: *Sinn und Gehalt der sexuellen Perversionen. Ein daseinsanalytischer Beitrag zur Psychopathologie des Phänomens der Liebe*. 4. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer 1984, S. 75–82.
- Bourke, John Gregory: *Das Buch des Unrats*. Hg. Louis Kaplan. Frankfurt/M.: Eichborn 1992 (Die Andere Bibliothek, Bd. 91) (Neuauf. der dt. Erstausgabe *Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht der Völker*. Leipzig: Ethnologischer Verlag 1913, amerik. Orig. *Scatologic Rites of all Nations*. Washington 1891).
- Breton, André: *Zweites Manifest des Surrealismus (1930)*. In: *Die Manifeste des Surrealismus*. Übers. Ruth Henry. 11. Aufl. Reinbek: Rowohlt 2004, S. 49–99.
- Bürger, Peter: *Das Denken des Herrn. Georges Bataille zwischen Hegel und dem Surrealismus. Essays*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.
- Damisch, Hubert: *Die maßlose Schreibweise*. In: *Das Denken von Sade. Aufsätze von R. Barthes, H. Damisch, P. Klossowski, Ph. Sollers, M. Tort*. Hg. »Tel Quel«. München: Hanser 1969 (=Reihe Hanser, 16), S. 82–106.
- Deleuze, Gilles: *Unterhandlungen 1972–1990*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Denker, Christian W.: *Schöner verdauen mit Wim Delvoye*. In: »kunsttexte.de« 3 (2009), S. 1–12. <<https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/7931/denker.pdf?sequence=1&isAllowed=y>> (Zugriff: 18.12.2017).
- Denker, Christian W.: *Vom Geist des Bauches. Für eine Philosophie der Verdauung*. Bielefeld: Transcript 2015. <<http://dx.doi.org/10.14361/9783839430712>> (Zugriff: 28.11.2017).
- Dieckmann, Bernhard; Pescatore, François: *Editorische Vorbemerkungen*. In: *Lektüre zu de Sade*. Hgg. dies. Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld, Roter Stern 1981, S. 7–17.
- Eich, Günter: *Latrine*. In: ders.: *Abgelegene Gehöfte. Gedichte*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1968.
- Englisch, Paul: *Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volksleben*. Stuttgart: Julius Püttmann Verlagsbuchhandlung 1928.
- Enzensberger, Hans Magnus: *Die Scheiße*. In: ders.: *Gedichte 1955–1970*. 7. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984.

- Grass, Günter: *Kot gereimt*. In: ders.: *Sämtliche Gedichte*. Hg. Werner Fritzen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2007.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: *Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch*. Hg. Alfred Kelletat. 17. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003.
- Handke, Peter: *Versuch über den Stillen Ort*. Berlin: Suhrkamp 2014.
- Hegel, G. W. F.: *Phänomenologie des Geistes*. Hgg. Hans-Friedrich Wessels, Heinrich Clairmont. Hamburg: Meiner 2006.
- Hénaff, Marcel: *Alles sagen oder Die Enzyklopädie des Exzesses*. In: *Lektüre zu de Sade*. Hgg. Bernhard Dieckmann, François Pescatore. Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld, Roter Stern 1981, S. 71–97.
- Hundertwasser, Friedensreich: *Scheißkultur – die heilige Scheiße*. »Seedamm-Kulturzentrum Bulletin« 7 (1979), S. 19. <<http://hundertwasser.com/de/haeute/globale/61-homohumus-humanitas-die-gesundung-der-kreislaeufe/176-scheisskultur-die-heilige-scheisse>> (Zugriff: 28.11.2017).
- Jarry, Alfred: *König Ubu. Drama in fünf Aufzügen*. Übers. u. Hg. Ulrich Bossier. Stuttgart: Reclam 1996.
- Kafka, Franz: *Tagebucheintrag 1909*. In: ders.: *Betrachtungen über Leben, Kunst und Glauben*. München: C. H. Beck 2007, S. 40.
- Kofler, Werner: *Am Schreibtisch. Alpensagen / Reisebilder / Racheakte*. In: ders.: *Triptychon. Am Schreibtisch – Hotel Mordschein – Der Hirt auf dem Felsen*. Wien: Deuticke 2005, S. 5–163.
- Kofler, Werner: *Wie ich Roberto Cazzola in Triest plötzlich und grundlos drei Ohrfeigen versetzte. Versprengte Texte*. Wien: Wespennest 1994.
- Lacan, Jacques: *Meine Lehre, ihre Beschaffenheit und ihre Zwecke*. In: ders.: *Meine Lehre*. Übers. Hans-Dieter Gondek. Wien, Berlin: Turia und Kant 2008, S. 67–100.
- Laporte, Dominique: *Eine gelehrte Geschichte der Scheiße*. Frankfurt/M.: Frankfurter Verlagsanstalt 1991.
- Lewin, Ralph: *Merde. Excursions in Scientific, Cultural, and Sociohistorical Coprology*. New York: Random House 1999.
- Oberprantacher, Andreas: *Batailles großer Zeh. Fetischismus und Subversion in der Politischen Ästhetik von Documents*. In: *Fetisch als heuristische Kategorie. Geschichte – Rezeption – Interpretation*. Hg. Christina Antenhofer. Bielefeld: Transcript 2011, S. 253–273.
- Persels, Jeff; Ganim, Russell (Hgg.): *Fecal Matters in Early Modern Literature and Art. Studies in Scatology*. Aldershot: Ashgate 2004 (=Studies in European Cultural Transition, Bd. 21).
- Pfister, Michael; Zweifel, Stefan: *Shades of Sade. Eine Einführung in das Werk des Marquis de Sade*. Berlin: Matthes & Seitz 2015.
- Pops, Martin: *The Metamorphosis of Shit*. »Salmagundi« 56 (1982), S. 26–61. <<http://www.jstor.org/stable/40547534>> (Zugriff: 28.11.2017).
- Queneau, Raymond: *Chêne et chien*. Paris: Gallimard 1969.
- Rollfinke, Dieter; Rollfinke, Jacqueline: *The Call of Human Nature. The Role of Scatology in Modern German Literature*. Amherst: University of Massachusetts Press 1986.
- Sade, D. A. F. Marquis de: *Die Philosophie im Boudoir [oder Die lasterhaften Lehrmeister. Zur Erziehung junger Damen bestimmt]*. Übers. Martin Isenbiel (Ps. v. Richard Fiedler). Privatdruck: Wien 1905]. O.O.: Olympia Press 2010.
- Sartre, Jean-Paul: *Le sursis*. Paris: Gallimard 1945.

- Schrader, Mila: *Plumpsklo, Abort, Stilles Örtchen*. Suderburg-Hösseringen: edition anderweit 2003.
- Smith, Peter J.: *Between Two Stools. Scatology and Its Representations in English Literature, Chaucer to Swift*. Manchester: Manchester University Press 2012. <<http://www.jstor.org/stable/10.2307/j.ctt18mvm78>> (Zugriff: 28.11.2017).
- Sollers, Philippe: *Der Buchstabe Sade*. In: *Lektüre zu de Sade*. Hgg. Bernhard Dieckmann, François Pescatore. Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld, Roter Stern 1981, S. 61–70.
- Sollers, Philippe: *Sade im Text*. In: *Das Denken von Sade. Aufsätze von R. Barthes, H. Damisch, P. Klossowski, Ph. Sollers, M. Tort*. Hg. »Tel Quel«. München: Hanser 1969 (=Reihe Hanser, 16), S. 62–81.
- Surya, Michel: *Georges Bataille. La mort à l'œuvre*. Paris: Gallimard 1992.
- Thomä, Dieter: *Symbolisches und Diabolisches. Eine neue Deutung der Krisen moderner Gesellschaften in sozial- und sprachtheoretischer Perspektive*. »Leviathan« 34.3 (2006), S. 419–439.
- Werner, Florian: *Dunkle Materie. Die Geschichte der Scheiße*. München: Nagel & Kimche 2011.

Torsten Voß | Universität Wuppertal, tovoss@uni-wuppertal.de

›Heilige Scheiße‹

Formen der skatologischen Polemik im literarischen Katholizismus Léon Bloys und Theodor Haeckers

1. Vorab: Darlegung der Fragestellung – Skatologie im katholischen Literaturprogramm

Der Beitrag setzt sich mit der Verwendung der Verbalinjurie als Tropus und einer Ästhetik der Fäkalität in der religiös orientierten Polemik des literarischen Katholizismus innerhalb der klassischen Moderne auseinander, sei es in interkonfessioneller Disputation oder in einer kritischen Haltung gegenüber zeitgenössischen Tendenzen der Jahrhundertwende (Materialismus, Positivismus, Totalitarismus etc.).¹ Dabei wird deutlich werden, dass sich diese subversiven Gegenpositionen im skatologischen Gewand hauptsächlich an einer Semantik des Feuchten, Dreckigen, Verfaulten und Ausgeschiedenen orientieren.²

Der Beitrag setzt sich mit der Verbalinjurie als Tropus und einer Ästhetik der Fäkalität in der religiös orientierten Polemik des literarischen Katholizismus (vor allem bei Léon Bloy und Theodor Haecker) auseinander. Die Tätigkeitsfelder der Autoren reichen von interkonfessioneller Disputation, über Absetzung von konkurrierenden literarischen Programmatiken (Naturalismus) bis hin zu einer kritischen Haltung gegenüber zeitgenössischen Tendenzen des frühen 20. Jhs. (Materialismus, Positivismus, Totalitarismus). Die Bildwelten reagieren auf eine Krise der Bezeichnung und wählen das Skatologische als Alternative, um den Gegenstand der Ablehnung zu erfassen und eine Sprache der Intensität in einem apokalyptischen Zeitalter zu garantieren.

1 Erste Überlegungen zu diesem Thema, welches auch das Segment eines größeren Forschungsprojekts zum Verhältnis des literarischen Katholizismus zu den Avantgardebewegungen bildet, nahmen bereits Gestalt an in: Voß: *Superbia*, S. 87–112; Voß: *Polemik und Grobianismen wider den Ungeist?*, S. 93–115.

2 Vgl. dazu auch auf sprachwissenschaftlicher Ebene: Gauger: *Das Feuchte & das Schmutzige*.

Der Zustand des »contre« ist laut Helmut Kreuzer bei dem Mitbegründer des *Renouveau Catholique* Léon Bloy geradezu universell. Er ist

[e]rbitterter Feind der ›Reichen‹, der Bourgeoisie überhaupt, der ›modernen Katholiken [...]‹, der ›Bonzen‹ des Journalismus und der Belletristik, weiß er sich zugleich brückenlos von den ›modernen Armen‹ geschieden wie von den christlichen Mönchen [...]: vom Proletariat durch sein Christentum, von den Mönchen durch seine Unfähigkeit zur Beschaulichkeit, seine ›schweinsköpfige‹ Sexualität, seine ›Bestimmung‹ für den ›verzweifelt‹ Kampf des Pamphletisten [...] in der ›Welt‹ des 19. Jahrhunderts, das heißt für ihn: in der ›Kloake‹ der Menschheitsgeschichte.³

Explizit und fast schon visionär wird das in den Tagebüchern entwickelt, wo die Welt in fast katharischem Abscheu zum universellen *Abjekt* wird.

So stilisiert der johanneisch sich artikulierende Bloy das Schicksal der vom bürgerlich-materialistischen Denken bestimmten Menschheit der Jahrhundertwende in *Quatre Ans de Captivité à Cochons-sur-Marne* (1900–1903) am 18. Oktober 1900 als

Abbruch in Schande und Schmach einer scheinheiligen christlichen Gesellschaft, deren Niederbruch so vollkommen sein sollte, daß sie auf allen Vieren in den stinkenden Kotmassen des Pöbels und den Kotzlichen der Hunde auf den Straßen herumrutschen, um nach ihren verlorenen Schätzen zu stochern. Weiter nichts! Wo ist der tausendfache Kretin, Produkt widerwärtigen Aneinanderreibens bourgeoiser Fleischmassen, der zu behaupten unterstünde, diese Forderungen seien übertrieben! Schickt ihn doch her zu mir, dies talgige Gerinsel der dreckigsten Samenergüsse verkalkter Beamtenseelen oder Notariatsschreiber, daß er mir verrate, was man von der unfäßbaren Gehorsamsverweigerung der Dinge zu halten habe! Doch wozu schließlich? Genügt es mir nicht, in Gedanken mir auszumalen, wie eine solche Mißgeburt in überzeugender Form alles erklärt!⁴

Dieses Pamphlet – und etwas anderes stellt eine solche Malediktologie nicht dar – gegen Materialismus und Fortschrittsgläubigkeit enthält Bildarsenale aus unterschiedlichen Traditionen. Neben einer Sprache des Grobianismus, welche an den religiösen Pamphletismus der Frühen Neuzeit (Thomas Müntzer) oder an die skatologische Komik der Schwankromane erinnert,⁵ bedient sich der Autor an dieser Stelle auch der Groteske. Indem

3 Kreuzer: *Die Boheme*, S. 77.

4 Bloy: *Tagebücher 1892–1917*, S. 74.

5 Dazu: Melters: *Der Schwankroman in Mittelalter und früherer Neuzeit*. Zur Skatologischen Komik vgl. S. 180–186. Obgleich die Werke Bloys und Haeckers satirische und travestierende Elemente enthalten, sind sie dennoch nicht der humoresken Zerstreuung und Kompensation verpflichtet, wie es Melters für den Schwankroman geltend macht. Melters These ist bereits antizipiert worden durch den Aufsatz von Battafarano: *Literarische Skatologie*. Die Konfrontation mit fäkalischer Derbheit wird als *Therapeuticum* gegenüber tiefer melancholischer Verstrickung und Reflexion behauptet. Dieser Weckrufcharakter findet sich eigentlich auch bei Autoren wie Bloy, Haecker oder Ball. Mit ihrer Alarmprosa und skatologischen Rhetorik konzipieren sie eine Strategie der Aufmerksamkeitsproduktion, ein Herausreißen aus der (mit der Melancholie ja durchaus verwandten) Lethargie, die nach Léon Bloy für eine übersättigte und spirituell

er das höchste Produkt der Aufklärung und der Französischen Revolution, nämlich den Bürger, zu einem Stoffwechselendprodukt erklärt und damit die geschlechtliche Vermehrung pervertiert, betreibt Bloy (nach Bachtin) Verfahren der Inversion.⁶ Mit dem *Produkt* entsteht aus der fleischlichen Vermehrung nicht neues Leben, sondern das Exkrement, also das Gegenstück zum Essen bzw. das umgewandelte und damit entwertete Essen.

Dass der Bourgeois noch in diesem Zustand nach Schätzen sucht, erhärtet seine ungebremste Gier und seine Diesseitsorientierung, und das gesamte Szenario wird zu einem allegorischen Panorama des Materialismus. Bloy bedient sich hoch bildhafter Verfahren, um die Intensität seines Abscheus zu vermitteln. Auch wenn Roland Barthes in seinen Ausführungen über Marquis de Sade⁷ schreibt, dass geschriebene Scheiße angeblich nicht stinke, ist Bloys Pikturalität nicht frei von Suggestivkraft, die im Beitrag genauer herausgearbeitet und mit den Verfahren der religiös intendierten Polemik kulturhistorisch kontextualisiert werden soll.⁸ So bemerkt dann auch Helmut Kreuzer: Bloy

kennt die provokatorische Wirkung [...] der ›kotigen Energie seiner Verfluchungen‹, seiner Gesellschaftskritik mit Hilfe der Wortfelder der Verwesung und damit der körperlichen Ausscheidung. Und er bejaht sie – eingedenk ihres Ursprungs in seinem Absolutheitswillen, in einer Alles-oder-Nichts-Haltung, die ihn ganz zu bejahen oder ganz zu verneinen, d.h. zum sprachlichen Extremismus, zum Superlativismus zwingt.⁹

Dadurch ähnelt er nicht nur einem klagenden Hiob oder einem lärmenden Johannes vor den Palasttoren des ehebrecherischen Herodes Antipas,

entleerte Bourgeoisie beinahe ein Dauerzustand ist und bekanntlich als Acedia auch zu den sieben Todsünden zählt.

6 Als karnevalesk-subversives Verfahren dargelegt in: Bachtin: *Rabelais und seine Welt*.

7 Barthes: *Sade, Fourier, Loyola*.

8 Auch der Romanist Raimund Theis bemerkt in seinem Kommentar zur Bloy-Lektüre André Gides: »Das antibürgerliche und zugleich antiklerikale, fundamentalistische, naiv-fanatistische Christentum des katholischen polemischen Prosaschriftstellers Léon Bloy (1846–1917) drückt sich am unmittelbarsten und reinsten in seinem Journal aus.« Vgl. Gide: *Gesammelte Werke*, Bd. 4, S. 633. Unmittelbarkeit und Reinheit im Sinne eines authentischen und eruptiven Schreibens scheinen mit den Fäkalismen als Stilmodus zu korrespondieren. André Gide scheint eine Affinität zur Sprache Bloys zu haben. Immer wieder zitiert er auch dessen Aussprüche und das irritierende Unbehagen, welches diese auslösen: »De Groux verdaute (da ihm noch anderes aufstieß) schlecht, daß Léon Bloy immer wieder zu ihm sagte: ›Man muß, sehen Sie ... man muß sich auskotzen --- auf die andern.‹« Ebd., Bd. 1, S. 33. De Groux stand selbst als Maler Bloy und dem *Renouveau catholique* nahe, scheint aber wohl Probleme mit Bloys kompromissloser Haltung gehabt zu haben. Der von Gide zitierte Ausspruch beschreibt jedoch den Vulgarismus als Äußerungsform Bloys gegenüber seiner gesamten Umwelt. Die Bezeichnung ›die anderen‹ wird nicht genauer differenziert, so dass dieser ein allgemeiner Anspruch von Seiten des polemischen Stilisten zu entnehmen ist.

9 Kreuzer: *Die Boheme*, S. 80.

sondern auch den eschatologisch-sprachkritischen tabula-rasa-Konzepten so mancher Dadaisten. Hugo Ball fühlte sich auch von Bloy inspiriert, nicht nur im Frühwerk, sondern auch in der Auseinandersetzung mit dem Protestantismus im geschichtsphilosophisch konzipierten Essay *Die Folgen der Reformation* (1924).¹⁰ Denn in ihrer Fäkalität verdichtet sich Sprache, nimmt bildhafte Formen an und wird eher zum vollziehenden Ereignis als zur am Diskurs orientierten Aussage, da sie nur so das Abjektive medialisieren und eine verweigernde Haltung einnehmen und diese auch qua skatologischer Rhetorik performieren kann. Die auf Appellstrukturen des Ekels¹¹ und des Abscheus hinauslaufenden Bildprogramme der Fäulnis und der ausgeschiedenen Säfte leisten dazu einen Beitrag.

Interessant ist in diesem Zusammenhang und in rhetorischer Hinsicht die vom Bloy-Bewunderer Theodor Haecker¹² entwickelte Legitimation der skatologischen Polemik. Er argumentiert sowohl sprachphilosophisch als auch theologisch. In seinen *Tag- und Nachtbüchern* schreibt Haecker am 10.5.1940:

Das Schimpfwort ist durchaus menschlich, weil es Sachen gibt, die menschlich und schimpflich sind. Das Schimpfwort kann mißbraucht werden, weil es recht gebraucht wird. Es wird recht gebraucht, wenn nichts anderes der Sache sprachlich gerecht wird, wenn die Sache garnicht [sic] völlig erkannt werden könnte ohne das Schimpfwort. Der menschengewordene Sohn Gottes hat die schauerlichsten Schimpfworte seiner Zeit und seines Volkes gegen die Pharisäer gebraucht.¹³

Einerseits wird eine situationsspezifische sprachliche Äquivalenz der Bezeichnung mit dem zu Bezeichnenden postuliert. Der Ausdruck wird als der Situation oder dem Bezeichneten gegenüber als einzig angemessen

10 In diesem an dieser Stelle lediglich exkursiv zu berücksichtigenden umfangreichen Aufsatz konstruiert Hugo Ball ein teleologisches Modell, welches Kontinuitätslinien von Luthers Reformation, über die Säkularisierung und Aufklärung, bis hin zu Hegel und Marx und letztendlich dem Wilhelminismus postuliert. In Luthers Abkehr vom römischen Ultramontanismus sieht Ball – ähnlich wie auch Theodor Haecker – die Initialzündung des deutschen Nationalismus begründet. Dem Argument folgt auch Haecker in seinen Analogiekonstruktionen, wenn er über den Reformator 1940 schreibt: »Der folgenreichste Verrat und Abfall in Europa war der deutsche in Luther. Die besten Soldaten, bestimmt zu Kriegern des St. Michael, wurden Soldaten eines Drecksteufels.« Haecker: *Tag- und Nachtbücher 1939–1945*, S. 54. Hier wird eine nahezu teleologisch-lückenlose Evolution sogar bis zum Nationalsozialismus und den deutschen Angriffskriegen gezogen. Kein Wunder also, dass beide Objekte bei Haecker ganz ähnliche skatologische Attribute zugewiesen bekommen. Die Pervertierung des Gottesstreiters zum Teufelsdiener und der Austausch des Erzengels durch den satanisch besetzten Diktator radikalisieren diesen Anspruch auf einer metaphysischen Ebene.

11 Darauf geht ausführlich und kategorial ein die Studie von Menninghaus: *Ekel*.

12 Einen guten Überblick über Leben und Werk bietet der Band von Siefken (Hg.): *Theodor Haecker 1879–1945*.

13 Haecker: *Tag- und Nachtbücher 1939–1945*, S. 57.

begriffen, wenn es um das *rechte* Schimpfen geht. Andererseits erfährt es durch den neutestamentlichen Mythos und die Auseinandersetzung des Rebellen Jesus mit der Elite der Schriftgelehrten seine Legitimation und sein revolutionäres Potential, wodurch das Schimpfwort zum Korrektiv wird. Die radikalen Ansichten fließen über in eine Sprache des rhetorischen Extremismus, der ätzenden Polemik und des Angriffs, die sich gerade in ihrer religiösen Ausrichtung als Untersuchungsgegenstand anbietet¹⁴ und den Autoren eine Möglichkeit bietet, sich performativ einer für sie säkularen Mediokrität zu entziehen.

Sowohl bei Léon Bloy und anderen frühen Vertretern des *Renouveau catholique*, als auch bei ihren rezeptiven Nachfolgern in Deutschland (Theodor Haecker, Hugo Ball, Carl Schmitt) wird – und das ist in der Tat der frühneuzeitlichen Tradition nicht unähnlich – die skatologische Rhetorik sowohl in interkonfessionellen Belangen als auch in der ästhetischen Theoriebildung, in der Kulturkritik und schlussendlich auch innerhalb des politischen Diskurses genutzt, um über eine verbale Verschärfung, wie es Bernd Wacker für die Bloy-Exegeten Carl Schmitt und Hugo Ball herausgearbeitet hat,¹⁵ Distinktion gegenüber einschneidenden Ereignissen und abzulehnenden Zeittendenzen zu ermöglichen.¹⁶

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71, ein längerer Aufenthalt im protestantischen Dänemark und der einsetzende Erste Weltkrieg bei Bloy sowie die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus bei Haecker sind hierfür paradigmatisch und werden daher auch als Fixpunkte für die

14 Dass sich in diesem Zusammenhang nicht nur Analogien zum frühneuzeitlichen Grobianismus attestieren lassen, sondern auch zur sogenannten ›hate speech‹ im interkulturellen Konflikt, mag mit Sicherheit zutreffen. Da letztere jedoch außerhalb aller ästhetischen Intentionalität ist und eher einem rein politischen Pragmatismus zuzuordnen ist, auf dessen Entäußerungen ja auch Martha C. Nussbaum in ihren aktuellen Arbeiten eingeht, bleibt ›hate speech‹ an dieser Stelle weitgehend ausgeklammert.

15 Vgl. dazu: Wacker: *Die Zweideutigkeit*, S. 123–145.

16 Der gesamte Beitrag steht im Zusammenhang einer größeren Arbeit bzw. Monographie, die unter dem Titel *Literarischer Katholizismus und/als Avantgarde* versucht, gerade unter besonderer Berücksichtigung der sprachlichen Gestaltung, die Texte katholischer Autorinnen und Autoren von der Romantik bis zur Gegenwart mit den ästhetischen Programmatiken, Imagologien und Stilverfahren der literarischen Moderne zu vergleichen und zu vernetzen, um einen Transferprozess zwischen literarischer Moderne und katholischer Literatur rekonstruieren zu können. Das hier diskutierte Skatologische als distinktionsbildender Sprachmodus einer performativ vollzogenen Abwehr vom Gegenwärtigen ist eine der Ausdrucksformen, unter denen sich Avantgarde und Katholizismus annähern könnten. Zum Forschungsschwerpunkt vgl. als informativen Überblick: Pittrof: *Literarischer Katholizismus als Forschungsaufgabe*. Wesentlich stärker als es die eher geistesgeschichtlichen Überlegungen Pittrofs vollziehen, setzt sich Michael Einfalt mit dem Verhältnis des literarischen Katholizismus zur Autonomie des Ästhetischen und zu modernen Konzepten von Autorschaft innerhalb der französischen Literaturlandschaft des frühen 20. Jahrhunderts auseinander. Vgl. Einfalt: *Nation, Gott und Modernität*.

Auseinandersetzung mit religiös und ästhetisch motivierter Skatologie festgehalten. Zunächst gilt es jedoch bei den zur Diskussion stehenden Autoren einige der auf Lektüren basierenden literarischen Vorbilder und Einflussfaktoren für die eigene Sprachentfaltung zu nennen.

2. Léon Bloy und das affektiv-skatologische Sprechen

Einen ersten Anhaltspunkt für Bloys Umgang mit Sprache zwecks Setzung einschneidender Zäsuren findet sich in dessen Rezeption des präsurealistischen Autors Isidore Ducasse alias Lautréamont. Die Einschätzung der *Chants de Maldoror* (1874) durch den fanatischen Katholiken ist außerdem aufschlussreich bezüglich Bloys Verhältnisses zu avantgardistischen Autoren. Zunächst erschien Bloy dieser radikale Künstler als ein Wahnsinniger. Damit verbindet sich aber kein Qualitätsurteil. Vielmehr scheint Bloy Parallelen zwischen der Sprache Ducasses und seiner eigenen zu diagnostizieren:

Der Stil der ›Gesänge des Maldoror‹ ist eine Art von umherirrender Leidenschaft eines Wahnsinngen [...] noch in keiner Literatur gefunden [...] jeder Satz hat etwas von einer rasend gewordenen Wölfin, die sich mit schnellen, unhörbaren Sätzen auf den Wanderer wirft [...] so ungeheuerlich, daß man beim Lesen sein Blut pochen hört und die Seele bis zum Bersten erzittert [...] mit flüssiger Lava von verblüffender, panischer Schönheit.¹⁷

Léon Bloys Besprechung bezieht sich nahezu völlig auf den neuen Stil Lautréamonts. Die eruptive Sprache, die grellen Farben, in denen das lyrische Ich in den Prosagedichten des Autors sein blasphemisches Zerstörungswerk verrichtet, finden sich auch bei dem Antizipator des literarischen Katholizismus. Vor allem Bloys Tagebücher und seine dortige – beinahe apokalyptisch orientierte – Abrechnung mit dem katholischen Bürgertum, sowie sein Erzählzyklus *Sueur de sang* sind mit dem Stil von Ducasse vergleichbar. Allerdings benutzt der junge Autor diese Explosivität, um zu einer neuen Sprache zu kommen, während bei Bloy eine johanneische Religiosität die Ursache für dessen Sprachflut ist. In beiden Fällen wird jedoch mit einer ästhetischen und sprachlichen Tradition gebrochen. Eine ›Revolution der poetischen Sprache‹ (Julia Kristeva)¹⁸ hin zu einer neuen Form der Intensität ist bei beiden Schriftstellern zu konstatieren. Vorherrschend sind ebenso der Schrecken und der Abscheu gegenüber einer hereinbrechenden Moderne und den damit verbundenen, sich aus Säkularisierungstendenzen ergebenden, Banalitäten. Letztere sieht Bloy vor allem in der Sprache der

17 Zit. nach Soupault: *Über den Autor und sein Werk*, S. 337.

18 Vgl. Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*.

Bourgeoisie manifestiert, der er ebenso ablehnend begegnete, wie es die Ästhetizisten und späteren Avantgarden taten.

Das revolutionäre Potential der Sprache ist jedoch bei Bloy stark an das prophetische Selbstverständnis gebunden. Der skatologische Fluch, die Sprache der Grellheit wird zu den Artikulationsformen eschatologisch-apokalyptischer Rede des Gottesstreiters, welcher jedoch in den rhetorischen Verfahren der Moderne und der *Décadence* seine (vor allem Baudelaire, Lautréamont und Villiers de l'Isle-Adam) Handwerkszeuge für den religiösen Kampf findet, also die ästhetischen Modi in eine instrumentelle Vernunft und Pragmatik des Sakralen transferiert.

Bloy lässt sich als die radikalste Ausprägung der Inszenierung eines katholischen Propheten, Apostels und Pamphleten bezeichnen. In einem selbst praktizierten, aber auch durch seine publizistischen Misserfolge und seine soziale Unverträglichkeit herbeigeführten, Kult der evangelischen Armut und des persönlichen Elends wählt er sich selbst prophetische Figuren wie den leidenden Hiob oder den lärmenden Verkünder Johannes als Vorbilder der eigenen Performance einer katholischen Erweckungsliteratur. Dabei scheint er sich der paradoxalen Ausgangslage, die Banalität mit den Mitteln des Drecks zu bekämpfen, durchaus bewusst zu sein; diesen Antagonismus synchron jedoch als eine der Grundstatuten des sündigen Menschen zu begreifen, wenn er in seinem Tagebuch *Le Mendiant Ingrat* (1892–1895) am 13.4.1895 festhält:

Ein armer Teufel von Protestant sagte mir vor einigen Tagen – er war nicht der Erste –, er sehe in meinem Herzen viel Haß. Die Worte dieses sonst wohlmeinenden Mannes fielen mir heute früh wieder ein, ich weiß nicht warum. Nun, die Sache hat schon in gewissem Sinne ihre Richtigkeit. Seit meiner Kindheit stecke ich voller Haß und doch hat niemand seine Mitmenschen mit kindlich reinerem Herzen geliebt als ich. Aber was ich verabscheut habe, sind die Dinge, die Einrichtungen und die Gesetze dieser Welt. Die Welt habe ich stets bis zum letzten gehaßt, und die Erfahrungen meines Lebens haben nur dazu gedient, diese große Leidenschaft in mir immer mehr zu steigern. Wer, selbst unter Christen, möchte das wohl ganz begreifen.¹⁹

Bloy ist sich des Widerspruchs zwischen Caritas und hasserfüllter und daher skatologischer Abgrenzung gegenüber einer materialistischen (und daher ebenfalls exkrementalen) Welt vollends im Klaren. Der Hass gilt einer Welt, der das göttliche Heil nicht deutlich ist und die es versäumt hat, aus dieser Heilsgewissheit heraus zu leben. Dieses Verdikt trifft alles, was nicht mindestens so katholisch ist wie der Tagebuchschreiber selbst, seien es Protestanten, Engländer, Preußen oder einfach nur die literarischen Antipoden aus der Strömung des Naturalismus, allen voran Émile Zola,

¹⁹ Bloy: *Tagebücher 1892–1917*, S. 35.

für Léon Bloy stets nur der ›Pyrenäen-Depp‹. Überträgt man an dieser Stelle Martha Nussbaums Gedanken über die Funktion der Exkremente im Rahmen sozialer In- und vor allem Exklusionsmechanismen in Form einer Ekelpolitik²⁰ auf Bloy, ergibt sich die Konfiguration religiöser, konfessioneller und metaphysischer Exklusionsmechanismen über eine Ekelrhetorik. Dem bürgerlich-materialistischen Weltbild als dem nicht-Katholischen und damit nicht dem Heil Zugehörigen, wird das Attribut des Exkrements zugeschoben, um diese Exkommunikation plastisch machen zu können. Das verdeutlicht synchron auch die Bedeutung skatologischer Terminologie zur Herstellung von ästhetischer Intensität, die freilich nicht autonom anzusiedeln ist, sondern einer deiktischen Funktionalität unterworfen ist.²¹

Das lässt sich auch exemplarisch anhand von Bloys Dänemark-Aufenthalt demonstrieren, der in seinem zweiten Tagebuch *Mon Journal 1896–1900* dokumentiert wird. In deutlicher Absetzung von allen missionarischen Bestrebungen, mit denen er auch seine eigene Gattin Jeanne Molbech zur Konversion bewog, beurteilt Bloy die dänischen Protestanten, die am 30.7.1899 einem Hochamt beiwohnen, als Vertreter einer »entsetzlichen Halbheit« und beklagt »die Häßlichkeit, die Fadheit, die Kraftlosigkeit, das Schimmelige, das pedantische Nichtwissenwollen und die aufgeputzte Gedankenarmut des Protestantismus! Welch widerliches, klägliches Bild!«²² So kann denn auch der Bloy-Exeget Walter Heist selbst nur diesbezüglich

20 Vgl. zum Stellenwert des Ekels als rhetorische Praxis innerhalb der politischen Aversion: Nussbaum: *Politische Emotionen*, bes. S. 246–301 u. 388–470.

21 Implizit verbindet Bloy mit seiner Ablehnung der bürgerlichen und materialistisch orientierten Gesellschaft auch Sprachkritik. So ist der sogenannte Gemeinplatz für ihn ein typisches Ausdrucksmittel bourgeoiser Kommunikation, die er in der *Exégèse des lieux communs* (1902/1914) einer polemischen und ätzenden Interpretation unterzieht, auf die ich in der mit diesem Essay in Verbindung stehenden Forschungsarbeit noch genauer eingehen werde. Diese Art der Interpretation lässt Bloy nach Kuffer als »un exégète passionné de l'écriture et un terrible polémiste« erscheinen, was an einer genaueren Stiluntersuchung zu überprüfen wäre, die schließlich zu einer Bestimmung der Sprach- und Kulturtheorie Bloys und auch der frühen Phase des *Renouveau catholique* führen könnte, die sich noch bewusst eine revolutionären Attitüde unterordnete. Da Léon Bloy die Gemeinplätze als unüberlegte und schichtenspezifische Phrase angreift, ist deren Exegese auch als Sprach- und Sozialkritik zu verstehen. Als Künstler extrahiert Léon Bloy die Sprache von ihrer bürgerlich-diskursiven Vereinnahmung; ein Vorbehalt, der sich auch in seiner Ablehnung eines im späten 19. Jahrhunderts stark verbürgerlichten Klerus niederschlägt. Vgl. Kuffer: *Bouche d'or et langue de bois*, S. 214. Insofern ist Bloy und seinen Nachfolgern ein ähnlicher Habitus – *contrebourgeois* und antikapitalistisch – zu attestieren, wie den säkularen Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts. Dies vor allem auf der Textebene festmachen zu können, kann – bei aller notwendigen Kontextualisierung der verschiedenen Strömungen des literarischen Katholizismus – als das eigentliche Untersuchungsziel der geplanten Monographie bezeichnet werden, von der hier freilich nur ein Segment präsentiert werden kann.

22 Bloy: *Tagebücher 1892–1917*, S. 66.

zusammenfassen: »Bloy sieht noch nicht einmal die Ungläubigen – sie sind für ihn einfach Gewürm.«²³

Was macht Bloys Werk so radikal? In einem kurzen Essay über den Autor versucht Roland Barthes eine Antwort zu geben: »La parole de Léon Bloy n'est pas faite d'idées.«²⁴ Sie ist »le scandale permanent« und damit – nach der Sprechakttheorie John Austins – eher performativ-vollziehend als konstativ-feststellend, was ihn sprachtheoretisch in die Nähe einer revolutionären poetischen Sprache im Sinne Julia Kristevas rückt. Und auch Barthes sieht diese Parallelen, wenn er schreibt: »Bloy a été l'un des tout premiers à reconnaître Lautréamont, et, dans Lautréamont, prophétie singulièrement pénétrante, la transgression sans retour de la littérature elle-même.«²⁵ Bloys Erzählwerk *Suer de Sang* enthält in der Tat ähnlich transgressive Bilder wie die *Chants de Maldoror* von Ducasse, der mit seinen Bildkompositionen von André Breton zu einem der Vorläufer des Surrealismus gekürt wurde. Lässt sich diese Präavantgarde auch für Bloy geltend machen? Sein Stil mündet in »la passion des mots«.²⁶ Außerdem argumentiert Roland Barthes beinahe geschichtsphilosophisch, in einer Art negativen Teleologie, wenn er Bloys Aufhebung von etablierten Stilkonzepten mit dem Untergang der bürgerlichen Gesellschaft synchron setzt: »En cette fin de siècle bourgeois, la destruction du style ne pouvait peut-être se faire qu'à travers les excès du style.«²⁷ Stilkrise wird also überwunden durch Stilemphatik und das geht vor allem gegen damals populäre und in den kulturellen Salons und im Literaturbetrieb der bürgerlichen Gesellschaft so angesehene Autoren wie Anatole France, die Gebrüder Goncourt oder Émile Zola, die Bloy allesamt hasste. Da er auch literaturkritisch gegen diese Hauptvertreter des französischen Naturalismus vorging, verwundert es nicht, dass die Goncourts als Chronisten des Pariser Literatur- und Kulturlebens dessen Injurien nicht unbeachtet ließen und ihre Reaktion auch nutzten, um synchron mit dem literarischen Katholizismus abzurechnen:

– Ach! was für glühende Vorlieben für Schlitzohren bei den jungen Leuten vom »Petit Journal«, den jungen Leuten von »La Plume« und anderen schmutzigen kleinen Blättern der katholischen Kloake! Da singen sie dieses Loblied auf Bloy, auf diesen Schuft, diesen Schwindler, diesen Bettler mit Verriß in der Faust und stellen ihn als großen Literaten,

23 Heist: *Léon Bloy*, S. 712. Aufgrund dieser Eindrücke glaubt sich der Katholik Bloy im Land seiner Frau Jeanne im Exil zu befinden. Überzeugungsarbeit leistet er übrigens nicht, da er in dieser Tagebuchnotiz die dänischen Protestanten, ähnlich wie auch die Vertreter des wilhelminischen Preußen, als bereits verloren charakterisiert.

24 Barthes: *Léon Bloy*, S. 535. Eine deutsche Übersetzung des Essays findet sich in: Barthes: *Bloy*.

25 Barthes: *Léon Bloy*, S. 535.

26 Ebd.

27 Ebd.

großen Moralisten, großen Christen und göttlichen Schriftsteller des Wunderbaren dar. (Freitag, 7. November 1890).²⁸

Die Tagebuchschreiber reihen sich in den skatologischen Verriss ein und antworten Bloy (obgleich eher intim als öffentlich) in seiner Sprache, die damit auch zu einem Medium der ästhetischen Disputation wird. Mehr noch: Die Auseinandersetzung als wesentliche Konstituierungsform des ›literarischen Feldes‹ wird hier deutlich, ebenso die etwas zu kurz gegriffene Gleichsetzung von Katholizismus und Ästhetizismus bzw. Symbolismus, als dessen Organ die Zeitschrift »La Plume« lange Zeit galt. All das wurde mit ausgelöst durch Bloys zweijährige Mitarbeit bei dem Magazin und durch den kurzen Erfolg seines Roman-Hauptwerks *Le Désespéré* (1897). Aber auch ohne Bloy, mit dem der ältere Goncourt schon seit Jahren aneinandergerät, ist das Organ dem faktizistischen und sozialkritischen Naturalismus ein Dorn im Auge. Seine Verbindung mit dem Katholizismus trägt für Goncourt fast schon automatisch und zwingend den Vorwurf des Irrationalismus und des Reaktionären in sich.²⁹ Zu beachten ist das Aufseufzen zu Beginn der Textstelle. Es suggeriert Besorgnis und Frust! Interessant wäre es, den performativen Ablauf der Konflikte und Konstituierungsfaktoren des ›literarischen Feldes‹ mit den kommunikationstheoretischen Parametern von Paul Watzlawick zu bewerten, also: »Bestätigung, Verwerfung und Entwertung, das Ja, das Nein und die Ignoranz«,³⁰ wodurch literarische Debatten in Tagebüchern und Zeitschriften beeinflusst, hervorgerufen und vor allem

28 Goncourt/Goncourt: *Journal*, Bd. 9, S. 488.

29 Dieser Konnex wird auch später im Journal beibehalten. Vgl. ebd., S. 505: »– Ach! die Kritik! Vor ein paar Tagen erklärt Bloy in einem Artikel gegen Flaubert, beleidigend wie das Gegröle eines Höllensabbats, daß die Bücher von meinem Bruder und mir nur von Frisuren gelesen werden. Das ist der Ton der neokatholischen Kritik...« (Montag, 24. November 1890) Goncourt ist mal wieder beleidigt, weil ihm das durch und durch materialistische Kleinbürgertum und die Journaille als zentrale Rezipientengemeinde unterschoben wird. Für den Spiritualisten und Anti-Positivisten Bloy sind diese ein Ärgernis. Zugleich charakterisiert Goncourt Bloys Sprache ganz zutreffend. Sie ist in der Prosa allgemein polemisch (sowohl in der Erzählung als auch in der Kritik). Der apokalyptische Tonfall akzentuiert sich als Stilelement, das von Carl Schmitt und Ernst Jünger später bewundert wird. Diese Fehde zwischen Goncourt und Bloy, egal ob implizit-privat in den »Journaux« oder explizit-öffentlich im Feuilleton, bedeutet auch immer die Auseinandersetzung verschiedener Kunstanschauungen und Poetiken an der Schwelle zur Moderne. Die temporäre und sich kompetitiv begreifende Synchronizität der Ismen ist hierfür konstitutiv. Katholizismus vs. Materialismus? Symbolismus vs. Naturalismus? Die Tagebücher der Gebrüder Goncourt zeigen jedenfalls, wie das literarische Feld im Sinne Bourdieus funktioniert. Synchron stellen sie es dar bzw. beschreiben/ erfassen es, konstituieren es mit und sind auch ein Teil von ihm! Der Fäkalismus wird zum Arsenal der literarischen Fehde, da anscheinend alternative Varianten der Bezeichnung als inadäquat gelten, was wiederum die sprachtheoretische Äußerung Theodor Haeckers bekräftigt.

30 Watzlawick et al.: *Menschliche Kommunikation*, S. 72 f.

auch stilistisch gestaltet werden, was allerdings eine andere Ausgangslage erforderlich machen würde. Der entwertende Angriff qua Rhetorik sollte jedoch offensichtlich sein.

Obgleich Bloy den künstlerischen Charakter seiner Werke stets negiert hat und sich selbst nicht in die Position eines Künstlers verorten wollte, wie beispielsweise der von ihm bewunderte Baudelaire, bestimmt ihn sein prophetisches Selbstverständnis nach Barthes zu einem Antipoden gegenüber der Gesellschaft und rückt ihn eventuell damit auch in die korrektive Position der Avantgarden: »On touche ici à la veine essentielle de toutes les œuvres de Bloy: la séparation de l'écrivain et de sa société; qui est la bourgeoisie. Toutes les chroniques de Bloy dessinent une sorte de pandémonium de l'écrivain arrivé, c'est-à-dire prostitué à la bourgeoisie.«³¹ Ähnlich wie der eher sozialkritische Analytiker der Gesellschaft Flaubert sieht er das Übel »dans le bourgeois, le capitaliste«.³² Sein Pandämonium ist die Gesellschaft, karikiert in den *Auslegungen der Gemeinplätze* und in den *Diabolischen Geschichten*. Davon grenzt er sich ab, allein schon durch sein Evangelium der Armut, den prophetischen Gestus und die radikale Entweltlichung als Paradigma der eigenen Existenz. Für Bloy gilt nach Roland Barthes das Gleichungsverhältnis von Bürgertum und Dummheit. Das heißt

le bourgeois, c'est la bêtise; la vulgarité bourgeoise n'est sans doute que le signe d'un mal plus profond, mais l'écrivain est condamné à travailler sur des signes, pour les varier, les épanouir, non pour les déflorer: sa forme est la métaphore, non la définition. Le travail de Bloy a donc été de métaphoriser le bourgeois.³³

Um das Bürgertum in seiner Banalität, Vulgarität und in seinem Materialismus zu erfassen, arbeitet der Autor nach Roland Barthes eben nicht mit Begriffen und Epistemologie, die wohl gerade der bürgerlichen Gesellschaft als Ausdrucksmittel zuzurechnen sind, sondern mit Metaphorik. Er setzt an die Stelle von Wort und Begriff das Bild und lässt es damit bei der Beschreibung bzw. Umschreibung an Stelle der Definition.

Was bedeutet das nun für den literarischen Katholizismus? »Cette volupté invincible du langage« korrespondiert damit, dass Bloy »ait été furieusement catholique, qu'il ait injurié pêle-mêle l'Église conformiste et moderniste, les protestants, les francs-maçons, les Anglais et les démocrates«.³⁴ Diese Deckungsgleichheit, diese sich ergänzende Verzahnung von radikalem und unversöhnlichem Katholizismus (vor allem gegen die

31 Barthes: *Léon Bloy*, S. 534.

32 Ebd.

33 Ebd., S. 534f.

34 Ebd., S. 536.

Verbürgerlichung der Kirche gerichtet) und logorrhöischer Stil-Explosion, gilt es in den exemplarischen Interpretationen von Bloys Werken nachzuweisen, denn nur aus ihnen ist die wirklich multipel gegenüber sämtlichen Erscheinungsformen seines Zeitalters zu konstatierende Ablehnung festzumachen, die Kreuzer im Einleitungszitat dieser Arbeit bündig zusammenfasst. Die dort aufgeführte ›Kloake‹ ist für Léon Bloy zugleich apokalyptische Vision als auch Jetztzustand, den er bereits als das erreichte Ende immer wieder begreift – und dennoch vergeblich auf ihn wartet. In dem Erzählzyklus *Suer de Sang* (1893)³⁵ scheint dieser finale Zustand, die Auflösung der Menschheit in das Exkrement erreicht zu sein. Die Erzählung *Der Schlamm* aus dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 folgt der Tradition der allegorischen Codierung eines Weltszenarios, welches auf die Verdammnis verweist.

Während sich in der deutschen Literatur (Hugo Ball)³⁶ erst durch die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs eine literarisch produktive Rezeption neuer Dimensionen von Destruktions- und Relativierungserfahrungen (beispielsweise im Expressionismus August Stramms, Georg Trakls oder Franz Werfels) durchsetzt, findet derlei ansatzweise schon in der Thematisierung des Kriegs von 1870/71 in Frankreich statt. Vor allem Sprachenthusiasten wie der Preußen-Hasser Bloy nehmen die Erfahrung des modernen Massenkrieges und eine damit verbundene neue Ästhetisierung von Finalität, vorgeführt an Chaos, Ausscheidungen und versehrter Körperlichkeit, vorweg. Vielleicht ist es diese traumatische Erfahrung des verlorenen Krieges und des Untergangs des Zweiten Kaiserreichs, die dazu geführt hat, dass Autoren wie Léon Bloy bereits neue apokalyptische Bild- und Artikulationsformen für die Schrecken auch des zukünftigen Krieges und seiner Folgen entworfen haben,³⁷ um die Bedeutung der französischen Niederlage für das kulturelle Gedächtnis der Nation formalästhetisch erfassen zu können: Exemplarisch vorgeführt werden kann dieser Paradigmenwechsel an dem Untergangsszenario der Erzählung *Der Schlamm*, welche die metaphysische, materielle und existentielle Diffusion in einer

35 Bloy: *Blutschweiß*.

36 Zur Bloy-Rezeption durch den zeitweiligen Dadaisten und anderer katholischer Autoren in Deutschland vgl. die Dissertation von Mary: *Zwillingskristall aus Diamant und Kot* sowie für die gesamte Bewegung den umfangreichen Sammelband von Kühnmann/Luckscheiter (Hgg.): *Moderne und Antimoderne*.

37 Ähnliches findet sich beispielsweise auch in der literarischen Rezeption des amerikanischen Bürgerkriegs in den *Tales of Soldiers and Civilians* (1891) von Ambrose Bierce, der in seiner pikturalen Radikalität sich Bloys Bilderwelten annähert. Die durch den Krieg erlebte Erfahrung einer Zerrüttung der noch jungen Nation sucht sich ihr Ventil in den Gewaltphantasien der Erzählkunst von Bierce.

skatologischen Karnevaleske, um noch einmal an Bachtin zu erinnern, veranschaulicht. Der auf neue Weise versehrte und zu Dreck werdende Einzelkörper hat dort die Aufgabe, den Zerfall des französischen Selbstbewusstseins visionär zu reflektieren.

Der kulturelle Schock wird auf diese Weise eingefangen und zentripetalisiert, und die materialistische Weltanschauung manifestiert sich in ihrer ganzen Triebhaftigkeit und De-Spiritualisierung in der allegorisch-symbolischen Verschlüsselung des Schlammes, in welchem eine ganze Division, in ihren eigenen Exkrementen versinkend und zugleich mit liederlichen Dirnen kopulierend, untergeht:

Je mehr krepitierten, desto höher stieg der Schlamm. Wenn es wenigstens guter Schlamm gewesen wäre, Schlamm aus gesundem Lehm, angerührt von erbarmungslosen Meteoren! Aber kann man es wirklich wagen, das zu beschreiben, was diese Exkrementensauce tatsächlich war: eine Sauce, in der die Pocken- und Typhuskranken in die Entleerungen der Masse einmariniert waren? [...] Gleichwohl unternahm man es, sich in diesem Sumpf zu vergnügen. [...] Es gab auch Frauen – und was für welche! –, die von irgendwoher gekommen waren und die mit ihren Gärungsstoffen die allgemeine Fäulnis noch komplizierten. Es übertraf jede Vorstellungskraft, wenn man diese geschminkten und mit Schlamm bekleideten Wesen sah, wie sie sich in stinkenden Ecken mit unsauberen Frischlingen, an denen die ganze schwarze Flüssigkeit hinabtroff, paarten.³⁸

Hier wird die prophetische Untergangsvision antizipiert, welche sich dann auch im eingangs bereits zitierten Tagebucheintrag vom 18.10.1900 findet und wohl zugleich eine Art Synopse des vergangenen ersten Jahres des neuen Jahrhunderts durch den Autor darstellte. Wie auch in der späteren Notiz, beschwört Bloy auch an dieser Stelle eine Ekel- und Schockästhetik, wie sie sich in diesen apokalyptischen Ausmaßen vielleicht noch in den Gemälden Breughels, der Lyrik Baudelaires³⁹ und in den visionären Versen der Expressionisten findet. Die Welt wird hier auf beinahe manichäische Weise zur Hölle erklärt. Aufgrund der Verbindung des Szenarios mit einer promiskuitiven Sexualität und einer in der Allegorie Gestalt annehmenden Dominanz der Triebe, gehorcht Bloy ebenfalls der frühneuzeitlichen Verschmelzungssikonographie von Sexualität und Ausscheidung, mit einer deutlichen Affinität zum Aversiv-Pathologischen zwecks Diskreditierung der Welt an sich oder auch des preußisch-protestantischen Gegners im Krieg

38 Bloy: *Blutschweiß*, S. 106f.

39 Bloy gilt als großer Kenner und Verehrer der Werke Baudelaires und beruft sich in seinen Tagebüchern auch gerne auf Baudelaires Gedicht *Une charogne* (1857), um damit seine Einschätzung vom Zustand der sündigen Menschheit unter Hinzunahme eines literarischen Exempels benennen zu können. Ob es Baudelaire mit dem Bild des verwesenden Aases ebenfalls um die Diagnose eines Weltbildes, oder um die Fokussierung einer neuen modernen Ästhetik der Dissonanz ging, da diese Körperlichkeit in vornehmen Alexandrinern präsentiert wird, spaltet die Forschung bereits seit Jahrzehnten.

1870/71.⁴⁰ Dahinter verbirgt sich jedoch nicht so sehr eine negative Aufladung des Sexuellen, sondern vielmehr des Materiellen, welches Bloy in der kriegerischen Auseinandersetzung in aller Vehemenz durchbrechen sieht und vor allem verkörpert sieht am Eindringen der protestantischen Preußen in das Land Frankreich, welches von Bloy auch im späten 19. Jahrhunderts immer noch als jüngste Tochter der Kirche begriffen wird und in figurativen Mythologemen wie der heiligen Jeanne d'Arc eine Entsprechung findet.

Zugleich ist der Schlamm aber auch eine Anti-Utopie bzw. Dystopie, welche das Kriegsgrauen veranschaulicht. Sie zeigt den Endzustand einer zugleich dem Fortschrittswahn und der Triebhaftigkeit verfallenen Menschheit, die in ihrem eigenen Materialismus und ihrer Geistferne verschwindet und damit auch in Analogie zum eingangs zitierten Journaleintrag vom 18.10.1900 zu sehen ist, in welchem der Bourgeois sogar im eigenen Exkrement noch nach Erträgen zu suchen scheint. Dieses narrative Scheiß-Szenario aus *Sueur de Sang* findet bereits auch sein historiographisches Korrelat in Léon Bloys frühem Aufsatz über Marie Antoinette,⁴¹ welcher mehr darstellt als nur eine nostalgische Verklärung der Bourbonen-Dynastie. Bis hin zur symbolisch-allegorischen Schlamm-Phantasie zeichnet sich bereits im Essay von 1877 eine Antizipation dieser instrumentellen Skatologie zwecks Kulturkritik ab, die ihr ganzes Potential dem aversiven Effekt zuwendet:

In dieser Zeit liegen alle Seelen am Boden. Eine ganze Gesellschaft bäuchlings vor Gott, nicht etwa, um ihn anzubeten, sondern damit er vorbeigehe, ohne irgendjemanden zu berühren. [...] Nur war der Boden, auf den sich diese Gesellschaft ausstreckte und ihren Bauch fest in den Schlamm drückte, so durchnäßt, daß die drei oder vier Generationen, die diese Haltung angenommen hatten, sich nie wieder erheben konnten [...] und der Sieg Gottes zog weiter, um echte Herzen zu finden.⁴²

Die Allegorisierung der Welt als Schlammlandschaft hat also in der Bilderwelt Bloys eine gewisse Kontinuität. Hier wird sie in eine duale Konstruktion integriert: Die Assimilation der Menschen an den Schlamm vollzieht sich synchron mit ihrer Entfernung vom Allerhöchsten. Bloy sieht also im Bekenntnis zur Republik eine Desublimierung gegeben. Der Autor konstruiert eine Substitution, wenn »die Abschaffung der Adelsprivilegien [...] die Entstehung der Privilegien des Gesindels«⁴³ zur Folge hat, welches implizit

40 Gerade in gesellschafts- und sozialkritischen Zusammenhängen wird dieser rhetorische Gestus bis hin zur Gegenwartsliteratur immer wieder Verwendung finden, so auch beim österreichischen Nachkriegsautor Hans Lebert. Vgl. dazu Egyptien: *Sexualität und Weltvernichtung*.

41 Kürzlich erschien erstmalig in deutscher Übersetzung: Bloy: *Marie Antoinette*.

42 Ebd., S. 17.

43 Ebd., S. 20.

dem Schlamm zugerechnet wird, der für Bloy auch in der späteren Kriegserzählung und im Tagebucheintrag eine Endzeitkatastrophe ausdrücken soll. Diese finden ihre realen Ausdrucksformen im Materialismus und im Laizismus, die für Bloy untrennbar »unter der blutigen Maske einer transzendentalen Rhetorik«⁴⁴ aufzufinden sind. Mit anderen Worten: Bloys skatologische Rhetorik beklagt die Folgen der Aufklärung und der idealistischen Transzendentalphilosophie, die für ihn in das fortschrittsoptimistische 19. Jahrhundert geführt haben, dem er sich bekanntlich auch in der Abkehr vom Naturalismus Zolas verweigert.

Wie später der reumütige Ex-Dadaist Hugo Ball in seinem Aufsatz *Die Folgen der Reformation* (1924), erstellt Bloy eine teleologische Linie von der Aufklärung bis hin zum Grande Terreur der Jakobiner, wenn er schreibt: »Der Affe ist das ausgesuchte Lieblingstier des 18. Jahrhunderts. [...] Dieser Affe ersetzt unseren Herrn Jesus Christus und klettert auf jeden Altar. Unter dem Namen Voltaire ist er die vorletzte Verkörperung des Moloch und seine letzte Wandlung bevor er zu Robespierre wird.«⁴⁵ Bloy greift hier aufklärungsskeptische Gedanken von Autoren der Gegenrevolution wie Juan Donoso Cortés⁴⁶ oder Joseph de Maistre auf und lässt sie in seiner exkrementalen Endzeitvision rhetorisch Gestalt annehmen, in der sich alles »in eine unreine Melasse verwandelt [...] oder in die nächste Kloake des humanitären und melancholischen Diabolismus Rousseaus«.⁴⁷ Ohne transzendente Letztbegründbarkeit kann sich für Bloy nämlich kaum eine Ethik halten. Die Substitution der christlichen Morallehre durch den säkularen Humanismus wird in Bloys geschichtsphilosophischem Modell als gewaltiger Verlust begriffen, als dessen letztendliche Folge die Allegorie von der Welt als Schlamm und Abort stehen wird.

Die Erklärung für Bloys kämpferische Hybris bestätigt auch Heist: »Von den Prophezeiungen von La Salette (1846) leitete Bloy die Überzeugung ab, daß wir an der *Schwelle der Apokalypse* (Titel seines vorletzten Tagebuchs) stehen. Aus dieser Überzeugung aber entwickelten sich Richtung und Stil seines gesamten christlichen Kampfes«,⁴⁸ und nicht aus einer neurologischen oder psychotischen Erkrankung, wie es mitunter eine verharmlosende Bloy-Exegese zu vermitteln versucht und damit zugleich die Sucht des Kritikers bestätigt, permanent Bedeutungen zu implizieren. Für Heist

44 Ebd., S. 24.

45 Ebd., S. 18.

46 Im katholischen und neoabsolutistischen Spanien galt Voltaire beispielsweise auch als Erzketzer.

47 Bloy: *Marie Antoinette*, S. 18f.

48 Heist: *Léon Bloy*, S. 716.

steht Bloy am Beginn des monströsen Totalitarismus als ein bewußtes christliches Monstrum; als solches hat er sich geschaffen und gewollt, und jede psychologische Deutelei und jeder Versuch einer differenzierenden moralischen Beurteilung seiner Erscheinung verlieren angesichts dieses entscheidenden Faktums ihren Sinn.⁴⁹

Damit besteht wieder eine Nähe zu den ebenfalls radikalen Avantgarden in ihrer dezisionistischen Ausrichtung und der Kultivierung einer Idee des Unbedingten. Auch sie haben einen mitunter absoluten Anspruch und dieser ist nicht einfach weg zu psychologisieren. Vielmehr werden sie dadurch zum intrasystemischen Korrektiv innerhalb des Kulturbetriebs, der verbal mit Kot und Schlamm zu reinigen ist. Denn dieser verbale Unflat ist für Bloy die angemessene sprachliche Politur. Die Behaftung der Feindbilder mit wirkungsmächtigen Attributen des Ekels dient also der Veranschaulichung von Aversion, die sich wiederum in einer möglichst authentischen und unverfälschten Sprache zu artikulieren hat und – dank Beschreibung – auch auf der rezeptiven Ebene synästhetisch mehrere Sinne berührt: Olfaktorik, Visualität und Geschmack geben einander die Hand.⁵⁰

Diese Sinneseindrücke werden ästhetisch suggeriert. Das lässt sich schon daraus ablesen, dass sich Bloy an traditionellen Form- und Gestaltungsparametern der Grobianismen und des Grotesken orientiert. Einige Jahrzehnte später wird der schwäbische Konvertit Theodor Haecker genau damit seine Auseinandersetzungen mit den europäischen Totalitarismen vollziehen und rechtfertigen. Schimpf und Schande werden zu den einzig gemäßen Ausdrucksformen gegenüber schandhafter Politik und destruktiver Ideologie. Abschließend soll daher noch einmal ein kurzer Blick auf Haeckers Verwendung einer malediktorischen Sprache geworfen werden, zumal dieser Autor ja auch die eigentliche Begründung für eine solche Rhetorik auf einer sprachtheoretischen Ebene bezüglich des Problems der adäquaten Bezeichnung argumentativ geliefert hat. Anders als mit Schimpfworten ließe sich laut Haecker der gewählte Gegenstand nicht angemessen erfassen.

3. Christliche Skatologie vs. Brauner Dreck: Theodor Haecker

Der Hecker ist eine wild und einsam lebende Species Steinbock, mit dem nicht zu spaßen ist. Ausbrüche seiner Wildheit wechseln mit gelegentlicher erstaunlicher Sanftheit und ist als solches ganz unberechenbar. Manchmal erstaunt die Geduld, mit welcher dieses wilde, starkbewaffnete Tier gefoppt zu werden verträgt, aber das ist selten. Denn mit den allermeisten Tieren unserer Fauna lebt der Hecker in erklärter grimmiger Feindschaft

49 Ebd., S. 721.

50 Phänomenologisch gesehen sind es auch die Eintrittspforten für aversive Rezeption. Vgl. Kolnai: *Ekel, Haß, Hochmut*.

und spießt sie, gibt sich die kleinste Gelegenheit, mit großer Gewandtheit, wie sie nur solche Kraft verleiht, auf sein stahlhartes, spitziges Geweih, wobei es ein wohlartikulierte Gebrüll oder melodisches Gegrunze ausstößt, daß man meinte, es empfinde ein Wohlbehagen an seiner Lust.⁵¹

In seinem literarischen *Bestiarium* scheint sich der Wiener Schriftsteller Franz Blei vor allem auf die Sprache Theodor Haeckers zu beziehen. Anders ließen sich gewisse Attribuierungen gewiss nicht erklären. »Gegrunze« ist gewiss kein Kennzeichen von Hochsprache; »wohlartikulierte Gebrüll« lässt aber dennoch auf eine kalkulierte Wahl bestimmter Worte und Formulierungen schließen. Und das Verhalten des Steinbocks impliziert beinahe automatisch Widerspenstigkeit und Renitenz, was dem ekphrastisch zu erfassenden Autor Haecker die Fähigkeit zur Provokation zubilligt. Das Aufspießen der Gegner könnte sich daher auch auf die durch Verve und Kraft hervorgebrachte Formulierung beziehen. Theodor Haecker selbst weist ja auch in einer Art Meta-Aphorismus in seiner 1922 publizierte Streitschrift *Satire und Polemik* darauf hin, dass »der Aphorismus eine Gattung der Sprachkunst ist, unterworfen also wie jede Kunst einem Gesetz der Form, von dem sie sich frei macht allein durch dessen Erfüllung«. ⁵² Das ist herrlich dialektisch gedacht! Zugleich wird damit nicht nur das aphoristische sondern auch das skatologische Schreiben erfasst. Es gehorcht gewissen rhetorischen und formalen Paradigmen, indem es diese performativ, also im Vollzug des Schreibens bzw. der Äußerung unterläuft. Und Haecker unterläuft eine Vielzahl an Formen, wobei diese nicht auf literarische beschränkt sind, sondern vielmehr die diskursiven Machtpotentiale betreffen, unter denen sich die Schriftsteller in den Dreißiger und Vierziger Jahren zu entfalten versuchten.

Dass sich Haecker dabei, ob nun gegenüber preußischem Militarismus, protestantischem Liberalismus, demokratischer Massengesellschaft und schlussendlich gegenüber eliminatorischem Nationalsozialismus stets als ein ›defensor ecclesiae‹ verstanden hat, würde ihn auch in die Nähe des skatologischen Rigorismus eines Léon Bloy rücken. In seinen heimlich verfassten *Tag- und Nachtbüchern* gibt der Philosoph und Schriftsteller Haecker auch eine Begründung für den verbalen Ausfall, die sich weitgehend mit dem linguistischen Parameter der Bezeichnung deckt, welcher bereits in den einleitenden Passagen aufgenommen wurde. In der 114. Notiz wird der mit Schimpf und Schande zu bezeichnende Gegenstand konkret benannt:

Die Verbindung, Verquickung, Verfilzung der eigenen, niedrigen Interessen mit den hohen, vitalen des öffentlichen Lebens ist wohl nie zuvor unbewußt und bewußt einer Partei so

51 Steinhövel [Blei]: *Bestiarium Literaricum*, S. 54f.

52 Haecker: *Aphorismen*, S. 461.

sehr gelungen, wie dieser. Die Lösung ist in der Tat eine übermenschliche Aufgabe. Nur der Krieg, der wohl immer etwas von einem Gottesurteil an sich hat, kann es tun. Vielleicht.⁵³

Der Sprachkritiker Haecker sieht sich als Teil dieser Lösung. Um diese Verfilzung aufzusprengen, bedarf es der eruptiven Sprache, die den Gegenstand mit den ihm inhärenten Ingredienzien benennt, um Klarheit zu schaffen. Die Theorie des Schimpfworts findet in ihrem bereits zitierten Aphorismus auch ihr Ziel: »Weil das so ist, behaupte ich, daß es heute in Deutschland eine literarische Sau gibt von Dimensionen, die sogar heute selten sind. Eine Sau mit drei S.S.S., also eine S.S. Sau ehrenhalber. Noch dazu eine alte Sau.«⁵⁴ Eine eindeutige Bezugnahme auf einen möglichen Adressaten dieser Titulatur ist laut Kommentar an dieser Stelle nicht zu verifizieren, aber das ist auch nicht relevant. Entscheidend ist die Suche nach einer rhetorischen Übereinstimmung von Form und Inhalt innerhalb der polemischen Praxis. Obgleich im Verborgenen gehalten und jederzeit die Entdeckung der Manuskripte durch die Gestapo fürchtend, schreibt der Diarist in seinen Aufzeichnungen vehement gegen etwas an:

Vielleicht haben die Deutschen durch ihren Abfall sich selber zu einer geistigen Sackgasse gemacht. Bis hierher und nicht weiter! Eine sture Wand – vor ihr blüht noch etwas Musik, etwas Wald- und Wiesenlyrik, etwas Familienliebe und funktioniert vor allem Beamten- und Arbeiter und am furchtbarsten – Soldatentüchtigkeit.⁵⁵

Ergo: Haecker konstatiert eine Inkongruenz zwischen der Mauer und der bürgerlichen Gesellschaft davor. Die mit ihr kulturhistorisch verbundene Zerstreuungs- und Erbauungslyrik ist daher nicht der angemessene Tonfall, um gegen die Abfallmauer anzusingen. Dieser bedarf des Ansturms in Form der Schreie, was auch wiederum an Bloys Reanimation der prophetischen, klagenden und apokalyptischen Rede erinnert, die sich bei ihm skatologisch exprimiert. Und er scheint sich auch um theologische Rechtfertigung für die verbalen Anstürme gegen die Drecksmauer zu bemühen. Nur wenige Tage später erfolgt dies über die Relativierung eines allzu vermenschlichten Gottesbildes, auch unter Rekurs auf Bloy, welcher die bourgeois-verharmlosende Rede vom lieben Gott ebenfalls stark kritisiert hat:

Für *bondieuserie* (Bloy) haben wir kein Wort, wir müßten denn *Gottlieberei* sagen. Aber die Sache haben wir. Gott ist immer schrecklich und furchtbar, wiewohl Er die Liebe ist. Er ist gar nicht so lieb, wie welt- und gottfremde Konventikel ihn erträumen. Es wäre schrecklich, wenn Er so wäre.⁵⁶

53 Haecker: *Tag- und Nachtbücher 1939–1945*, S. 39.

54 Ebd., S. 57.

55 Ebd., S. 55.

56 Ebd., S. 91.

Aus diesem Gottesverständnis ergibt sich bisweilen auch die Radikalität der Sprache Haeckers, worauf bereits Karin Masser in ihrer Innsbrucker Dissertation hingewiesen hat.⁵⁷ Ein stärkeres Argument für die Selbstinszenierung als Maledictor kann der Gottesstreiter auf einer auktorialen und legitimistischen Ebene auch gar nicht bringen.⁵⁸ Wenn selbst Gottvater aus Liebe Schreckliches tut, kann auch sein Defensor nicht lieb sein.⁵⁹ Das im Einleitungszitat verwendete Beispiel des Verhaltens Jesu gegenüber den Pharisäern bestätigt die These von der Selbstrechtfertigung beider Autoren gegenüber der Verwendung von quasi sakraler Skatologie. Das Skatologische wird zu einem performativ-exorzistischen Gestus gegenüber einer als ungenügend empfundenen säkularen Gegenwart erhoben. Dem Banalen und Brutalen wird mit Banalität geantwortet, fast als ob dadurch eine immanente Selbstaufhebung des Säkularen erzeugt werden sollte.

Literaturverzeichnis

- Bachtin, Michail M.: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Hg. Renate Lachmann. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987.
- Ball, Hugo: *Die Folgen der Reformation. Zur Kritik der deutschen Intelligenz*. Hg. Hans Dieter Zimmermann. Göttingen: Wallstein 2005.
- Barthes, Roland: *Sade, Fourier, Loyola*. Übers. Maren Sell, Jürgen Hoch. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974.
- Barthes, Roland: *Léon Bloy*. In: ders.: *Œuvres complètes*. Hg. Éric Marty. Tome IV: 1972–1976. Paris: Éds. du Seuil 2002, S. 533–536.
- Barthes, Roland: *Bloy*. In: ders.: *Das Rauschen der Sprache (Kritische Essays IV)*. Übers. Dieter Hornig. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005, S. 219–222.
- Battafarano, Italo Michele: *Literarische Skatologie als Therapie literarischer Melancholie: Johann Beers »Der Berühmte Narren-Spital«*. »Simpliciana« 13 (1991), S. 191–210.
- Bloy, Léon: *Tagebücher. 1892–1917*. Hg. u. Übers. Peter Weiß. Wien, Leipzig: Perlentaucher 2008.
- Bloy, Léon: *Blutschweiß. Sueur de Sang (1870–71)*. Übers. Alexander Pschera. Berlin: Matthes & Seitz 2011.
- Bloy, Léon: *Marie Antoinette. Ritterin des Todes – Der Misthaufen aus Lilien – Der schwarze Prinz*. Hg. u. Übers. Alexander Pschera. Wien, Leipzig: Karolinger Verlag 2017.

57 Vgl. Masser: *Theodor Haecker*.

58 Ausführlicher und systematischer durch Haecker ausgearbeitet als in den aphoristisch geformten Notationen findet sich dieses Verhältnis in dem Aufsatz von Haecker: *Der katholische Schriftsteller und die Sprache*.

59 Bereits zwanzig Jahre zuvor nimmt Haecker diese Haltung in *Satire und Polemik* vorweg: »Ich habe keine Ruhe, ich räume alles weg, verbrenne alles, bis ich auf den Liebenden stoße und auf den Ergriffenen.« (S. 154) Haecker orientiert sich damit – ähnlich wie Léon Bloy – am Gestus und Selbstverständnis des lärmenden und auf die Eschatologie verweisenden Propheten.

- Bourdieu, Pierre: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Übers. Bernd Schwibs, Achim Russer. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001.
- Goncourt, Edmond de; Goncourt, Jules de: *Journal – Erinnerungen aus dem literarischen Leben – 1851–1896*. Hg. Gerd Haffmans. Leipzig: Gerd Haffmans bei Zweitausendeins 2013.
- Egyptien, Jürgen: *Sexualität und Weltvernichtung. Zur poetischen Funktion des skatologisch-sexuellen Komplexes in Hans Leberts Werk*. In: Hans Lebert. Hgg. Gerhard Fuchs, Günther A. Höfler. Wien, Graz: Droschl 1997, S. 171–200.
- Einfalt, Michael: *Nation, Gott und Modernität. Grenzen literarischer Autonomie in Frankreich 1919–1929*, Tübingen: Niemeyer 2001.
- Gauger, Hans-Martin: *Das Feuchte & das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache*. München: C. H. Beck 2012.
- Gide, André: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*. Hgg. Hans Hinterhäuser, Peter Schnyder, Raimund Theis. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1990.
- Haecker, Theodor: *Satire und Polemik*. Innsbruck: Brenner-Verlag 1922.
- Haecker, Theodor: *Der katholische Schriftsteller und die Sprache. Mit einem Exkurs über Humor und Satire*. In: *Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth*. Hgg. Max Ettlinger, Philipp Funk, Friedrich Fuchs. München: Kösel 1927, S. 151–194.
- Haecker, Theodor: *Aphorismen*. In: ders.: *Satire und Polemik – der Geist des Menschen und die Wahrheit*. München: Kösel 1961, S. 461–499.
- Haecker, Theodor: *Tag- und Nachtbücher 1939–1945*. Hg. Hinrich Siefken. Innsbruck: Haymon 1989.
- Heist, Walter: *Léon Bloy – das christliche Monstrum*. »Neue deutsche Hefte: Beiträge zur europäischen Gegenwart« 6 (1959/60), S. 706–721.
- Kolnai, Aurel: *Ekel, Haß, Hochmut. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- Kreuzer, Helmut: *Die Boheme. Beiträge zu ihrer Beschreibung*. Stuttgart: J.B. Metzler 1968.
- Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Übers. Reinold Werner. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.
- Kuffer, Jean-Louis: *Bouche d'or et langue de bois. Sur l'Exégèse des lieux communs de Léon Bloy*. In: *Léon Bloy*. Hg. Michel Aubry. Lausanne: L'Age d'Homme 1990.
- Kühlmann, Wilhelm; Luckscheiter, Roman (Hgg.): *Moderne und Antimoderne. Der Renouveau catholique und die deutsche Literatur. Beiträge des Heidelberger Colloquiums vom 12. bis 16. September 2006*. Freiburg im Breisgau, Berlin, Wien: Rombach 2008.
- Lautréamont: *Das Gesamtwerk*. Übers. Ré Soupault. Reinbek/H.: Rowohlt 1996.
- Mary, Caroline: *Zwillingskristall aus Diamant und Kot. Léon Bloy in Deutschland*. Berlin: Matthes & Seitz 2009.
- Masser, Karin: *Theodor Haecker. Literatur in theologischer Fragestellung*. Frankfurt/M., Bern, New York: Peter Lang 1986.
- Melters, Johannes: »Ein fröhlich gemüt zu machen in schweren zeiten...« *Der Schwankroman in Mittelalter und früher Neuzeit*. Berlin: Erich Schmidt 2004.
- Menninghaus, Winfried: *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.
- Nussbaum, Martha C.: *Politische Emotionen. Warum Liebe für Gerechtigkeit wichtig ist*. Übers. Ilse Lutz. Berlin: Suhrkamp 2014.
- Otten, Henrique Ricardo: *Die ›Rettung des Politischen‹. Bemerkungen zum Verhältnis von Katholizismus und Antibürgerlichkeit in der Weimarer Republik*. In: *Der Aufstand*

- gegen den Bürger. *Antibürgerliches Denken im 20. Jahrhundert*. Hgg. Günter Meuter, Henrique Ricardo Otten. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 85–112.
- Pittrof, Thomas: *Literarischer Katholizismus als Forschungsaufgabe: Umrisse eines Forschungsprogramms*. »Literaturwissenschaftliches Jahrbuch« 48 (2007), S. 373–394.
- Siefken, Hinrich (Hg.): *Theodor Haecker 1879–1945*. Marbach: Deutsche Schillergesellschaft 1989 (Marbacher Magazin 49).
- Soupault, Ré: *Über den Autor und sein Werk*. In: Lautréamont: *Das Gesamtwerk*. Übers. Ré Soupault. Reinbek/H.: Rowohlt 1996, S. 311–350.
- Steinhövel, Peregrin [d.i. Franz Blei]: *Bestiarium Literaricum das ist: Genaue Beschreibung Derer Tiere des Literarischen Deutschlands*. München (Privatdruck) 1920, S. 54f.
- Vieregg, Hildegard K.: *Theodor Haecker. Christliche Existenz im totalitären Staat*. In: *Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert*. 39 Porträts. Hg. Hans-Rüdiger Schwab. Kevelaer: Butzon & Bercker 2009, S. 117–135.
- Voß, Torsten: *Superbia. Von der Verdammung zur eigenen Attitüde – Hochmut und Stolz in der katholischen Literatur der Jahrhundertwende*. In: *Superbia – Hochmut und Stolz in Kultur und Literatur*. Hgg. Bozena Anna Badura, Tillmann Kreuzer. Gießen: Psychosozial-Verlag 2014, S. 87–112.
- Voß, Torsten: *Polemik und Grobianismen wider den Ungeist? Theodor Haeckers aphoristische Performanzen gegen den Totalitarismus*. »Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv« 36 (2017), S. 93–115.
- Wacker, Bernd: *Die Zweideutigkeit der katholischen Verschärfung – Carl Schmitt und Hugo Ball*. In: *Die eigentlich katholische Verschärfung... Konfession, Theologie und Politik im Werk Carl Schmitts*. Hg. Bernd Wacker. München: Fink 1994, S. 123–145.
- Watzlawick, Paul; Janet H. Beavin; Don D. Jackson: *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. 3. Aufl. Bern: Hans Huber 1972.

Tanja Angela Kunz | Humboldt-Universität Berlin, kunztana@cms.hu-berlin.de

Die Moral der *Abwässer*

Emil Staigers Kloakenschelte und Hugo Loetschers Antizipation einer ironischen Gleichung

Aus heutiger Perspektive ist der Zürcher Literaturstreit die Inszenierung des Verhältnisses von Ästhetik und gesellschaftlichem Bewusstsein am Kulminationspunkt einer Revolte.

Am 17.12.1966 erhielt der »Stargermanist«¹ der Nachkriegsjahre Emil Staiger den *Literaturpreis* der Stadt Zürich und entfachte mit seiner Festrede eine vehemente Kontroverse, an der sich zahlreiche zeitgenössische Autoren und Journalisten über die Grenzen der Schweiz hinaus beteiligten.² Als Inszenierung lässt sich der Streit rückblickend insofern bezeichnen, als er zwar in seiner weitreichenden Konsequenz für den Initiator Emil Staiger unabsehbar war, im darin verwendeten Vokabular und dem über weite Strecken auf der persönlichen Ebene angesiedelten Verlauf jedoch typische Merkmale einer Polemik aufweist. So bemerkt Bruno Schärer

Der Beitrag analysiert den Zürcher Literaturstreit aus der Perspektive einer sich an skatologischem Vokabular entzündenden Polemik. Das provokatorische Potenzial der Fäkalanschuldigungen erweist sich als Vorbote der revolutionären Umbruchsphase 1967/68, in welcher das Exkrement zum Mittel der Subversion gegen traditionelle Werte und Autoritäten wird. Mit Blick auf die – in ihrem Kunstbegriff exemplarischen – Extrempositionen von Emil Staiger und Theodor W. Adorno wird der Roman *Abwässer* (1963) des Schweizer Autors Hugo Loetscher untersucht, den dieser als Referenzbeispiel der von Staiger Ende 1966 pauschal verurteilten »Kloakenliteratur« in den Streit eingeschrieben hatte.

1 *Emil Staiger und seine berühmt berüchtigte Rede.*

2 Der Streit wurde rasch dokumentiert, die Feuilletonbeiträge bereits im zweiten Quartal 1967 in »Sprache im technischen Zeitalter« (»Spritz« 22); eine Kommentarausgabe folgte ebd. 1968 (»Spritz« 26). Für einen Überblick über den Streit vgl. Jaekle: *Der Zürcher Literaturschock.*

bereits am 13.1.1967 in der »Weltwoche«, der Streit um die Rede Staigers sei »ins Stadium der Anpöbelelei getreten«.³

Stein des Anstoßes in Staigers Rede war sein Anprangern der »Scheußlichkeiten großen Stils und ausgeklügelten Perfidien« in der zeitgenössischen Literatur und seine Forderung nach einer sittlichen Gesinnung der Kunst.⁴ In diesem Zusammenhang fragt er sowohl nach dem Nutzen von Literatur als auch nach ihrem Sinn für die Gemeinschaft. Er stellt in Aussicht, dass kanonwürdig und tradierungsfähig einzig sei, »wer sich zu einer dauerhaften Ordnung bekennt«, und dieser »wird sich auch zu den sittlichen Grundbegriffen bekennen müssen, die da heißen: Gerechtigkeit, Wahrheit, Maß«. Staiger beruft sich mit dieser Forderung wesentlich auf klassische Formen der ästhetischen Erziehung des Menschen: Das Schöne und das moralisch Gute bilden darin einen engen Verbund mit gemeinsamer Ausrichtung auf die Glückseligkeit des Menschen.⁵

Ein Tondokument von Staigers Rede im Zürcher Schauspielhaus⁶ belegt, dass er mit seinen Vorwürfen die Meinung des Publikums durchaus spiegelte. Bei den Anschuldigungen Staigers blieb dieses ruhig, kommentierte ausgewählte Stellen sogar mit Beifall und Lachen. So wurde z.B. die folgende Stelle mit Applaus bedacht: »Fehl am Platz ist demnach, ebenso wie der Respekt vor der Kunst an sich, die heute so weit verbreitete, echt spießbürgerliche Befürchtung, als unmodern verschrien zu werden.« Mit Lachen wird die Rede von der »Legion von Dichtern« kommentiert, »deren Lebensberuf es ist, im Scheußlichen und Gemeinen zu wühlen« und die »zu ihrer Rechtfertigung vorbringt«, diese »seien wahr, sie [die Dichter] zögen die unbarmherzige böse Wahrheit der schönen, tröstlichen Täuschung vor«. Und mit Lachen und Applaus wird die viel zitierte Stelle bedacht: »Wenn solche Dichter behaupten, die Kloake sei ein Bild der wahren Welt, Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit, so frage ich: In welchen Kreisen verkehren sie?«

Zwar zeigte sich das Publikum auf Staigers Seite, mit seinen Anschuldigungen brachte er jedoch eine ganze Autorengeneration gegen sich auf. Es folgte ein »Literaten-Aufgeheule und -Aufgejaule«,⁷ das mit der harschen Replik von Staigers Freund Max Frisch Fahrt aufnahm. Denn Frisch beklagte nicht nur eine unlautere Polemik aufgrund von Anonymität und Pauscha-

3 Schärer in: »Spritz« 22, S. 141.

4 Dieses und die folgenden Zitate: Staiger: *Literatur und Öffentlichkeit* (NZZ).

5 Vgl. z.B. Schiller: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, S. 7 u. 49.

6 Staiger: *Literatur und Öffentlichkeit* (Tondokument).

7 [Anonym] in: »Spritz« 22, S. 146.

lisierung, sondern führte auch den Faschismusvorwurf gegen Staiger ins Feld.⁸ Werner Weber warf daraufhin Frisch »intellektuelle Unredlichkeit«⁹ vor, was jener implizit Staiger vorgeworfen hatte, während wiederum Bruno Schärer denselben Vorwurf gegen Weber wendete und stattdessen davon spricht, Frisch hätte mit seiner Replik »Verantwortung übernommen«.¹⁰ Der Streit verlagert sich unmittelbar auf die persönliche und auf die moralische Ebene und konzentriert sich rasch auf die Rhetorik der Streitenden.

Auf die literarische Produktion und die zeitgenössischen Autoren indes hatte der Streit eine Staigers Intention entgegengesetzte Wirkung. Friedrich Dürrenmatt bemerkte beispielsweise 1968 in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Züricher Kunstpreises an Varlin: »[D]ie Rede [...] [hatte] die Wirkung, daß nun jeder Schriftsteller der unsittlichste sein möchte.«¹¹ Und Hugo Loetscher betont rückblickend in einem Interview: »Das war unter uns fast so, als wäre ein Ehrgeiz ausgebrochen, damit gemeint zu sein. Also es war eigentlich ein Adelsausweis zu den Getadelten zu gehören.«¹² Tatsächlich schreibt Loetscher eines seiner Werke aus den frühen 60er Jahren als Referenzbeispiel in Staigers anonyme Kloakenliteraturschelte ein: »Ich selber hatte mit einem Buch wie *Abwässer* die Chance, recht nahe bei der gezeißelten Kloakenliteratur zu sein.«¹³ Den zugehörigen Autorenzwist hat Dürrenmatt in der zitierten Rede von 1968 überliefert:

Den berühmten Satz des letztjährigen berühmten Preisträgers: »Wenn solche Dichter behaupten, die Kloake sei ein Bild der wahren Welt, Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren ungeschminkten Menschheit, so frage ich: In welchen Kreisen verkehren sie?« bezog Hugo Loetscher irrtümlicherweise auf sich. Er wies auf seinen Roman »Abwässer« hin. Hugo Loetscher irrt. Der Satz ist ausschließlich auf mich gemünzt. Ich habe in Frau Nomsen eine Repräsentantin der wahren, ungeschminkten Menschheit geschaffen, die nicht nur Abortfrau ist, sondern auch Kupplerin.¹⁴

Bereits an diesem Zitat zeigt sich, dass der Streit vorrangig am Kloakenvorwurf entbrennt; denn inhaltlich präsentierte die Rede Staigers erstaunlich wenig Neues.

8 Staiger war für kurze Zeit (1932–1934) in die »Nationale Front der Schweiz« eingetreten und hatte mit seinem Aufsatz *Dichtung und Nation – Eine Besinnung auf Schiller* (1934) »einen Ausflug in die Welt des Politischen unternommen«, bereits 1935 jedoch kritisierte er in seiner Antrittsvorlesung die Geisteshaltung in Deutschland und hielt seitdem an der Trennung zwischen Literatur und Politik fest (Ricketts: *Emil Staiger*, S. 57).

9 Weber in: »Spritz« 22, S. 125.

10 Schärer in: »Spritz« 22, S. 143.

11 Dürrenmatt in: »Spritz« 26, S. 89.

12 Vgl. *Emil Staiger und seine berühmt berüchtigte Rede*.

13 Vgl. ebd.

14 Dürrenmatt in: »Spritz« 26, S. 89.

Staigers Wiederholung als unerwartete Provokation

In *Der Zeitgeist und die Geschichte* von 1964 beklagte Staiger bereits die Präferenz für moderne Schriftsteller bei der zeitgenössischen Jugend,¹⁵ gäbe es doch in dieser Literatur »kein gültiges, kein das Antlitz der Welt verwandelndes, eine neue Gemeinschaft stiftendes Meisterwerk«. ¹⁶ Stattdessen sei das einzige darin erscheinende Gemeinschaftsgefühl die Angst:

[D]er Mensch [wird] gerade in seiner Vereinzelung aufgesucht, in dem, was wesentlich nicht zum Maß und nicht zum Vorbild werden kann, so daß wir uns fragen: Wen gehen solche Darstellungen an? [...] Was soll mir der Raritätenkasten von toxischen Exaltationen, Perversionen, Kriminalistik? Der Ekel am Alltäglichen, die Langeweile mag auf solche Speise angewiesen sein, vielleicht noch, wenn es hoch kommt, eine tiefere gramerfüllte Sympathie mit der Einsamkeit überhaupt. Dies alles aber widersteht jenem Sinn der Kunst, den jedes schlichte Bild auf einem Altar bezeugt und jedes Lied, das früher auf den Wegen des Volkes klang.¹⁷

Von Exaltationen und Perversionen war also bereits hier die Rede. Ebenso kritisiert Staiger wie im Zürcher Beitrag, dass vielfach »[d]er Neugier, der Lust am Absonderlichen und Abstrusen [...] keine Grenzen gesetzt« seien, so »daß uns ein Schwindel befällt und alles Menschenwesen ins Schwanken gerät«. ¹⁸ Im Gegenzug ist es Staigers Ziel »unbeirrt die höchsten Begriffe der Kunst zu bewahren oder zurückzugewinnen«. ¹⁹ Die wesentlichen Bezugsgrößen Staigers sind Antike und Klassik. Sein Schüler Peter von Matt erklärt Staigers Sicht auf die deutsche Literatur als einen »Prozess von Aufstieg und Niedergang«, der auf Goethe und Schiller zulief »und von diesem strahlenden Hochplateau wieder weg, hinunter, durch letzte besonnte Täler, einer wüsten Tiefe entgegen.« ²⁰ Seine Kritik an der Strömung der Avantgarde verdeutlicht die Ansicht, dass die Differenz zu moderner Literatur in ihrer fehlenden Ausrichtung auf eine Verbesserung des Menschen und der Welt liege:

Sie wollen uns glauben machen, ein scheußliches und verzerrtes Gemälde des Lebens sei wahrer als ein erhebendes, wie wenn es nicht noch immer Adel, Opfermut und Hochsinn gäbe. Sie schärfen uns ein, daß heute anderes wirklich sei als vor Jahrhunderten in Athen und Rom und Weimar, und wissen nicht, daß ein schöpferisches Vertrauen vom Menschen zum Menschen waltet, daß unser wirkliches Wesen sich in hohem Grade nach dem bestimmt, was der nächste von uns erwartet und hofft, daß also die Güte – sagen

15 Vgl. Staiger: *Geist und Zeitgeist*, S. 10.

16 Ebd., S. 55.

17 Ebd., S. 45.

18 Ebd., S. 43.

19 Ebd., S. 54.

20 Matt: *Hingerissen und erbittert*.

wir ganz altmodisch sogar: die Tugend feiern die Tugend heraufbeschwören heißt, wie umgekehrt das Wühlen im Niedrigen und Gemeinen Gemeines weckt.²¹

Vom Scheußlichen, vom Wühlen im Niedrigen und Gemeinen ist demnach bereits 1964 die Rede. Und in *Die Kunst in der Fremde der Gegenwart* schreibt Staiger, es ginge ihm um »die Mitte des Kunstgerechten«,²² die jeder wahren Kunst eigen sei: »in der wahren Kunst geht das vergängliche, mannigfaltige Leben auf in einer göltigen Ordnung. Das Unberechenbare und Beliebige fügt sich dem Gesetz, das einer Epoche ihr Gepräge gibt.«²³ Dem entgegen stünden die »esoterischen Erzähler[] unserer Tage, die nicht nur in ihrer Thematik sich möglichst weit vom gemeinsamen Geist entfernen, sondern sogar mit allen Mitteln, durch ihre Sprache [...] den Zugang erschweren oder, so scheint es, wohl gar noch lieber vereiteln möchten.«²⁴

Auch hier richtet sich Staiger kaum namentlich gegen bestimmte Autoren. Vielmehr geht es ihm darum, sein spezielles Verständnis vom literarischen Kanon mit den Mitteln positiver Inventarisierung zu präsentieren. Was nicht zu einem Kanon zählt, in dem »göltig ist [...], was durch große Tradition geheiligt ist«,²⁵ wird durch Nichtnennung ausgegrenzt.

Die Positionierung Staigers zur modernen Literatur ist zum Zeitpunkt seiner Zürcher Rede folglich bekannt und wird teilweise im Wortlaut früheren Schriften entnommen. Auch seine nach dem zweiten Weltkrieg hochgeschätzte, sachzentrierte Methode, die mit der Formel »begreifen, was uns ergreift«²⁶ vom emphatischen Zugang zur Literatur ausgeht und diesen hernach durch textbasierte Analyse prüft, steht bereits seit Mitte der 60er Jahre durch sozialgeschichtlich, psychoanalytisch, ethnologisch und kulturwissenschaftlich orientierte Ansätze in der Kritik.²⁷ Wenngleich also im Zürcher Literaturstreit unterschiedliche methodische Lager innerhalb der Literatur(-wissenschaft) aufeinanderstoßen, was Staiger u.a. die Bezeichnung als »akademische[n] Meister [...] des Zürcher Literatur-Konservatismus«²⁸ einbrachte, so bleibt dieser Konflikt über weite Strecken ein impliziter. In erster Linie ist es Ende 1966 die pauschale Aburteilung mit dem Begriff der »Kloakenliteratur«, die das entscheidende provokatorische Potenzial der Polemik birgt.

21 Staiger: *Geist und Zeitgeist*, S. 18.

22 Ebd., S. 43.

23 Ebd., S. 32.

24 Staiger: *Friedrich Schiller*, S. 421f.

25 Staiger: *Das Problem der Übersetzung*, S. 15f.

26 Staiger: *Die Kunst der Interpretation*, S. 2.

27 Vgl. Rickes: *Einleitung*, S. 20.

28 Loetscher in: »Spritz« 22, S. 161.

Noch während des Streits bemerkt Hugo Loetscher, dass der »Begriff der ›Kloaken-Literatur‹ [...] immer wieder ins literarische Gespräch geworfen wird.«²⁹ Und in der Tat war auch zwei Jahre zuvor in der Abwehrreaktion gegen Günter Grass' Roman *Die Blechtrommel* skatologisches Vokabular eingesetzt worden. So war von »ekelerregende[r] Fäkalphantasie« und »voluminöse[r] Schweinigelei« die Rede.³⁰ Müller-Eckhard sprach von einem »fragwürdige[n] Feuerwerk kotiger und skandalöser Dinge« sowie von »trübe[r] Pornographie«.³¹ Auch die nihilistische Tendenz des Werks von Grass wurde kritisiert, ein Argument, das auch Staiger gegenüber der zeitgenössischen Literatur in Stellung brachte. Ebenso wurde der Vorwurf angeführt, Grass wolle durch »blasphemische und pornographische Entgleisungen«³² lediglich Aufmerksamkeit auf seinen Roman ziehen.

In diesem früheren Streit traten die Fronten zwischen den ›Anciens‹ und den ›Modernes‹ bereits deutlich zu Tage und obgleich es darin zu einem offen – schließlich sogar vor Gericht – ausgetragenen Kampf kam,³³ konnte sich Staiger als »Teil eines medial gestützten kulturkonservativen Diskurses [verstehen], der seine Tradition hatte und von dem sich der Redner getragen« glauben konnte.³⁴ Stattdessen verlagert sich im Zürcher Literaturstreit der Angriff auf die Seite des Kritikers und dies ausgerechnet durch Staigers Anprangern von »Schweinigeleien in der Literatur«.³⁵

Die am Streit beteiligten Literaten wenden sich gegen Staigers Autorität als Wächter des Werk-Tabus, indem sie ihre Existenzberechtigung in einer breiten Öffentlichkeit verteidigen und sich als Avantgarde der Zeit etablieren.³⁶ So wird der Streit zum Anzeichen schwelender Konflikte. Im Juni 1968 werden die sogenannten ›Globus-Krawalle‹ in Zürich zu gewalt-

29 Ebd., S. 159f.

30 Goertz: *Günter Grass*, S. 186.

31 Müller-Eckhard in: Neuhaus: *Günter Grass*, S. 141.

32 Ebd., S. 173.

33 Vgl. die Dokumentation: *Kunst oder Pronographie?* Ziesel bekam 1969 juristisch im Wesentlichen Recht.

34 Matt: *Hingerissen und erbittert*. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass auch der Vorwurf der Entartung durchaus praktizierter Bestandteil zeitgenössischer Polemiken war. Im Streit um *Die Blechtrommel* kam es sogar zur Verbrennung Grass'scher Bücher durch jugendliche ›Literaturfreunde‹ in Düsseldorf sowie zu einem Brandanschlag auf die Berliner Wohnung des Schriftstellers (vgl. Neuhaus: *Günter Grass*, S. 174). Hierin ist auch der Grund dafür zu sehen, dass Staiger rasch vorgeworfen wurde, er rede neuen Bücherverbrennungen das Wort (vgl. Idnée in: »Spritz« 22, S. 141).

35 Bichsel: »Spritz« 22, S. 132.

36 Allerdings bestätigen sie damit den herkömmlichen Werk- und Kunstbegriff, der als solcher zeitgleich bereits in Frage steht. Vgl. dazu z.B. Joseph Beuys, der mit seinen Performances der 60er Jahre bereits den Kunstgedanken sui generis ausstreicht.

tätigen Auseinandersetzungen zwischen den jugendlichen Demonstranten und der Polizei führen und »traditionelle Werte auf fast allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens in Frage stellen«. ³⁷ Dabei erweist sich das Exkrement in der revolutionären Umbruchsphase 1967/68 als Mittel der Subversion. Die offenen Klotüren der Kommune I verdeutlichen dies ebenso wie Christian Enzensbergers *Größerer Versuch über den Schmutz* von 1968, in dem er den Dreck, Fäkalien und Müll zum Gegenstand aphoristischer Überlegungen macht. Und so bleibt der Zürcher Literaturstreit – auch wenn Staiger 1967 in seinem offenen Brief an Walter Höllerer betonte, die »polemischen Sätze« seiner Rede seien »übrigens keinesfalls die Hauptsache« ³⁸ – eng an eben jene Polemik gebunden: Die Fäkaldisqualifizierung erweist sich als eigentliches Movens der Kontroverse.

Tabubruch durch Fäkalanschuldigung

Kontroversen sind aufgegriffene und weiterverhandelte Provokationen. Sie werden in der Regel polemisch ausgetragen und ereignen sich zwischen zwei oftmals bereits seit längerem bestehenden Fronten aus Orthodoxie und Heterodoxie. ³⁹ Obgleich sie sich häufig dem Vorwurf ausgesetzt sehen, ihren eigentlichen Gegenstand aus den Augen zu verlieren, ⁴⁰ geben sie dennoch Auskunft über die zu einem bestimmten Zeitpunkt dominierenden Methoden, über die gesellschaftliche Einstellung zu bestimmten Themen und ihren Verarbeitungen, über sozial vorherrschende Normen und Werte, Tabus und Schicklichkeitsregeln, über die sich an der Kontroverse beteiligenden Fronten und über vorherrschende Scham- und Ekelgrenzen. Bei diesen konventionell und kulturell erzeugten Vorgaben handelt es sich um wandelbare Parameter.

Nicht seit jeher, das gerät heute leicht in Vergessenheit, fungierte das Exkrement als Tabu und als Gegenstand des Ekels. Zwar weist bereits die Bibel auf die Erfordernisse der Reinlichkeit hin, doch eine Tabubildung des Defäkats setzt erst sukzessive zwischen dem Beginn der frühen Neuzeit ⁴¹ und dem bürgerlichen Zeitalter ⁴² ein. Mit der zunehmenden Tabuisierung aber

37 Sabalius: *Die Romane Hugo Loetschers*, S. 21.

38 Staiger in: »Spritz« 22, S. 206.

39 Vgl. Spoerhase: *Kontroversen*, S. 55.

40 Vgl. Wild: »Schon unser Briefwechsel [...]«, S. 210.

41 Vgl. Werner: *Dunkle Materie*, S. 9.

42 Vgl. Mögerli: »Hüter des Afters«.

steigt das provokatorische Potenzial der entsprechenden Begrifflichkeiten und damit auch das Interesse am Tabubruch.

Günter Oesterle hat auf die strikte Trennung zwischen Polemik und Kritik in der Aufklärung hingewiesen, die auch zur Ausgrenzung des Privaten und Persönlichen, des Affektischen und Expressiven aus dem Bereich der Kritik führte.⁴³ Eine Verschiebung des Selbstbilds und der Schamgrenzen unter dem Stichwort der Superiorität durch Affektkontrolle bildeten die Grundlage dafür. Dagegen setzte sich bereits Lessing im *Anti-Goeze* zur Wehr und wollte stattdessen den Disput wieder durch »ein wenig assa foetida«⁴⁴ vermischt sehen. Er kann dies jedoch ausschließlich rechtfertigen, indem er seinen Stil als ungesittet anerkennt und ihn von der unmoralischen Manier seines Diskussionspartners positiv abzusetzen sucht.⁴⁵ Das Tabu zeigt sich an der Rechtfertigungsnotwendigkeit.

Im Zürcher Streit vergleicht Konrad Farner Staigers Haltung mit jener des Pastors Goeze, da er sich wie jener als »Gralsritter der Heiligen Werte« verstünde.⁴⁶ Doch ließe sich, vor allem was das Grundverständnis der Kontroverse angeht, auch umgekehrt argumentieren: Staiger nämlich versucht, von der durch Lessing eingeräumten Lizenz zur Polemik als »artistische Notwehr mit moralischem Impetus«⁴⁷ zu profitieren: Wer sich, wie er, in der Tradition der Aufklärung wähnt, darf das Unmanierliche gegen eine konstatierte Unsittlichkeit wenden, darf im Namen der Moral die Kritik an der Sache wieder mit dem Persönlichen vermengen.

Dabei bliebe Staiger, dies legt Max Frisch dar, durch seine Unbestimmtheit stets im Recht, da jeder seine Ressentiments mit eigenen Inhalten füllen könne. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Staiger zwar de facto unpersönlich bleibt, der Kloakenvorwurf jedoch als ›argumentum ad personam‹ wirksam wird. Im ›argumentum ad personam‹ wird der Gegenstand zugunsten der Disqualifizierung der Person verlassen.⁴⁸ Staiger tut dies, indem er von den Schriften auf den Lebenswandel der Schriftsteller abhebt. Mit dem Kloakenvorwurf jedoch geschieht dies noch in anderer Hinsicht; denn, wie Schopenhauer in seinem letzten Kunstgriff der Eristiker ausführt, liegt das Persönlichwerden in einer »Appellation von den Kräf-

43 Vgl. Oesterle: *Das »Unmanierliche« der Streitschrift*, S. 111.

44 Lessing: *Anti-Goeze*, S. 306.

45 Ebd., S. 197.

46 Farner in: »Spritz« 22, S. 172–175.

47 Oesterle: *Das »Unmanierliche« der Streitschrift*, S. 115.

48 Arthur Schopenhauer bezeichnet den Angriff ›ad personam‹ als Häme und Kränkung: »Wenn man merkt, daß der Gegner überlegen ist und man Unrecht behalten wird, so werde man persönlich, beleidigend, grob.« (*Die Kunst, Recht zu behalten*, S. 37).

ten des Geistes an die des Leibes, oder an die Tierheit«. ⁴⁹ Kot aber ruft wie kaum ein anderes Abfallprodukt den biologischen Grund des Menschen in Erinnerung. Er macht ihn zu einem Tier unter anderen.

Die Reaktionen auf Staigers Rede zeigen jedoch, dass nicht nur die Kritik an einem vermeintlich obszönen Lebenswandel die Autoren empfindlich verletzt. Auch wird der Kloakenvorwurf nicht nur als ein inhaltliches Problem zeitgenössischer Kunstwerke verstanden. Vielmehr steht eine moralische Verfehlung der Autorpersonen selbst im Raum. Die, wenn auch spöttisch, ins Spiel gebrachte Bekenntnisstruktur einiger Repliken zeugt von dieser inneren Angegriffenheit. So bemerkt Hugo Leber: »Ich bekenne: ich fand Gefallen an Kloakenliteratur.« ⁵⁰ Und Max Frisch sieht in Staigers Rede selbst ein Bekenntnis. ⁵¹ Nicht nur als Kritik an einem Lebenswandel in einem verachteten sozialen Milieu wird Staigers Vorwurf demnach verstanden, sondern er kratzt an die innere Verfasstheit der Autoren.

Historisch legen Fäkalbilder den Kurzschluss zur inneren Verfasstheit der Person in besonderem Maße nahe. Nicht nur hat Sigmund Freud auf die notwendige Sublimierung der analen Phase hingewiesen, so dass aus der frühkindlichen Art des Umgangs mit dem Exkrement und der Defäkation später bestimmte Charaktereigenschaften resultieren, ⁵² auch in der lange Zeit dominierenden christlichen Tradition herrschte die Ansicht, dass es einen »inneren Misthaufen« gebe, der sich vom Hinterteil herschreibe und der das Tun mancher Menschen steuere. ⁵³

In seiner *Erwiderung* versucht Staiger das ›argumentum ad personam‹ auf ein ›argumentum ad hominem‹, den Verweis auf sich widersprechende Äußerungen, zu verlagern, indem er ein Pauschalurteil über einzelne Autoren zurückweist und stattdessen darauf insistiert, einzelne Werke und nicht Gesamtwerke oder Autorpersonen gemeint zu haben. ⁵⁴ Zudem versucht Staiger, seine verallgemeinernden Aussagen unter das ideale Stilprinzip der ›brevitas‹ zu stellen.

Doch zu diesem Zeitpunkt hat die Fäkalanschuldigung sich bereits gegen den Redner selbst gewandt. Werner Wollenberger spricht vom Absterben Staigers mittels seiner Rede. ⁵⁵ Er rückt ihn damit in die Nähe des

49 Ebd.

50 Leber in: »Spritz« 22, S. 97.

51 Vgl. Frisch in: »Spritz« 22, S. 104.

52 Vgl. Freud: *Charakter und Analerotik*.

53 Vgl. Greenblatt: *Schmutzige Riten*, S. 50. Der Hintern war im christlichen Kontext mit dem Teufel assoziiert (vgl. u.a. Luthers Tischreden).

54 Staiger in: »Spritz« 22, S. 116.

55 Wollenberger in: »Spritz« 22, S. 100.

Exkrement, das als Ab-Fall des Körpers schließlich auch jener tote Rest ist, mit dessen Aussonderung sich der Körper am Leben erhält. Staiger selbst also fällt ab, nicht nur vom Glauben an die zeitgenössische Literatur, den er im eigentlichen Sinn nie besaß, nicht nur von seinem Ruhm als literaturwissenschaftliche Nachkriegsautorität, vor allem fällt er ab von sich selbst: Er stirbt ab. Max Frisch befördert ihn in seiner zweiten Replik als Autorität »in den Eimer«. ⁵⁶ Schließlich macht Konrad Farner aus dem »Lorbeerkranz« der Ehrung einen »Totenkranz« und findet für den »Lebendig-Toten« ein »Grabdenkmal« und einen »Grabspruch«. ⁵⁷

Theodor W. Adorno wird in seiner *Ästhetischen Theorie* für jene Kunst einstehen, die Staiger in seiner Zürcher Rede verurteilt. Dabei geht es um eine Kapitulation des klassischen Formgesetzes vor dem Stoff und ganz dezidiert um »die Anatomiegreuel von Rimbaud und Bennis, das physisch Widerwärtige und Abstoßende bei Beckett, die skatologischen Züge mancher zeitgenössischer Dramen«. ⁵⁸ Kunst soll subversiv sein und darf sich aus diesem Grund der Scheiße, die als »subversive Materie« ⁵⁹ gilt, bedienen.

Für Staiger sind die großen Werke materialiter und idealiter in sich ganze Realität, für Adorno ist die Realität ein verborgener Abgrund, der aber gerade nicht durch das farbenfrohe Schauspiel des Kunstwerks, durch seine konsequente Orientierung an der Oberfläche des Scheins überwunden werden soll. In der »ästhetischen Transzendenz« ⁶⁰ des Kunstwerks soll vielmehr die Schwärze des realen Abgrunds zu Tage gefördert werden. Die Aufgabe der Kunst muss daher im Dunkel liegen: »Kunst muß das als häßlich Verfemte zu ihrer Sache machen, nicht länger um es zu integrieren, zu mildern oder durch den Humor, der abstoßender ist als alles Abstoßende, mit seiner Existenz zu versöhnen, sondern um im Häßlichen die Welt zu denunzieren, die es nach ihrem Bilde schafft und reproduziert [...]«. ⁶¹

Erbauungs- und Trostliteratur auf Staigers Seiten steht eine der »Dissonanz« ⁶² verpflichtete hässliche Kunst bei Adorno diametral entgegen. Das Schwarze jedoch, das Adorno den authentischen Kunstwerken zuschreibt, scheut sich nicht vor dem Fäkalen und es hält sich nicht an das Tabu. Denn das Tabu ist die öffentlichkeitsbezogene »Zone des Dunkels«

56 Frisch in: »Spritz« 22, S. 121.

57 Farner in: »Spritz« 22, S. 175.

58 Ebd., S. 75.

59 Werner: *Dunkle Materie*, S. 169.

60 Adorno: *Standort des Erzählers*, S. 65.

61 Adorno: *Ästhetische Theorie*, S. 79.

62 Ebd., S. 74.

und der Bereich des entzogenen Wissens und des Nicht-Wissen-Wollens,⁶³ gegen den sich Adornos Forderung nach der Hebung des Verschleierte[n] nach Auschwitz richtet.

Stattdessen wird Staigers Rede zum Tabu erklärt und ihr Redner mit der für den Literaturbetrieb stärksten Sanktionierung belegt: Ausgrenzung und Nichtmehrbeachtung. Es handelt sich dabei um dieselbe Sanktionierung, die Staiger an der modernen Literatur exerziert hatte.

Hugo Loetschers Roman *Abwässer*

»und dabei leben wir in einer Kloake, und sobald einer die Tür aufmacht, stinkt es nach Abwasser...«

Max Frisch: *Graf Öderland*

In seinem bereits 1963 erschienen Roman *Abwässer. Ein Gutachten*⁶⁴ begibt sich Hugo Loetscher in die von Staiger angeprangerte Kloake, um sich mit der Frage nach der Rolle von Schmutz, Fäkalien und Unmoral in der Gesellschaft zu befassen. Aus der Perspektive der Kanalisation schaut sein Protagonist ironisch auf die »Ober-Welt«, wodurch das Vertraute mit dem Blick des Fremden gezeigt wird.

Ähnlich wie Max Frisch in seinem 1961 in Letztfassung erschienenen Theaterstück *Graf Öderland. Eine Moritat in zwölf Bildern* handelt Hugo Loetschers Roman vom Sturz eines Regimes. Während Frisch jedoch die Revolte unbeabsichtigt aus dem unbestimmten Unwohlsein eines Einzelnen entstehen lässt, der sich aus Überdruß an seinem konformen Dasein plötzlich jeglicher Konvention auf kriminelle Weise zu widersetzen beginnt und dabei mit seinem zunehmenden Gefolge in den Kanälen des Abwassersystems als Sinnbild der Subversion landet, ist in Loetschers Gutachten der Umsturz bereits erfolgt und seine treibenden Kräfte bleiben ungenannt.

Der an diesen Ereignissen unbeteiligte Protagonist und Verfasser des Gutachtens ist der Ex- und Interim-Abwasserinspektor, der nach dem Umsturz als ehemaliger leitender Angestellter der früheren Regierung prinzipiell verdächtig ist. Zwar erfährt der Leser später, dass er von der neuen Regierung zwischenzeitlich ins »Amt für Wasserrecht und Gewässerschutz« (A, S. 119) befördert und dass mit seinem Gutachten sein Tätigkeitsbereich an einen Nachfolger übergeben werden soll. Doch von Beginn an liefert der Kloakenwärter in erster Linie ein Gutachten von sich selbst, das er allerdings

63 Eggert: *Säkulare Tabus*, S. 21.

64 Nachfolgend im Text zitiert mit (A) und Seitenangabe.

»beispielhalber« (A, S. 9) verstanden wissen will und das ihm dennoch, entlang des roten Fadens seines Abwasserblicks, zur Autobiographie gerinnt:

Ich hatte die Absicht, in diesem Gutachten nur von den Abwässern zu reden, aber meine Person kam mir dazwischen. Ich bin ob mir selber überrascht. Ich war fest überzeugt, ich sei im Umgang mit meiner Person sachlicher. Aber ich sehe, ich kann nicht von den Abwässern schreiben, ohne nicht gleichzeitig von mir zu reden. (A, S. 156)

Es sind die personellen Fragen, die nach dem Umsturz von Interesse sind (A, S. 9) und für die der Auftrag zu einem Gutachten über den Berufsstand und die Aufgabengebiete eines Abwasserinspektors als Vorwand dient. Mit der Wahl und der konsequenten Wahrung des sachlichen Gutachtertons enthebt Loetscher seine Erzählung der Möglichkeit einer derben Fäkalsprache, die das Thema und die von Staiger angeprangerte Kloakenliteratur vermuten ließe. Anders als aus dem fiktiven literarischen Buch des einäugigen Poeten in *Abwässer* (A, S. 97), riecht man aus Loetschers *Gutachten* die Kanalisation nicht, sodass sich Loetschers Erstling zumindest in dieser Hinsicht nicht in Staigers Kritik an der Gegenwartsliteratur einschreiben lässt. Er hält sich an eine »den Wandel der Zeit überdauernde Sprache«,⁶⁵ auch wenn die nüchterne Sachlichkeit kaum einem klassischen Stilniveau nach Staigers Vorstellungen entspricht. Sie brachte Loetscher die Zuschreibung des »wohl rationalsten Autor seiner Generation«⁶⁶ ein. In Verbindung mit der engen Verzahnung des Selbstverständnisses der Person mit dem Abwasser weitet dieses Vorgehen den Blick auf allgemeinmenschliche Fragen: Wie stehen wir zu unserem Unrat? Benötigen wir nicht die Reinigung von Verderbnis ebenso wie die körperliche Entleerung? In welcher Form oder Illusion von Sauberkeit leben wir?

In Loetschers 1967 erschienenen Roman *Noah* verkoten die Lebewesen der Arche das Schiff aufgrund der ausbleibenden Sintflut in einer Weise, dass es zum zivilisatorischen Rückfall in Zeiten kommt, in denen epidemisch auftretende Krankheiten mangelnder Hygiene geschuldet waren. In *Abwässer* sorgt das unterirdische System für die *vermeintliche* Rein-Erhaltung der Oberwelt. Der Perspektivwechsel auf die Gesellschaft entlarvt jedoch die Täuschung, den Dreck und die Unkultur im Kulturellen. So wird u.a. die neue Regierung unmittelbar in ihrer moralischen Integrität in Frage gestellt, wenn der Arzt bei der Entlassung des Inspektors aus der Kurzzeithaft nach dem Umsturz keinerlei Misshandlungen feststellt, die Schwester allerdings ein Pflaster für die aufgeplatzte Lippe mitgibt (A, S. 8) und der Inspektor später seine Schürfwunde am Kopf vor seinen Angestellten mit

65 Staiger: *Literatur und Öffentlichkeit*.

66 Gerber: *Die Verantwortung*, S. 195.

einem Hut verbirgt (A, S. 13). Die ironisch gebrochene Fehl-Bescheinigung des Arztes kippt schließlich ins Ernsthafte, wenn die Wunden selbst durch diverse Umschläge nicht heilen wollen (A, S. 83). Dennoch handelt es sich bei *Abwässer* nicht um ein Paradebeispiel ironisch-pädagogischer Verkehrung; denn Loetscher gibt den Blick auf die Moral nicht so leicht frei: Das Abwassergeschäft wird durch die Verderbtheit der Oberwelt nicht weniger schmutzig und die Menschen, die sich dem Abwasser annehmen, bleiben durch ihren Beruf gesellschaftlich fragwürdig.

Abwässer ist eine mit typisch schweizerischen Themen kunstvoll verwobene Zivilisationskritik, anhand derer sich mit Blick auf den Zürcher Streit die Frage stellt, ob sich das *Gutachten* »unmittelbar-beflissen zum Anwalt vorgegebener humanitärer, sozialer, politischer Ideen«⁶⁷ macht und damit der von Staiger kritisierten »littérature engagée« zuzurechnen ist. Hierzu ist zunächst festzuhalten, dass Loetschers Abwasserinspektor dezidiert kein politischer Mensch ist. Es heißt von ihm, er ließ »die Barrikaden rechts und links liegen« (A, S. 9). Die bis zuletzt unspezifisch bleibenden politischen Ordnungen erscheinen ihm austauschbar und er widersetzt sich der Vereinnahmung seiner Person durch eines der Regime. Auch der Arbeitsplatz beim Abwasseramt wird als »einer der wenigen Posten« vorgestellt, »die nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten besetzt werden« (A, S. 30). Die sachliche Haltung des Gutachtens richtet sich zudem gegen jede ideologische Verklärung. Implizit jedoch setzt sich der Inspektor mit typisch schweizerischen Themen auseinander. Indem er sich gezielt zum Einzelgänger stilisiert und den ironischen Blick auf die Welt kultiviert, ruft er den Schweizerischen Neutralitätsmythos auf und persifliert ihn zugleich: Die viel beschworene politische Neutralität der Schweiz erscheint dadurch als eine einzig am eigenen Daseinsinteresse orientierte Absage an die Weltpolitik. In Analogie zu Loetschers Verständnis von der Kanalisation als »Eingeweide«⁶⁸ der Stadt ließe sich somit die Schweiz als wohlgeordnetes Verdauungssystem Europas respektive der Welt verstehen. In jener verschränken sich Sauberkeit und Dreck unter dem Deckmantel der Täuschung, wohingegen die Kanalisation eine »demokratische Welt«⁶⁹ ist, in der »die höchste Form der Gleichheit erreicht wird« (A, S. 77) – wie in der Schweizer Sonderform der Konkordanzdemokratie. Die Abhängigkeit, die zwischen Stadt- und Kanalwelt herrscht, spiegelt die Abhängigkeit der Schweiz von den übrigen Ländern, die in zahlreichen Feuilletondebatten

67 Vgl. Staiger: *Literatur und Öffentlichkeit* (NZZ).

68 Loetscher: *Vom Erzählen erzählen*, S. 23.

69 Ebd.

und Autorenkommentaren bis heute eines der beherrschenden Themen der Schweiz ist. Dieser zur Welt hin öffnende Aspekt wird sowohl durch die Anwendbarkeit der geschilderten Verhältnisse auf die verschiedensten, auch zeitlich nicht klar zu lokalisierenden Regimes unterstrichen als auch durch die dezidierte Gegenwehr des Inspektors gegen eine »private Schau« und die Orientierung am eigenen Glück (A, S. 20).

Dem entgegen steht eine Verengung, die auf der genannten Selbstbezüglichkeit gründet. Loetscher selbst sieht in seinem Interesse an der Kanalisation durchaus einen konkret »helvetischen Aspekt«, denn die Sauberkeit in der Schweiz »verleite zur Annahme, wir seien unschuldig; aber wir sind nicht unschuldig, sondern gewaschen«. ⁷⁰ Durch das doppel-sinnige Widerspiel von Begriff und Metapher wird demnach die hygienische Bedeutung der Reinheit in der moralischen gebrochen. Diesem poetologischen Grundprinzip folgt ebenfalls die »doppelsinnige Fachsprache«, ⁷¹ die in *Abwässer* zur Anwendung kommt. Den auf engmaschiger Informations-, Überwachungs- und Profilierungssucht gründenden Denunziationsstrukturen der früheren Staatsordnung (z.B. A, S. 26f.) ist durch die als prinzipiell vorgeführte Austauschbarkeit der politischen Systeme nicht zu entkommen. *Abwässer* schreibt sich aus dieser Perspektive in die Diskussion um die Schweizer Enge ein. Paul Nizon wird in seinen durch den Zürcher Literaturstreit initiierten kulturkritischen Essays *Diskurs in der Enge* 1970 das Problem des Konservatismus auf ein typisch Schweizerisches Problem eingrenzen. ⁷² Aufgrund ihrer Stagnation im Neutralitätsmythos, so seine These, drohe die Schweiz »vom Bewässerungsstrom der Geschichte umgangen, wer weiß – vielleicht brackig zu werden«. ⁷³ Hier bleibt folglich die Reinigung aus. Die klare Strukturiertheit der Kanalwelt, die der Inspektor in Loetschers *Gutachten* als Vorteil des unteren Systems hervorhebt (vgl. A, S. 32), in dem im Regelfall Abwasser und Frischwasser getrennt voneinander fließen und bei Beachtung der Frischluftzufuhr keine Vergiftungserscheinungen zu erwarten sind, läuft sieben Jahre später bei Nizon Gefahr, sich in die Abortgrube Europas zu verwandeln.

Doch auch bei Loetscher mündet die so gelesene Sauberkeitszuschreibung nicht in einer utopischen Verklärung der Schweiz, denn schließlich verfügt auch die Schweiz über ein Abwassersystem und bedarf in jenem wiederum der Abzugsrohre. Hinzu kommt, dass auch die Abwässer selbst

70 Ebd., S. 24.

71 Ebd., S. 73.

72 Den Hinweis auf eine solche Notwendigkeit hatte er bereits in seinem Feuilletonbeitrag zu Staigers Rede 1967 gegeben.

73 Nizon: *Diskurs in der Enge*, S. 147.

Abfall erzeugen; denn »ein Strom von Dreck und Schmutz, von Krankheit und Verbrechen, von Leiden und Not, von Unrat und Bedürftigkeit [...] werde nach gutem Wissen und Können geklärt [...]; aber es gebe keine Klärung, bei der kein Abfallprodukt entstehe« (A, S. 35). Der Eindruck der Enge ergibt sich folglich aus dieser Verschachtelungsstruktur, aus der es kein Entkommen gibt. Dieser resignative oder latent pessimistische Zug kann als Einfluss Dürrenmatts verstanden werden.⁷⁴ Mag darin eine »Erschütterung« im Staiger'schen Sinn erkennbar werden, so mündet diese nicht in eine »emporgeläutert[e]« Menschheit. Vielmehr wird in bewusster Doppeldeutigkeit ausgeführt:

daß wir von den Abwässern nicht an den reinen Menschen glauben, aber daß wir uns darum sorgen, damit er in möglichst sauberen Bedingungen lebt; wobei wir keine Illusion hätten; je sauberer eine Gesellschaft sich gebe, um so größer sei der Durchmesser der Abzugsrohre. (A, S. 36)

Es findet folglich eine Verbindung zwischen der konkreten Gesellschaftskritik und einer überzeitlichen und translokalen Ebene statt. Dabei kommt ein Wahrheitsbegriff zur Anwendung, der Staigers Ansprüchen inhaltlich hätte genügen können: Loetscher geht davon aus, dass »die Wahrheit immer umfassender ist, als was sich jeweils zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Gesellschaft als solche ausgibt oder etabliert«, und dass das Schreiben ein solches umfassenderes Bild der Wahrheit zu liefern habe.⁷⁵ Dirnen, Stricher und Diebe, zuletzt sogar ein Besuch im Bordell (vgl. A, S. 133f.), gehören für Loetscher zu dieser Wahrheit, deren erhöhte Vorkommnis in der zeitgenössischen Literatur Staiger in seiner Rede zu Mutmaßungen über die Lebensgewohnheiten der Autoren veranlasst hat.

In *Abwässer* wird die ehrlose Prostituierte Magda erst in dem Moment zur Gefallenen, als sie erkennen muss, dass die Gesellschaft nicht nach einer dualistischen Logik funktioniert. »Sie habe gemeint, es gebe zwei Möglichkeiten für eine Frau; ehrbar zu werden oder ein Gewerbe daraus zu machen.« (A, S. 87) Sie entschied sich für das Gewerbe, musste hernach jedoch erkennen: »sie hätte ebensogut ohne Verzicht eine ehrbare Frau werden können« (A, S. 88). Einen Rat mit ähnlicher Botschaft gibt der Jesuit Orsino, ein Freund des Abwasserinspektors, einem Stricher und Dieb, der seine im Zwielficht erworbenen Fähigkeiten besser in der »Lichtwelt« verdeckt nutzen solle. »Bleib Ohrenbläser und Speichellecker« (A, S. 72) lautet seine zynische Empfehlung, der die entlarvende Einsicht zugrunde liegt, dass der schlauste

74 Dieser Einfluss ist auch biographisch belegt: Zur Zeit der Produktion von *Abwässer* tauschte sich Loetscher häufig mit Dürrenmatt aus (vgl. Loetscher: *Vom Erzählen erzählen*, S. 36).

75 Loetscher: *Vom Erzählen erzählen*, S. 35.

Täuscher letztlich zum nützlichsten Glied der Gesellschaft wird (vgl. A, S. 73). Die Hure Chlea in Loetschers *Noah* erhofft sich von der Sintflut daher eine umfassende Reinigung der verderbten patriarchal organisierten Welt. Zugleich versteht sie es jedoch, aus der drohenden Sintflut, d.h. der Vorstellung vom nahenden Tod, Kapital zu schlagen.⁷⁶ Auf diese Weise wird in beiden Texten die Irrelevanz von Reinheit im übertragenen Sinn als gesellschaftlich anerkannter Wertmaßstab dargestellt.⁷⁷ Vor diesem desillusionierenden Hintergrund erscheint die reinigende Funktion der Kläranlage als eine umso bedeutendere Einrichtung, die Abwassermänner als die eigentlich tragisch-heroischen Helden, die beständig für eine unerreichbare Reinheit kämpfen. Auch gesellschaftlich übernimmt der Abwassermann die Funktion des »Jolly Joker« (A, S. 63): Er wird auf den verschiedensten Ebenen zum reinigenden Element. Die Kontrolle der Abwässer bildet dabei nur einen kleinen Teil seiner Funktion. Das Abwassermetier selbst wird zum Mittel der Wiedereingliederung für Zuhälter und Kriminelle in die Strukturen der Oberwelt (vgl. A, S. 10). Und auch für schmutzige Geständnisse (vgl. A, S. 42ff. u. 46) werden die Männer des Abwassers von ihren Mitmenschen im Sinne einer menschlichen Kläranlage gerne gebraucht.

Der von Staiger geforderte übergreifend humanitäre Zug der Dichtung wird so auf eine Inkaufnahme realer Gegebenheiten hin verdichtet: »Man kann nicht das Leben retten und ihm dann die Verdauung übel nehmen«, lässt Loetscher seinen Noah sagen.⁷⁸ Eine ähnliche Aussage trifft auch der Abwasserinspektor, wenn es heißt: »daß wir von den Abwässern nicht den Menschen geschaffen haben, sondern daß wir ihn in Kauf nehmen trotz seiner Verdauung« (A, S. 140). Allerdings ist für Loetscher, anders als für seinen langjährigen Freund Friedrich Dürrenmatt, Schreiben grundlegend mit Moral identifiziert. Darin steht Loetscher Staiger nahe, der in *Friedrich Schiller* dokumentiert: »Moral oder, um ein urbaneres Wort zu brauchen, sittliche Gesinnung macht zwar den Künstler nicht aus. Sie ist aber unerlässlich, wenn ein gültiges Werk entstehen soll.«⁷⁹ Stattdessen führt Dürrenmatt in seiner Rede zur Preisverleihung an Varlin aus: »[S]obald ich schreibe, entfernt sich meine sittliche Gesinnung taktvoll und spielt keine Rolle mehr«.⁸⁰ Für Loetscher hingegen hört die Verantwortung nicht auf, wenn sich der Schriftsteller an den Schreibtisch setzt, »sondern es fängt eine

76 Vgl. Loetscher: *Noah*, S. 33f.

77 Vgl. Sabalius: *Die Romane Hugo Loetschers*, S. 56.

78 Loetscher: *Noah*, S. 111.

79 Staiger: *Friedrich Schiller*, S. 426.

80 Dürrenmatt in: »Spritz« 26, S. 90.

andere Art der Verantwortung an«. ⁸¹ Für diese andere Verantwortung entlehnt Loetscher der Schweizer Amtssprache den Begriff der ›Behaftbarkeit‹.

Ironie, Moral und das ›Schwarze‹ der Kunst

Auch Theodor W. Adorno reflektiert in seinen Überlegungen zu einer *Ästhetischen Theorie* über »die jüngste Vorliebe fürs Schäßige, Schmutzige und [...] die Allergie gegen Glanz und Suavität«. Er bemerkt dazu, dieser Vorliebe liege von Seiten der Autoren »das Bewußtsein vom Schmutzigen der Kultur unter der Hülle ihrer Selbstgenügsamkeit« zugrunde. ⁸² Bei Loetscher, dessen »Verwandtschaft der Denkmuster« mit jenen der Frankfurter Schule insbesondere für *Abwässer* bereits herausgestellt worden ist, ⁸³ wird die kontrastive Anlage von Ober- und Unter-Welt im o.g. Sinne durchbrochen; denn obgleich die Gesellschaft in Loetschers *Gutachten* ihre Existenz wesentlich auf der Abgrenzung von Schmutz, Scheiße und Unkultur gründet, entlarvt der »›Abwasserblick‹« (A, S. 31) des Inspektors den identitätsstiftenden Faktor dieser kulturell bedingten Abgrenzung ⁸⁴ als scheinheiligen Mechanismus einer Welt, die unter der Hülle der Selbstgenügsamkeit letztlich ganz ohne Reinheit auskommen muss.

In seiner *Münchener Poetikvorlesung* bemerkt Loetscher, er schöpfe in seinem Schreiben »nicht aus dem Vollen, sondern aus dem Defizitären«. ⁸⁵ Auf diese Weise leistet er seinen Beitrag zur Adorno'schen Forderung nach »Entzauberung der Welt«. ⁸⁶ Auch sein sachlicher Stil entspricht Adornos Absage an jeden feierlichen Ton der Kunstwerke:

Um inmitten des Äußersten und Finstersten der Realität zu bestehen, müssen die Kunstwerke, die nicht als Zuspruch sich verkaufen wollen, jenem sich angleichen. Radikale Kunst heute heißt soviel wie finstere, von der Grundfarbe schwarz. Viel zeitgenössische Produktion disqualifiziert sich dadurch, daß sie davon keine Notiz nimmt, etwa kindlich der Farben sich freut. Das Ideal des Schwarzen ist inhaltlich einer der tiefsten Impulse von Abstraktion. ⁸⁷

81 Loetscher: *Vom Erzählen erzählen*, S. 166.

82 Adorno: *Ästhetische Theorie*, S. 196f.

83 Vgl. Camartin: *Der Roman als Aufklärungsanlage*, S. 240. Camartin weist darauf hin, dass es sich bei dieser Verwandtschaft nicht um eine narratologische Umsetzung der Rationalistättheorie handelt, was die Analogien jedoch umso interessanter werden lässt.

84 Vgl. Werner: *Dunkle Materie*, S. 7.

85 Loetscher: *Vom Erzählen erzählen*, S. 27.

86 Adorno: *Standort des Erzählers*, S. 65.

87 Adorno: *Ästhetische Theorie*, S. 65.

Damit etabliert Adorno ähnlich wie Staiger, jedoch in genau umgekehrter Wertung eine Hierarchie zwischen dem Schmutz und der illusorischen Hülle des Glanzes. Der Kunst komme so die Funktion zu, als Verkörperung der Differenz die Missstände der Gesellschaft schonungslos aufzudecken. Adornos Essay *Ist die Kunst heiter?* vom April 1967, geschrieben für eine Veranstaltung des westdeutschen P.E.N.-Zentrums, ist als Reaktion auf Staigers Rede mit dem Ziel der Positionierung zum Zürcher Literaturstreit entstanden. Darin destilliert der Philosoph aus Staigers Rede jenen Aspekt, auf den sich diese inhaltlich zuspitzt: die Forderung nach einer Heiterkeit der Kunst. An die Stelle einer solchen mit aufklärerischer Lichtmetaphorik belegten Kunst setzt Adorno das Schwarze. Denn die Heiterkeit stehe dem Nachzittern des äußersten Grauens in den authentischen Kunstwerken entgegen.⁸⁸ Die Wirklichkeit ist für Adorno verhext⁸⁹ wie die Heiterkeit der Kunst.⁹⁰ Staiger hingegen wendet sich in seiner Zürcher Rede gegen »lichtscheue Räume« in der Literatur.

Loetschers »Kloake« (A, S. 106; 115), wie er sie in *Abwässer* zeigt, wird nun dezidiert als Ort des Dunkels oder des künstlichen Lichts beschrieben. »[O]ffene[s] Licht«, z.B. in Form feuerbetriebener Lichtquellen, wird nicht geduldet (A, S. 105). Die Kanalwelt bildet das dunkle Pendant zur Stadt (vgl. A, S. 32). Die Kanäle »sind schwarz bemalt, um nie zu erröten« (A, S. 69). Darüber hinaus jedoch ist auch der Abwasser-Inspektor selbst ein Mann des Dunkels. Im Hellen hält er sich nur gezwungenermaßen auf, das Licht ist ihm suspekt, so dass er sich vor ihm schützen muss (vgl. A, S. 11). Selbst in seiner Wohnung zieht er tags die Fensterläden zu, da er »das künstliche Licht dem Sonnenlicht« vorzieht (A, S. 31). Zwar handelt es sich bei Loetschers Text nicht um hässliche Kunst *ohne* Unterhaltungsfunktion (Adorno), doch sein *Gutachten* bezieht durchaus seine Nützlichkeit aus dem Verfahren der Negation, »die nicht mehr in eine synthetisierende Positivität überführt werden kann und soll«.⁹¹ Das poetologische Prinzip, mit dessen Hilfe Loetscher dies realisiert, ist dasjenige der Ironie. In *Abwässer* gibt Loetscher letztlich alle Lebensbereiche dieser Ironie Preis. Mit dem Prinzip der Ironie jedoch setzt sich Loetscher – wie im Übrigen auch Dürrenmatt – sowohl von Staigers als auch von Adornos idealer Kunstauffassung ab.

Adorno hatte bereits im Juni 1960 bemerkt: »Ironie und Infantilität. Viele Menschen geben dem, was sie sagen, den Charakter der Ironie, weil

88 Vgl. Adorno: *Jene zwanziger Jahre*, S. 51.

89 Vgl. Adorno: *Ästhetische Theorie*, S. 337.

90 Vgl. Adorno: *Ist die Kunst heiter?*, S. 153.

91 Bidmon: *Denkmodelle der Hoffnung*, S. 260.

sie zu gar nichts fest stehen, mit keinem Urteil identifiziert – mit sich selber nicht identisch sind. So reden Kinder. Der Gestus der Überlegenheit als Ichschwäche.«⁹² Stattdessen fordert er eine Kunst jenseits von Heiterkeit und Ernst, lässt einzig eine Komik der Komik gelten, welche »anstecken [soll] mit dem Lachen über die Lächerlichkeit des Lachens und über die Verzweiflung«.⁹³ Er findet sie im Humor Becketts. Auch »die polemische Gestalt des Humors« ist für Adorno nach Auschwitz tabu, da man bei diesem nicht mehr damit rechnen dürfe, dass er verstanden werde.⁹⁴ Für Staiger wiederum »hätte es jene Literatur nicht leicht, die mit den Mitteln der Ironie arbeite«.⁹⁵

Das von Loetscher eingeforderte moralische Prinzip der ›Behaftbarkeit‹ ist jedoch einzig vor dem Hintergrund seiner Ironie zu verstehen. Behaftbarkeit für sich genommen meint – und dies würde durchaus dem Kunstideal Staigers entsprechen – die Herstellung einer stilistischen Einheit, durch die eine geschlossene Welt zur Darstellung kommt. Der behaftbare Schriftsteller soll sich verantwortlich fühlen für das, was er verkündet, er kann und soll zwar »die Labyrinth des Lebens [...] vermessen«, dabei jedoch auch »aus ihnen heraus ans Licht führen«,⁹⁶ also in einer genau entgegengesetzten Bewegung zu Adorno, der sich einer Auflösung ins Licht widersetzt. Mit diesem Element der Behaftbarkeit schreibt sich Loetscher erneut in eine Schweizer Tradition ein, die auch mit Staigers Forderungen an die Literatur konform läuft: »Daß es Aufgabe des Schriftstellers sei, zur Allgemeinheit auf verständliche Weise zu sprechen, ist eidgenössische Anschauung. Die Verpflichtung mit seinem Werk [...] der Gemeinschaft zu dienen, trägt viel Bürgerwürde ins Schweizer Schrifttum.«⁹⁷

Die Behaftbarkeit setzt bei Loetscher jedoch bereits mit dem »Problem von Folgerichtigkeit« ein, das mit dem ersten Satz auftritt:

Folgerichtigkeit ermöglicht in ihrer Konsequenz Stil. Als Konsequenz eignet dem Stil ein moralischer Charakter. Nicht eine Moral, die von außen käme, von irgendeiner religiösen oder moralischen Instanz, sondern es ist eine immanente Moral, die aus dem Ästhetischen selber erwächst. Stil steht für Verantwortung; das, was man als Verpflichtung ausgibt, auch als solche zu nehmen. Damit wird Stil zum Ausweis eigener Behaftbarkeit.⁹⁸

92 Adorno: *Graeculus*, S. 15.

93 Adorno: *Ist die Kunst heiter?*, S. 155.

94 Ebd., S. 153f.

95 Loetscher in: »Spritz« 22, S. 161.

96 Frühwald: *Am Anfang aller Entdeckungen*, S. 17.

97 Schlocker in: »Spritz« 22, S. 152.

98 Loetscher: *Vom Erzählen erzählen*, S. 155f.

Dieser Verantwortung des Schriftstellers steht aus Loetschers Perspektive nun die Vorstellung von einer »heilen Welt« entgegen, da eine solche Vorstellung letztlich das Ästhetische vom Moralischen trenne. Literatur werde dann einzig nach Maßgabe einer gelingenden Zusammenführung beurteilt:

Emil Staiger arbeitet mit einem Kunst-Begriff, der historisch einmal gültig war [...]. Natürlich hat die Literatur heute alles verpaßt, wenn ich sie von der Vorstellung einer »heilen Welt« aus messe. Aber gerade eine Vorstellung wie die der »heilen Welt« macht es uns so schwer, wieder die ästhetischen und moralischen Begriffe zusammenzubringen.⁹⁹

Eine Defunktionalisierung beigegebener Moral führt Loetscher bereits in *Abwässer* vor: Als der Inspektor bei einem Betriebsausflug unter Alkoholeinfluss eine autobiographische Episode erzählt, in der er sich aus Ermangelung von Kleingeld den Gang zur Toilette erschleichen muss und dafür zur Rechenschaft gezogen werden soll, lässt er sich zu einer Moral hinreißen: »[U]m der Geschichte eine Moral zu geben, fügte ich bei: es sei um eine Gesellschaft seltsam bestellt, in der einer vor sich den Respekt verliert, nur weil er ein Bedürfnis hat und keine Münze, dafür aufzukommen.« (A, S. 26) Die Beigabe der Moral wird als politische Stellungnahme gewertet, mit der sich der Inspektor seiner Bürgerpflicht zu entheben trachte (vgl. A, S. 27), und führt ihn bis zur Einladung zu einem Gewerkschaftsführer, der ihn für die einzelgängerische Erregung von Ärgernissen rügt (vgl. A, S. 29).

Derartige Erfahrungen führen in *Abwässer* zu der Ansicht, dass die Fachsprache »eine der wenigen Möglichkeiten [sei], heute noch ehrlich zu sein« (A, S. 76). Solchermaßen durchzieht ein Wunsch nach Klarheit das *Gutachten*, für den metaphorisch das Abwassersystem steht: »Wer die Kanalisation durchschreitet, hat nur zwei Möglichkeiten: milde zu werden oder bei uns zu bleiben.« (A, S. 99) Und so schätzt der Abwasserinspektor jene Menschen, die sich (wie er) dem Bivalenzprinzip verbunden fühlen. Das Abwassergeschäft bringt Ordnung in die Zufälligkeit der Welt, wie das Schreiben für Loetscher Ordnung in den »Ansturm von Zufälligkeiten« bringt.¹⁰⁰ Für diese Ordnung steht in *Abwässer* der Technolekt.

Doch das *Gutachten* enthält eine zweite Form der Ehrlichkeit, die diese Präferenz für ein Schwarz-Weiß-Prinzip durchbricht: Es handelt sich dabei um die durch Ironie gebrochene Lüge (vgl. z.B. A, S. 120f.). Die eigene Person, die dem Gutachten des Inspektors, wie eingangs erwähnt, dazwischenkommt, verschmutzt die Ehrlichkeit der Fachsprache. Die Ironie jedoch reinigt diese Verschmutzung zumindest zu einem Teil. Denn ähnlich wie das geklärte Abwasser nie ganz rein wird (90%, vgl. A, S. 103), so bleibt

⁹⁹ Loetscher in: »Spritz«, S. 162f.

¹⁰⁰ Loetscher: *Vom Erzählen erzählen*, S. 27.

auch ein unsauberer Rest aus Eigeninteresse und Strategie des Inspektors, der sich auf seine eigene Nachfolge bewerben will: Er kann dadurch die neue Ordnung nicht offen angreifen. Die im Gutachten angewandte Ironie hinterlässt folglich einen zweifelhaften Rest, durch den *Abwässer* nicht zuletzt zu einem Gutachten über die Funktionsweise von Ironie gerät.

Vor diesem Hintergrund ist der folgende Wunsch des Inspektors ironisch zu bewerten: »Eindeutig wie eine Formel müßte man sein Leben hinstellen, anonym, zu gebrauchen und ohne Furcht, behaftet zu werden.« (A, S. 156) Ironisch ist es ebenfalls zu lesen, wenn das *Gutachten* tatsächlich eine solch eindeutige Formel hervorbringt. Denn die eindeutige Strukturiertheit der Klärarbeit fußt im Wesentlichen auf drei simplen Prinzipien: der Abgrenzung des Abwassers vom Frischwasser mittels gedeckter Kanäle, der Kanalisierung und d.h. der richtigen Ausleitung (vgl. A, S. 99; 114), die bewirkt, dass das Abwasser nicht stinkt (vgl. A, S. 121), sowie der Verdünnung (vgl. A, S. 53; 94), die allererst eine Klärung ermöglicht. Diese einfachen Prinzipien zeigen innerhalb von Loetschers »Wechselspiel von Metaphorisierung und Entmetaphorisierung«,¹⁰¹ dass eine Klärung der Abwässer einer Gesellschaft leichter fällt als deren innere Rein(er)haltung. Die drei Prinzipien können daher nur in klar strukturierten Systemen Gültigkeit beanspruchen. Hierin zeigt sich die behaftbare Moral der *Abwässer*. Darüber hinaus antizipiert diese Ansicht einen Kommentar zu den von Staiger angeführten klassischen Wertmaßstäben. Er besteht in einer ironischen Gleichung, in der Begrenzung, Leitung und Verdünnung an die Stelle der von Staiger geforderten Prinzipien »Gerechtigkeit, Wahrheit, Maß«¹⁰² treten. Denn schließlich begrenzt Gerechtigkeit lediglich die Ausuferung des Unrechts. Wahrheit gibt ihr den Weg vor. Und Maß ist letztlich immer eine Frage der Verdünnung.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W.: *Ästhetische Theorie*. Hgg. Gretel Adorno, Rolf Tiedemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970.
- Adorno, Theodor W.: *Graeculus (II). Notizen zu Philosophie und Gesellschaft 1943–1960*. In: ders.: *Frankfurter Adorno Blätter VII*. Hg. Rolf Tiedemann. München: edition text + kritik 2001, S. 9–41.
- Adorno, Theodor W.: *Ist die Kunst heiter?* In: ders.: *Noten zur Literatur IV*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974, S. 147–157.

101 Sabalius: *Die Romane Hugo Loetschers*, S. 51.

102 Staiger: *Literatur und Öffentlichkeit* (NZZ).

- Adorno, Theodor W.: *Jene zwanziger Jahre*. »Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken« 16.167 (1962), S. 46–51.
- Adorno, Theodor W.: *Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman*. In: ders.: *Noten zur Literatur I*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973, S. 61–72.
- Bidmon, Agnes: *Denkmodelle der Hoffnung in Philosophie und Literatur. Eine typologische Annäherung*. Berlin, Boston: De Gruyter 2016.
- Camartin, Iso: *Der Roman als Aufklärungsanlage*. In: *In alle Richtungen gehen. Reden und Aufsätze über Hugo Loetscher*. Hg. Jeroen Dewulf. Zürich: Diogenes 2005, S. 233–242.
- Eggert, Helmut: *Säkulare Tabus und die Probleme ihrer Darstellung. Thesen zur Eröffnung der Diskussion*. In: *Tabu und Tabubruch. Literarische und sprachliche Strategien im 20. Jahrhundert*. Hgg. Helmut Eggert, Janusz Golec. Stuttgart: Metzler 2002, S. 131–140.
- Emil Staiger und seine berühmt berüchtigte Rede. »Schweizer Radio und Fernsehen«. DRS-2aktuell (14.6.2008, 12:03 Uhr). <<https://www.srf.ch/play/radio/drs2aktuell/audio/emil-staiger-und-seine-beruehmt-beruechtigte-rede?id=afc7a67b-98d9-4aec-b2fc-2b3a6607fec8>> (Zugriff: 15.12.2017).
- Freud, Sigmund: *Charakter und Analerotik*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 7. Hg. Anna Freud. Frankfurt/M.: S. Fischer 1941.
- Frühwald, Wolfgang: *Am Anfang aller Entdeckungen. Eine Einführung in das literarische Werk Hugo Loetschers*. In: Hugo Loetscher: *Vom Erzählen erzählen. Poetikvorlesungen*. Zürich: Diogenes 1988, S. 7–19.
- Gerber, Ulrich: *Die Verantwortung. Ein Beitrag zum Verständnis zeitgenössischer Romane*. Zürich: Juris Druck 1972.
- Görtz, Franz Josef: *Günter Grass – Zur Pathogenese eines Markenbildes. Die Literaturkritik der Massenmedien 1959–1969. Eine Untersuchung mit Hilfe datenverarbeitender Methoden*. Meisenheim a. Glan: Hain 1978.
- Greenblatt, Stephen: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*. Übers. v. Jeremy Gaines. Berlin: Wagenbach 1990.
- Jaeckle, Erwin: *Der Zürcher Literaturschock. Bericht*. München u. Wien: Langen – Müller 1968.
- Kunst oder Pornographie? Der Prozess Grass gegen Ziesel. Eine Dokumentation*. 2. Aufl. München: J. F. Lehmanns 1969.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Anti-Goeze*. In: ders.: *Werke*. Bd. 8. Hg. Herbert G. Göpfert. München: Carl Hanser 1979, S. 160–308.
- Loetscher, Hugo: *Abwässer. Ein Gutachten*. Zürich: Diogenes 1989.
- Loetscher, Hugo: *Noah. Roman einer Konjunktur*. Zürich: Diogenes 1984.
- Loetscher, Hugo: *Vom Erzählen erzählen. Poetikvorlesungen*. Mit einer Einführung v. Wolfgang Frühwald. Zürich: Diogenes 1988.
- Matt, Peter von: *Hingerissen und erbittert*. »Neue Zürcher Zeitung«, 8.2.2008.
- Mörgerli, Christoph: »Hüter des Afters«. *Eine kurze Geschichte der Verdauung*. »Neue Zürcher Zeitung Folio« 4 (1997).
- Neuhaus, Volker: *Günter Grass. Die Blechtrommel*. Stuttgart: Reclam 1997.
- Nizon, Paul: *Diskurs in der Enge. Verweigerer Steckbrief*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- Oesterle, Günter: *Das »Unmanierliche« der Streitschrift. Zum Verhältnis von Polemik und Kritik in Aufklärung und Romantik*. In: *Kontroversen, alte und neue*. Hg. Albrecht Schöne. Bd. 2: *Formen und Formgeschichte des Streitens: Der Literaturstreit*. Hgg. Franz Josef Worstbrock, Helmut Koopmann. Tübingen: Max Niemeyer 1986, S. 107–120.
- Rickes, Joachim: *Einleitung*. In: *Bewundert viel und viel gescholten. Der Germanist Emil Staiger (1908–1987)*. Hg. ders. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 13–26.

- Rickes, Joachim: *Emil Staiger. Der Erotiker der Literaturwissenschaft*. »Schweizer Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur« 88.959 (2008), S. 55–58.
- Sabalius, Romey: *Die Romane Hugo Loetschers im Spannungsfeld von Fremde und Vertrautheit*. New York: Peter Lang 1995.
- Schiller, Friedrich: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*. Hg. Klaus L. Berghahn. Durchgesehene und bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart: Reclam 2013.
- Schopenhauer, Arthur: *Die Kunst, Recht zu behalten*. Saillon: Jean Meslier 2017.
- Spoerhase, Carlos: *Kontroversen: Zur Formlehre eines epistemischen Genres*. In: *Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse*. Hgg. Ralf Klausnitzer, Carlos Spoerhase. »Zeitschrift für Germanistik« NF Bd. 19 (2007), S. 49–92.
- »Sprache im technischen Zeitalter« (»Spritz«) 22 (1967): *Der Zürcher Literaturstreit. Eine Dokumentation*. Hg. Walter Höllerer.
- »Sprache im technischen Zeitalter« (»Spritz«) 26 (1968): *Beginn einer Krise. Zum Zürcher Literaturstreit*. Hg. Walter Höllerer.
- Staiger, Emil: *Das Problem der Übersetzung antiker Dichtung*. In: ders.: *Das Problem der Übersetzung antiker Dichtung*. Zürich, Stuttgart: Artemis 1963, S. 13–21.
- Staiger, Emil: *Die Kunst der Interpretation*. »Neophilologus« 35.1 (1951), S. 1–15.
- Staiger, Emil: *Friedrich Schiller*. Zürich: Atlantis 1967.
- Staiger, Emil: *Geist und Zeitgeist*. Zürich: Atlantis 1964.
- Staiger, Emil: *Literatur und Öffentlichkeit*. »Neue Zürcher Zeitung« Blatt 5 (20.12.1966). (Originalabdruck: <https://static.nzz.ch/download/pdf/Emil_Staiger_Rede.pdf>, Zugriff: 15.12.2017).
- Staiger, Emil: *Literatur und Öffentlichkeit* (Tondokument). Schweizer Radio und Fernsehen. <<https://www.srf.ch/play/radio/drs2aktuell/audio/ hoeren-sie-das-originaltondokument-von-staigers-rede?id=73da743f-cfd3-4954-b69d-f72a656ec61a&station=69e8ac16-4327-4af4-b873-fd5cd6e895a7>> (Zugriff: 15.12.2017).
- Werner, Florian: *Dunkle Materie. Die Geschichte der Scheiße*. München: Nagel & Kimche AG 2011.
- Wild, Markus: »Schon unser Briefwechsel hat das Gedicht allzu schwer belastet.« *Staiger und Heidegger über Mörikes »Auf eine Lampe«*. In: *Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse*. Hgg. Ralf Klausnitzer, Carlos Spoerhase. »Zeitschrift für Germanistik« NF Bd. 19 (2007), S. 207–221.

Iris Meinen | Universität Koblenz-Landau, imeinen@uni-koblenz.de

Entgrenzte Körper

Zur Darstellung von Körperausscheidungen in der Neuen Deutschen Pöpliteratur

Mitten in der Nacht wache ich auf, und es riecht so komisch im Zimmer, und ich schlage die Augen auf und fühle im Dunkeln so um mich herum, und alles ist naß und ich denke: Um Gottes willen. Feuchten Traum gehabt. Bitte, bitte, bitte nicht jetzt und nicht hier. Ich mache also das Licht am Nachttisch an, Knips macht das, und ich gucke an mir herunter und sehe, daß ich ins Bett gekotzt habe, aber das ist nicht alles, nein, ich habe auch noch ins Bett geschissen.¹

Als im Jahre 1995 der Debütroman Christian Krachts *Faserland* erscheint, schreibt Ilka Piepgras in der »Berliner Zeitung«:

Barbour-Jacken werden angezogen, ausgezogen, vergessen, verbrannt, geklaut. Ansonsten wird viel gesoffen und noch mehr gekotzt. Eigentlich wird ständig gekotzt und zudem manchmal ins Bett geschissen. Viel mehr tut sich nicht. Weil aber drastische Sprache und drastische Episoden nicht über Substanzlosigkeit hinwegtäuschen können, bleibt nach der Lektüre des Romans nur eine große Leere.²

Piepgras, ebenso wie zahlreichen anderen Rezensenten, dienten die offensive Darstellung von Körperausscheidungen und das scheinbare Fehlen eines Handlungsstranges als Merkmale

Das Motiv der Körperflüssigkeiten wird als ein Grundmotiv der Neuen Deutschen Pöpliteratur vorgestellt. Die in Verbindung mit diesem Motiv inszenierten Körperbilder können als entgrenzt beschrieben werden. Das Konzept der Entgrenzung fußt auf unterschiedlichen, kulturhistorisch etablierten Zuschreibungen und Kontextualisierungen, die erläutert und im Anschluss als Basis der exemplarischen Textanalyse dienen. Unter besonderer Fokussierung der vorgeführten Fäkalien werden die Romane *Feuchtgebiete* (2008) von Charlotte Roche und *Fleckenteufel* (2009) von Heinz Strunk untersucht.

1 Kracht: *Faserland*, S. 34.

2 Piepgras: *Ein Autor sinniert über seine Gedanken*.

literarischer Minderwertigkeit.³ Der Roman, der trotz seiner zum Teil kontroversen Kritiken zum Bestseller avancierte und heute zum festen Bestandteil germanistischer Lehre zählt, fand zahlreiche Nachahmer, die sich ähnlicher Verfahren und Themen bedienten. Benjamin von Stuckrad-Barre schildert in *Livealbum* (1999) detailliert die durch den ständigen medialen Anpassungsdruck ausgelöste Bulimie seiner Erzählfigur:

Noch tiefer ins Klo beugen, Finger jetzt in den Hals, es passiert nichts. Richtig hinten rein, vielleicht zwei Finger. Waren das die Mandeln? Das tat weh, das schien der richtige Weg. Krampf. Oh ja, es zuckte. Es ging, es kam, das mußten sie sein, die Mohrenköpfe. Stellung halten, mit der rechten Hand nach oben, tasten nach dem Knopf, spülen und weiter. In die Fluten Kotzen, es jetzt von selbst. [...] Die Seele aus dem Leib, sagt man ja so.⁴

In *Tristesse Royale* (1999) des popkulturellen Quintetts wird das unvermittelte und/oder bewusst herbeigeführte Sichentäußern als Zivilisationskrankheit im Kontext des Überflusses stilisiert, und in *Relax* (1997) von Alexa Henning von Lange dienen die Sekrete des Körpers vorrangig zur Verschleierung einer längst gescheiterten Paarbeziehung.⁵ Christian Kracht selbst setzt die Körpersäfte Blut, Schweiß, Fäkalien und Urin in *1979* (2001) als Symbol für den Zwang zur Entindividualisierung des Ich-Erzählers ein. All diese Texte, die unmittelbar mit dem Pop-Etikett versehen wurden, thematisieren Musik und Marken ebenso wie Konsum und Kotze. Die Figuren der Popliteratur haben, so urteilte bereits 2001 Georg Seeßlen, in der Mehrzahl eine Manie für beides, »für die glänzende Oberfläche der Warenwelt und aber auch für die unkontrollierte, konvulsivische [...] Offenheit des Körpers.«⁶ Rückblickend kann festgehalten werden, dass die Konsumgüter ebenso zu einem Grundmotiv der Popliteratur avancierten wie die Sekrete des Körpers.⁷ Frank Degler liest in der Verbindung dieser beiden Motive eine »epochale Pathologie«,⁸ die er als »Mangel eines Mangels«⁹ beschreibt. Er resümiert:

Die Epochenkonstellation, auf die die Körper der Ich-ErzählerInnen reagieren, ist die eines ubiquitären Überflusses an Konsummöglichkeiten, an Kommunikationsangeboten, Nahrungs- und Genussmitteln, Glücksversprechen, sexuellen Lüsten und Freiheiten. Die

3 Zum Verhältnis von literarischer Wertung und der Darstellung von Körpersekreten vgl. Meinen: *Eine Ästhetik des Ekels*, S. 113–124.

4 Stuckrad-Barre: *Livealbum*, S. 104f.

5 Eine quantitative Aufstellung der Sekretdarstellungen in den Texten *Faserland* (Christian Kracht), *Relax* (Alexa Henning von Lange), *Soloalbum* (Benjamin von Stuckrad-Barre), *Livealbum* (Benjamin von Stuckrad-Barre), *Tristesse Royale* (Joachim Bessing, Christian Kracht u.a.) und *1979* (Christian Kracht) findet sich bei Degler: *Sekrete Kommunikation*, S. 265–287.

6 Seeßlen: *Bedeutung und Wixis*.

7 Vgl. Degler: *Sekrete Kommunikation*, S. 265–287.

8 Ebd., S. 283.

9 Ebd., S. 284.

Körper reagieren auf dieses libidinöse Aufsaugen, indem sie dem Dauerzustand der Akkumulation und Konsumtion, Momente der Eruption und des Ausstoßes entgegensetzen.¹⁰

Degler deutet das Motiv der Körperflüssigkeiten folglich vorrangig als Ausdruck einer Zivilisationskritik im Kontext des Übermaßes. Im Gegensatz dazu kann die literarische Darstellung des sich öffnenden, unverschlossenen Körpers jedoch auch als ästhetische Neuerung verstanden werden. Im deutschsprachigen Literaturdiskurs gaben insbesondere die Popliteratinnen und Popliteraten den Startschuss für eine literarische Ästhetik, die seit einer Ausstellung von 1993 im *Whitney Museum of American Art* in New York unter dem Stichwort ›abject art‹¹¹ verhandelt wird. Diese im deutschsprachigen Raum als ›Ekelkunst‹ titulierte Ästhetik präsentiert im Motiv der Körpersekrete ein Bild des Körpers, das kontrastiv zum idealschönen verschlossenen Körperbild der Warenwelt steht, denn der popmoderne Freizeitkörper wird im Motiv der Körpersekrete als geöffnet inszeniert. Diese in der Gegenwartsliteratur präsentierten Körper weisen versehrte Körpergrenzen auf, der Körper erscheint dementsprechend als »entgrenzt«.¹² Helga Gallas spricht angesichts dieser zu beobachtenden Tendenz in der Literatur der 1990er Jahre sogar von einem »Versinken im Entgrenzten«.¹³

1. Der entgrenzte Körper

Mit der Verwendung der Begriffe ›versehrt‹ und ›entgrenzt‹ in Bezug auf den Körper (den – wie oben gezeigt – auch die zeitgenössische Literaturwissenschaft für die analytische Beschreibung einsetzt) geht eine Konzeptualisierung einher, derzufolge es eine Grenze zwischen einem ›Innen‹ und einem ›Außen‹ des Körpers gibt. Diese Grenze wird im subjektiven Erleben durch die Haut gebildet.¹⁴ Die Grenze ist weder unüberschreitbar noch undurchlässig: zum Einen durch die Existenz verschiedenster Körperöffnungen, durch die Stoffe aus dem Inneren hinaus als auch hinein können, zum Anderen durch die Tatsache, dass die Haut eine durchlässige Membran ist, die z.B. Schweiß absondert als auch Stoffe aus der Umgebung aufnehmen kann. Obwohl diese Austauschprozesse unausweichlich sind,

10 Ebd., S. 284f.

11 Bartels: *Trockenlegung von Feuchtgebieten*, S. 207.

12 Rytz: *Die Sprache der Haut*, S. 44.

13 Gallas: *Kleists Welt im Vergleich zur Inflation des Realen in der Gegenwartsliteratur*, zit. nach Rytz: *Die Sprache der Haut*, S. 44.

14 Zur Grenzmetapher vgl. Benthien: *Haut*, S. 25–48.

hat sich ab dem 18. Jahrhundert im Zusammenspiel des medizinischen¹⁵ und ästhetischen¹⁶ Diskurses, in dem der verschlossene – und damit ›hygienische‹ – Körper als Ideal gesetzt.¹⁷ In diesem Diskurs wird eine rigide Eindämmung und zugleich Regulierung der Zirkulation von Körpersekreten propagiert. Michail Bachtin hat diesen Wandel ausführlich beschrieben, im neuen Körperkanon wird »der fertige, streng begrenzte, nach außen verschlossene, von außen gezeigte, unvermischte und individuelle und ausdrucksvolle Körper« idealisiert.

Alles, was absteht und vom Körper ausgeschieden wird, alle deutlichen Ausbuchtungen, Auswüchse und Verzweigungen, d.h. all das, womit der Körper über seine Grenze hinausgeht und wo ein anderer Körper anfängt, wird abgetrennt, beseitigt, verdeckt und gemildert. Ebenso werden alle ins Körperinnere führenden Öffnungen geschlossen.¹⁸

Die Körpergrenzen dieser idealschönen Leiber sind jedoch – wie Menninghaus herausarbeitet – einer permanenten Bedrohung ausgesetzt, denn der »undurchlässige, geschlossene, makellose Behälter-Körper gerät in die Position der reinen und idealen Ordnung, während alle Öffnungen, Randbereiche und Oberflächen-Defekte die Gefährdung durch Verunreinigung markieren.«¹⁹ Die historische Entwicklung des Körperdiskurses zeigt also deutlich, warum Sekrete des Körpers im Rahmen der Literatur seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorrangig im Kontext des Ekels, des Disparaten, des Pathologischen, des Grotesken und/oder des Hässlichen konstruiert wurden – und warum die offensive, nicht negativ wertende Darstellung des geöffneten, nicht klar ›begrenzten‹ Körpers als ästhetische Kehrtwende in der Gegenwartsliteratur verstanden werden kann, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden.

Dem Konzept der (Körper-)Grenze ist immer auch die Möglichkeit des Grenzübertritts immanent. Körperausscheidungen können in diesem Sinne als ›Grenzübertritte‹ verstanden werden. Zwar sind sie biologisch unausweichlich, unterliegen jedoch im gewissen Maße der Kontrolle des Individuums. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass sie Gegenstand von kulturspezifisch und historisch wandelbaren Regeln und Konventionen werden, innerhalb derer sich ein Regelsystem etabliert, das Auskunft darüber gibt, wer, wann, wie und wo die Grenze überschreiten kann und darf. ›Kontrolle‹, ›Disziplinierung‹ und ›Normierung‹ sind die zentralen Stichworte innerhalb eines Körperdiskurses, der nach der Funktion des

15 Vgl. Löw: *Der Körperraum als soziale Konstruktion*, S. 211–222.

16 Vgl. Meinen: *Eine Ästhetik des Ekels*, S. 113–124.

17 Zur symbolischen Aufladung der Körperöffnungen vgl. Douglas: *Reinheit und Gefährdung*.

18 Bachtin: *Rabelais und seine Welt*, S. 361.

19 Menninghaus: *Ekel*, S. 154.

menschlichen Körpers innerhalb zivilisierter Gesellschaften fragt. In seinem Werk *Über den Prozess der Zivilisation* formuliert Norbert Elias mit Blick auf den Zivilisationsprozess: »[...] das Verhalten von immer mehr Menschen muß aufeinander abgestimmt, das Gewebe der Aktionen immer genauer und straffer durchorganisiert sein, damit die einzelne Handlung darin ihre gesellschaftliche Funktion erfüllt.«²⁰ Hiervon sei vorrangig der menschliche Affekthaushalt betroffen, der einer Funktionalisierung des Einzelnen im Rahmen dieses Prozesses entgegenstehe. Systematische Affektkontrolle sei demnach Grundbedingung in beständig expandierenden und sich demzufolge ausdifferenzierenden Gesellschaften. Die Affektkontrolle sei vorrangig dem Einzelnen übertragen worden, wie Elias am Verschwinden der Gewalt aus dem öffentlichen Raum erläutert. Das Unsichtbarwerden der Gewalt durch deren Monopolisierung ließe einen »Selbstkontrollapparat« entstehen, der die Einzelnen an ein »geregeltes Ansich-Halten« gewöhne.²¹ Dieses »Ansich-Halten«, so ließe sich daran anschließend formulieren, wird in der »zivilisierten« Gesellschaft nicht nur für die Affekte, sondern auch für die biologisch begründeten Ausscheidungsprozesse des Körpers gefordert.

Auf diesem Verständnis aufbauend, thematisieren die Texte der Popliteratur im Rahmen der Darstellung von Körpersekreten zwei Aspekte: Einerseits zeichnen sie im Motiv der Körpersäfte ein Bild von der Unmöglichkeit der vollständigen Selbstkontrolle, andererseits wird in den Sekreten die Frage nach einem bewussten Widerstand gegen Disziplinierung und Normierung innerhalb eines Körperdiskurses aufgeworfen, der eine vollständige Körperverschließung fordert.

Für eine derartige Auseinandersetzung gaben die Texte der 1990er Jahre Anstoß. Während die Arbeiten Krachts, Stuckrad-Barres und von Langes jedoch letztlich im pathologischen Diskurs verbleiben, entstehen ab den 2000er Jahren Texte, die, an popliterarische Ausdrucksformen anschließend, den pathologischen Diskurs zunehmend in den Hintergrund treten lassen und den Körper und seine Ausscheidungen auch als lustvolle Entgrenzungen zu inszenieren suchen. Hierzu werden im Folgenden zwei Texte detailliert besprochen, die in Inhalt und Form, trotz deren vermeintlichem Ende, zur Popliteratur zu zählen sind: *Feuchtgebiete* (2008) der ehemaligen VIVA-Moderatorin Charlotte Roche und *Fleckenteufel* (2009) von Heinz Strunk. Die Dichte und Intensität, mit der die Körpersekrete und -öffnungen in diesen Texten inszeniert werden, ist in diesen Werken besonders auffällig. Der Debütroman Charlotte Roches ist nach Aussage der Autorin »ausschließlich

20 Elias: *Über den Prozess der Zivilisation*, S. 327f.

21 Vgl. ebd., S. 327–330.

dem Bereich zwischen Muschi und Poloch gewidmet«²² und Heinz Strunk erhebt den Stuhlgang seines pubertierenden Protagonisten in *Fleckenteufel* zum Leitmotiv seines Romans. Sowohl Roche als auch Strunk sind Teil des Kultur- und Medienbetriebes. Bei ihren Erzählungen handelt es sich um Konstruktionen eines generationsspezifischen Archivs, dessen jeweiliger Gegenwartsbezug vorrangig durch popkulturelle Referenzen hergestellt wird. Inhaltlich sind die Erzählungen auf das Beobachtbare, das alltägliche Detail reduziert und durch die konsequente Subjektivität der jeweiligen Erzählinstanzen geprägt.²³ Deutlicher noch als in den Texten von Stuckrad-Barre, Kracht und von Lange wird in diesen beiden Erzählungen nach den Möglichkeiten einer Lebensweise gefragt, die sich nicht uneingeschränkt dem Diktat der Verschließung unterwirft und zugleich die Konstruktivität der kultur- und zeitbedingten Grenzüberschreitungsmodalitäten verhandelt.

2. Charlotte Roche: *Feuchtgebiete*

Der Debütroman von Charlotte Roche zeichnet ein differenziertes Körperbild, das im direkten Kontrast zur glatten und undurchlässigen Oberfläche eines perfektionierten weiblichen Körpers steht. Roche erzählt die Geschichte der 18-jährigen Helen Memel, die nach einer missglückten Intimirasur mit einer Analfissur in der proktologischen Abteilung des Maria-Hilf-Krankenhauses liegt. Während Helen auf den Besuch ihrer geschiedenen Eltern wartet, in der Hoffnung, diese an ihrem Krankenbett wieder versöhnen zu können, erfährt der Leser gleichermaßen detailliert etwas über Helens Familie wie über ihre sexuellen Vorlieben, über Hygiene und ihre Körperöffnungen. Es ist die Rede von eiternden Pickeln, Smegma und Blut ebenso wie von Urin, Sperma und Fäkalien. Die Intensität, Frequenz und Differenziertheit, mit der Roche den geöffneten Körper als *Movens* der Handlung einsetzt und zum Gegenstand von Reflexionen der Hauptfigur macht, ist sonst in keinem anderen Text der Popliteratur zu finden. Hierin markiert der Roman einen Höhepunkt der literarischen Konstruktion von Körperausscheidungen im popliterarischen Diskurs. Unter der Perspektive einer Körper(selbst)kontrolle wird zugleich in der vorgeführten Aufnahme und Abgabe von Sekreten nach den Möglichkeiten und Grenzen eines beherrschbaren und damit kontrollierbaren Körpers gefragt. Der geöffnete Körper wird auf zwei Ebenen kontextualisiert: einerseits

22 Roche, zitiert nach Rytz: »Die Sprache ist eine Haut«, S. 4.

23 Vgl. zur Ästhetik der Oberfläche: Seiler: »Das einfache wahre Abschreiben der Welt« oder den von Grabienski u.a. herausgegebene Sammelband zur deutschsprachigen Popliteratur *Poetik der Oberfläche*.

im Rahmen einer lustvollen, experimentellen Entgrenzung, andererseits in dem einer gewaltsamen und unkontrollierten Öffnung.

Lustvolle Entgrenzung oder die hyperstilisierte Überschreitung der Norm

Die Ich-Erzählerin pflegt »einen sehr engen Kontakt«²⁴ zu ihren Körperausscheidungen. Helens Körpersekrete befinden sich in einem ständigen Kreislauf des Ausscheidens und Wiederaufnehmens. Sie verwendet ihr Smegma »wie andere ihre Parfümflakons«²⁵, tauscht mit ihrer Freundin benutzte Tampons als Zeichen ihrer »Blutsschwesterschaft«²⁶ und führt seit Jahren ein »Muschihygieneselbstexperiment«²⁷ durch, indem sie sich auf beschmutzte öffentliche Toiletten setzt, um hierbei gezielt möglichst allerlei Bakterien, Bazillen und fremde Körpersäfte aufzunehmen. Im gleichen Maße verteilt sie ihre Sekrete an öffentlichen Orten und schreckt auch nicht davor zurück, ihre eigenen Ausscheidungen wieder aufzunehmen, ganz im Sinne einer »Körperausscheidungsrecyclerin«²⁸.

Ich kann tatsächlich von nichts an meinem Körper die Finger lassen. Ich finde für alles eine Verwendung. Wenn ich merke, dass langsam ein kleiner Popel in der Nase hart wird, muss ich den rausholen. Als ich noch kleiner war, habe ich das sogar in der Klasse gemacht. Ich kann auch heute noch nichts Schlimmes daran finden, wenn jemand seine Popel isst.²⁹

Die hier thematisierte und kontrollierte Überschreitung der Körpergrenze durch Aufnahme und Abgabe von eigenen und fremden Körpersekreten steht im direkten Kontrast zu einem Körperkonzept, das die Verschließung des Körpers fordert und innerhalb der Erzählung durch die Mutterfigur repräsentiert wird. Die Mutter Helens wird als Vertreterin eines Körperideals gezeichnet, das Körperausscheidungen als Verletzung eines ästhetischen und hygienischen Diktates sofort zu beseitigen und einzugrenzen sucht.

Meine Mutter hat auf meine Muschihygiene immer großen Wert gelegt [...]. Aus Muschiwaschen wird bei uns zu Hause eine riesenernste Wissenschaft gemacht. Es ist angeblich sehr schwierig eine Muschi wirklich sauberzuhalten.³⁰

Mama findet, das Wichtigste für eine Frau, die ins Krankenhaus kommt, ist, saubere Unterwäsche anzuhaben [...]. Mama stellt sich, glaube ich, vor, dass alle im Krankenhaus dann rumerzählen, was Frau Memel für eine dreckige Schlampe ist. Außen hui, untenrum pfui.³¹

24 Roche: *Feuchtgebiete*, S. 21.

25 Ebd., S. 19.

26 Ebd., S. 114.

27 Ebd., S. 20.

28 Ebd., S. 120.

29 Ebd., S. 119f.

30 Ebd., S. 18.

31 Ebd., S. 30.

Ebenso, wie die Vagina der Tochter einem zu kontrollierenden und anzuleitenden Reinigungszwang unterworfen ist, werden auch die Ausscheidungen des Afters seitens der Mutter in Form von Hypertypen negiert: »Als ich ein kleines Mädchen war, hat sie mir oft gesagt, sie gehe nie groß auf Toilette. Sie müsse auch nie furzen. Sie behalte alles innen, bis es sich auflöse.«³² Helens offensiver Umgang mit den Sekreten ihres eigenen, aber auch jener fremden Körper, kann nach Julia Reichenpfader als Form des Protestes gegen die Ideale ihrer Mutter gelesen werden.³³ Hierbei wird der Körper Helens zum Subjekt ihrer eigenen Lust und zur Auflehnung gegen jene »Hygienefanatiker«,³⁴ die eine vollständige Verschließung des Körpers fordern. Die kontrollierte und hyperstilisierte Überschreitung der Körpergrenze wird innerhalb der Erzählung aus Perspektive der Ich-Erzählerin als ein experimentelles und lustvolles Spiel entgegen der Norm der Elterngeneration konstruiert. Diese kontrollierte Überschreitung der Körpergrenze in der Figur der Helen Memel wird durch Roche positiv besetzt, denn die Autorin arbeitet im Bereich der verschiedensten Sekrete ohne den Einsatz von Verwerfungsprädikaten,³⁵ die eine eindeutig negative Lesart der vorgeführten Körperausscheidungen und der Aufnahme der selbigen rechtfertigen würden. Darin verzichtet die Verfasserin auf die Kontextualisierung der Sekrete im Bereich des Ekels und/oder des Hässlichen. Eine derartige Kontextualisierung, wie sie beispielsweise von zahlreichen Kritikern vorgenommen wurde, findet ausschließlich im Rahmen eines Rezeptionsprozesses statt, der den verschlossenen Leib als Ideal setzt. In dem Verzicht auf den Einsatz von Verwerfungsprädikaten im Kontext der Körpersekrete folgt Charlotte Roche zahlreichen Autoren der 1990er Jahre, wie z.B. Christian Kracht oder Alexa Henning von Lange.³⁶

Der eingeschriebene Normierungszwang

Eine vollständige Distanzierung von den durch die Mutterfigur repräsentierten Körperidealen gelingt Helen jedoch nicht:

Dass ich in Muschisachen so gesund und in Arschsachen normalerweise so verkrampft bin, liegt daran, dass meine Mutter mir ein Riesenkackaproblem angezchtet hat. [...] Wegen solcher Erzählungen schäme ich mich total, wenn jemand mich auf Klo hören oder riechen kann. Auf einer öffentlichen Toilette, auch wenn ich nur pinkle [...] werde ich

32 Ebd., S. 75.

33 Vgl. Reichenpfader: *Verletzte Hüllen, fehlende Häute*, S. 343.

34 Roche: *Feuchtgebiete*, S. 19.

35 Vgl. zum Verständnis der Verwerfungsprädikate: Meinen: *Eine Ästhetik des Ekels*, S. 120.

36 Vgl. ebd., S. 120–124.

um jeden Preis verhindern, dass die Frau in der Kabine neben mir das Gesicht zu dem Geräusch zu sehen bekommt. Genauso benehme ich mich auch bei meinem Kackageruch. Wenn reges Kommen und Gehen in der Kabine neben mir herrscht und ich rumgestunken habe, bleibe ich so lange ruhig in meiner Kabine, bis kein Zeuge mehr da ist. Dann erst traue ich mich raus.³⁷

Diese Passage zeigt deutlich, dass, obwohl die Erzählfigur zur Reflexion dieser hyperstilisierten Normierung der Fäkalien durch die Mutterfigur fähig ist, sie dennoch nicht in der Lage ist, sich dieser zu widersetzen. Hierin zeichnet Roche in der Figur Helen Memel einen in den Körper eingeschriebenen Normierungszwang nach. Die Schamhaftigkeit, mit der Helen ihre Fäkalien belegt, wird auch im Bereich der Sexualität sichtbar. Obwohl der Po bei Helen zum Sex dazu gehört, ist sie, im Gegensatz zu ihrer sonstigen Freizügigkeit, zum Austausch der Fäkalien nur bereit, wenn sie »schon ein paar Mal guten Sex mit ihm hatte. Das ist ein großer Liebesbeweis, den ich dann erbringe. Analsex, ohne dass ich mir den Arsch vorher ausgespült habe. Da muss das Vertrauen groß sein.«³⁸

Minutiös beschreibt die Autorin daher die Reinigung des Afters, die Helen derart perfektioniert hat, dass sie »präpariert« ist »für sauberen Posex, wie eine Gummipuppe«.³⁹ In dieser Beschreibung wird die Perfidität und Unnatürlichkeit dieser Körperperfektion aus Sicht der Erzählfigur konstruiert. Hierzu zählt auch, dass Helens Po »diesem modernen Rasurzwang unterworfen«⁴⁰ ist. Obwohl Helen sich »innerlich sehr gegen das Rasieren«⁴¹ und damit gegen das ästhetische Konzept einer glatten Körperoberfläche sträubt, beugt sie sich dennoch diesen ästhetischen Anforderungen. Das Körperbild einer glatten und damit haarlosen weiblichen Körperoberfläche wird im Text als die Normierung des weiblichen Körpers durch den Mann vorgestellt: »Ich finde, wenn Männer rasierte Frauen wollen, sollen sie auch das Rasieren übernehmen. Und nicht den Frauen die ganze Arbeit aufhalsen. Frauen wäre es doch ohne Männer egal, wie sie behaart sind.«⁴²

Die Fäkalien und der After markieren im Text den Punkt größter Intimität und sind somit zugleich höchster (Selbst)Kontrolle und Disziplin unterworfen. Der Umgang mit den Fäkalien wird durch die Hauptfigur als die widerwillige Anerkennung eines in den Körper eingeschriebenen Normierungszwanges konstruiert. Die Anerkennung dieses Körperideals führt

37 Roche: *Feuchtgebiete*, S. 75.

38 Ebd., S. 91.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 10.

41 Ebd.

42 Ebd., S. 67.

jedoch zur gewaltsamen Öffnung des Körpers, denn bereits zu Beginn der Handlung steht der geöffnete und nicht mehr kontrollierbare Körper im Fokus der Handlung: »Alles das Ladyshaven schuld. Feel like Venus. Be a goddess!«⁴³

Die gewaltsame Öffnung

Der After als scheinbar kontrollierbare Grenze zwischen Innen und Außen wird durch die Verletzung Helens und die sich anschließende Notoperation durchschritten, die Grenze wird aufgehoben. Hier findet durch die institutionellen Vertreter des Krankenhauses ein Eingriff in Helens Körper statt, der durch den medizinischen Diskurs legitimiert, aus der Perspektive der Figur jedoch als eine übergriffige Handlung verstanden wird.

Der nächste Proktologe, der reinkommt, sagt kurz: »Guten Tag, Professor Dr. Notz mein Name.« Und rammt mir dann was ins Arschloch. Der Schmerz bohrt sich die Wirbelsäule hoch bis zur Stirn. [...] Nach ein paar Schrecksekunden habe ich ein platzendes, nasses Gefühl und schreie: »Aua, vorwarnen bitte. Was war das, verdammt?« Und er: »Mein Daumen. [...]« Was für eine Art sich vorzustellen.⁴⁴

Im Anschluss an die Operation steht Helens Körper nun offen und nichts deutet mehr auf einen geschlossenen Schließmuskel hin:

Mehr Loch als Arsch.⁴⁵

Ich befürchte, dass ich auf jeden Fall schon mal luftinkontinent am Arsch bin. Es kommt einfach andauernd ohne jede Vorwarnung warme Luft aus dem Darm. Einen Furz kann man das beim besten Willen nicht nennen. Ich stehe an der Stelle ja einfach offen. [...] Es dampft einfach alles raus.⁴⁶

Die von Helen erfahrene Unkontrollierbarkeit ihres Körpers wird im Roman vorrangig durch die Personifikation einzelner Teile des Körpers markiert, den Roche hierin als »(eigen)mächtig«⁴⁷ konzipiert: »Der Körper und ich machen ein inneres Mpft, und dabei kommt ein Schwall von etwas unten raus. Warm. Könnte alles sein. Aus jeder Öffnung.«⁴⁸

Die Hauptfigur unternimmt zahlreiche Versuche, die Kontrolle über ihren Körper wiederzuerlangen. Hierzu zählt die Bitte an den Krankenpfleger Robin, ihre Verletzung fotografisch festzuhalten, damit sie sich ein eigenes Bild ihres Afters machen kann, und die Versuche, ihre Wunde selbst zu versorgen.

43 Ebd., S. 10.

44 Ebd., S. 12.

45 Ebd., S. 46.

46 Ebd., S. 89.

47 Reichenpfader: *Verletzte Hüllen, fehlende Häute*, S. 342.

48 Roche: *Feuchtgebiete*, S. 201.

Die Fäkalien, die in den Rückblenden als jene Körperausscheidungen konzeptualisiert wurden, die durch die Übernahme eines durch die Nebenfiguren repräsentierten Normierungszwanges höchster Überwachung unterworfen sind, stehen im Handlungsverlauf stellvertretend für den Verlust der Körperkontrolle.

3. Heinz Strunk: *Fleckenteufel*

Vor Aufregung und Hektik und Angst habe ich heute noch gar nicht gekackt. Und gestern auch nicht. Das rächt sich, ausgerechnet jetzt! Ich könnte die Toilette des Gemeindehauses benutzen, aber Kacken ist etwas Schmutziges, das man privat für sich machen muss. Ich lasse erst mal eine Ladung Entlastungspuppe kommen. Pppppffff.⁴⁹

Mit der Erzählung des versäumten Toilettenbesuches des pubertierenden Ich-Erzählers Thorsten Bruhns beginnt der Roman *Fleckenteufel* von Heinz Strunk. Strunk präsentiert in *Fleckenteufel*, wie auch in seinen früheren Erzählungen (*Fleisch ist mein Gemüse*, 2004; *Die Zunge Europas*, 2008), eine tragisch-komische Geschichte scheinbarer Unzulänglichkeiten. Thorsten nimmt im Sommer 1977 an einer Familienfreizeit der evangelischen Gemeinde in Scharbeutz an der Ostsee teil. Er ist 16, träumt von Sex mit gleichaltrigen Jungen und Mädchen, liest Fünf-Freunde-Bücher und leidet unter erheblichen »Kackhemmung[en]«. ⁵⁰ Die Erzählung wechselt zwischen den strukturierten Abläufen der christlichen Jugendfreizeit und den Beschreibungen eines als unzulänglich verstandenen jugendlichen Körpers. Der Leser erfährt von Thorstens Teilnahme an trostlosen Gruppenspielen und seiner akribischen »Rosettenpflege«, von miserablen Essensrationen und steifen Andachten, von Flatulenzen und Verstopfung. In *Fleckenteufel* sind die Fäkalien in einer regelrechten Typologie der Darmbewegungen und -ausscheidungen das Leitmotiv. Die Ausscheidungen des Darms werden ebenso detail- wie facettenreich unter Einsatz onomatopoetischer Mittel beschrieben und thematisiert, bis hin zu der Frage, warum der Mensch den eigenen Furz gerne riecht, nicht jedoch das eigene Erbrochene. ⁵¹

In *Fleckenteufel* wird die Tragik und Komik der Diesseitsbewältigung des jugendlichen Helden durch dessen Versuche, die Kontrolle über die Regungen seines Körpers zu erlangen, markiert. Hormonen und Enzymen scheinbar hilflos ausgeliefert, durchlebt Thorsten Momente größter Peinlichkeit und Scham, aber auch des Triumphes, denn alles scheint »nur eine

49 Strunk: *Fleckenteufel*, S. 6.

50 Ebd., S. 64.

51 Vgl. ebd., S. 7.

Frage der Kontrolle. Ein gut funktionierender Schließmuskel ist ebenso wichtig wie eine Lunge, die nicht dauernd in sich zusammenfällt«. ⁵²

Von der Trockenlegung feuchter Gebiete

Die Analogien des Romans *Fleckenteufel* zum Debüt Charlotte Roches in Covergestaltung, Schrifttyp und Titel sind offensichtlich. Das publizistische Feuilleton beschrieb den Roman Strunks als die männliche Antwort auf Roches *Feuchtgebiete*. In der »Welt« hieß es, Strunk stochere »in den Feuchtgebieten der Jungs«, ⁵³ Silvia Kusidio schreibt in ihrer Rezension »auf die *Feuchtgebiete* folge der *Fleckenteufel*« ⁵⁴ und in der »taz« urteilt Julian Weber, Strunk ergänze mit seinem Roman Charlotte Roches *Feuchtgebiete*. ⁵⁵ Beide Erzählungen thematisieren im Motiv der Körperausscheidungen die Möglichkeiten, Kontrolle über den eigenen Körper zu erlangen. Doch während die Heldin der *Feuchtgebiete* ein im Text durch die Nebenfiguren präsentiertes Körperideal demontiert und sich damit dem Ideal eines verschlossenen Körperkonzeptes immer wieder entzieht oder dieses nur widerwillig anerkennt, kämpft die Figur Strunks um die ständige Aufrechterhaltung einer Körperrnorm, die die Verschließung des Körpers fordert. Thorsten wird als Figur inszeniert, die, anders als die Protagonistin in *Feuchtgebiete*, das Ideal eines verschlossenen Körpers internalisiert hat.

»Ist das alles peinlich« ⁵⁶

Thorsten schämt »sich zu Boden« ⁵⁷ seit er denken kann. Besonders die unkontrollierten Regungen seines Leibes werden im Roman mit Scham und Peinlichkeit besetzt. Seine Flatulenzen sind »Wolken des Verderbens« ⁵⁸ und »Kacken ist etwas Schmutziges«. ⁵⁹ Durch die Verwendung dieser Verwerfungsprädikate verortet Strunk die Fäkalien – aus Perspektive der Erzählfigur – im Diskurs des Ekels und des Schmutzes. Diese Konstruktion impliziert die Anerkennung eines Körperideals, das die Ausscheidungen des Körpers mit zahlreichen Ver- und Geboten belegt. Aus Figurenpers-

52 Ebd.

53 Cassier/Schmiechen: *Strunk stochert in den Feuchtgebieten der Jungs*.

54 Kusidio: *Auf die »Feuchtgebiete« folgt der »Fleckenteufel«*.

55 Vgl. Weber: *Magna Charta der Darmwindungen*.

56 Strunk: *Fleckenteufel*, S. 7.

57 Ebd.

58 Ebd., S. 204.

59 Ebd., S. 6.

pektive ermöglicht das Fehlen der öffentlichen Kontrolle im Privaten, die Ausscheidung von Fäkalien als Genuss zu erleben. Hierzu finden sich im Text zahlreiche Belege: »Kacken ist etwas«, so die Bewertung der Erzählfigur, »was man privat für sich machen muss«, fürs »Scheißen« auf dem Busklo »kommt man ins Gefängnis« und Flatulenzen im öffentlichen Raum werden von der Frau des Küsters mit einem »Kleine-Leute-Hassgesicht«⁶⁰ unmittelbar bestraft. »Allein zu Hause« jedoch, so Thorsten, »kann man den Arschdruck auskosten und genießen. Arschdruck ist geilere als Kiffen.«⁶¹ Diese Textauszüge dokumentieren zweierlei: Einerseits die Lust des Heranwachsenden an den Regungen des eigenen Körpers jenseits bürgerlicher Tabus, andererseits jedoch die Anerkennung gesellschaftlicher Normen und Konventionen, die das Ausscheiden von Fäkalien in vielfacher Hinsicht reglementieren.

Thorstens Bestreben im Bereich der Körperausscheidungen die Norm eines kontrollierten ›Ansch-Haltens‹ zu erfüllen, ist jedoch insgesamt von wenig Erfolg gekrönt, wie ein Blick in die bereits erwähnte Eingangsszene zeigt: Nachdem Thorsten vor Aufregung vergessen hat, seinen Darm vor der Abfahrt in die Jugendfreizeit zu entleeren, rächt sich dieser in Form eines Sturzdurchfalles im Garten des Pfarrhauses. So etwas Peinliches ist »ihm im Leben noch nicht passiert«.⁶² Sein Po ist nun wund und so wird bereits die Hinreise im vollbesetzten Bus zu einer schmerzhaften Erfahrung. Der unkontrollierbare und geöffnete Körper steht somit am Beginn der Erzählhandlung im Fokus. Auf die Überschreitung der Norm reagiert Thorstens Körper nun mit Verschließung. Im weiteren Verlauf wird er von starken Verstopfungen gepeinigt, die täglichen »Kacksitzungen«⁶³ sind ergebnislos, er wird »dicker und dicker«⁶⁴ und befürchtet irgendwann »zu platzen«.⁶⁵ Die Fäkalien sind im Roman Ausdruck mangelnder Selbstkontrolle, indem sie sich der Beherrschbarkeit durch die Erzählfigur entziehen. Der eigene Körper wird dadurch als demütigend erfahren. Der Konnex von Fäkalien und Demütigung spiegelt sich auch im aggressiven Kommunikationsverhalten der Jugendlichen untereinander wider, wenn einer der Mitreisenden Thorsten mit der kontextfreien Verbalgeste beschimpft: »Hast du dir eigentlich schon mal in den Arsch gekackt?«⁶⁶

60 Ebd., S. 9.

61 Ebd., S. 11.

62 Ebd., S. 8.

63 Ebd., S. 144.

64 Ebd.

65 Ebd.

66 Ebd., S. 21.

Im gleichen Maße, wie sich seine Verdauung seiner Selbstkontrolle entzieht, entziehen sich auch andere Lebensbereiche seiner Einflussnahme. Er scheitert ebenso beim Versuch, Teil der coolen Jungsclique zu werden wie von den Mädchen wahrgenommen zu werden. Selbst nach der gemeinsamen »Druckbetankung« mit Apfelkorn geht Thorsten bei der sich anbahnenden Knutscherei leer aus und wird von seinen Zeltkollegen im Freien zurückgelassen, wo er seinen Rausch ausschläft.

»Ein Leben ohne Magen-Darm-Trakt, mit schweinchenrosa Rosette und ewig guter Laune, das wär's.«⁶⁷

Gerne würde Thorsten irgendwo dazugehören oder wäre auch gerne wie »irgendwer, damit er sich nicht so alleine auf der Welt fühle«.⁶⁸ Der Wahrnehmung des vollständigen Kontrollverlustes und der Unmöglichkeit der Einflussnahme setzt Thorsten zwei Tätigkeiten entgegen: »Wichsen plus penibelste Anhygiene«.⁶⁹ Thorsten ergeht sich in hetero- und homosexuellen Fantasien gleichermaßen intensiv wie in der Vision eines zeitlos schönen Afters. Es ist sein erklärtes Ziel, bis ins hohe Alter seine »Rosette in einem absoluten Topzustand«⁷⁰ zu erhalten. In der akribischen Behandlung seines Afters mit Nivea-Creme glaubt er, dieses Ziel erreichen zu können:

Nach meinem Tod liege ich als eine unter unzähligen Leichen aufgebahrt in der Totenwaschanlage. Ich bin wie alle anderen total verrottet, mit Grieben, Flechten, Warzen und Geschwüren zugewachsen, grisseliges Haar überall und nirgends [...] Die Leichenwäscher stören sich nicht daran, sie sind einiges gewöhnt. [...] Dienst nach Vorschrift, alles wie immer, doch dann: Als sie meine Arschbacken auseinanderziehen, um mein Loch zu waschen, schimmert ihnen eine jungfräuliche Rosette entgegen, der Lohn jahrzehntelanger Reinigungsanstrengungen. So soll und wird es eines Tages kommen.⁷¹

Beide von der Erzählfigur präsentierten Lösungskonzepte sind Ausdruck der Notwendigkeit, der von Thorsten erfahrenen Hilflosigkeit etwas Beherrschbares entgegenzusetzen. Die Fokussierung der Erzählfigur auf eine Rosetten-Ästhetik stellt eine Parodie auf das Konzept eines ästhetischen, alle Körperbereiche durchdringenden Körperideals dar.

Die Erzählung Strunks endet mit dem Tod von Elvis Presley. Entgegen der offiziellen Version ist der Musiker in der Fantasie des Erzählers an

67 Ebd., S. 200.

68 Ebd., S. 128f.

69 Ebd., S. 64.

70 Ebd., S. 33

71 Ebd., S. 174f.

Verstopfung gestorben: »mit dem Bauch aufgebläht von Tabletten, Burgern und vertrockneter alter Scheiße. Der King an Verstopfung gestorben [...].«⁷²

4. Fazit

Roche und Strunk folgen in ihren Darstellungen der allgemeinen Tendenz popliterarischer Texte, den eigenen Körper, dessen Öffnungen und Ausscheidungen zentral zu inszenieren und sich hierin dem »Gebot der empfindsamen Entkörperlichung des Begehrens«⁷³ zu widersetzen. Die Texte schreiben in der hyperstilisierten Konzentration auf die verschiedenen Ausscheidungen des Körpers von der Wirkmacht eines Körperdiskurses, der einzig die kontrollierte, durch gesellschaftliche Normen konventionalisierte Überschreitung der Körpergrenzen legitimiert. Die Texte präsentieren in der bewussten Überschreitung der Körpergrenzen und der Erkundung des Körperinneren das Bild von einem lustvollen Spiel mit dem eigenen Körper und dessen Funktionen. In diesen Darstellungen zeigt sich ein Widerstand gegen Disziplinierung und Normierung. Die konventionalisierten Grenzübertritte werden in den Handlungszusammenhängen unterlaufen und aus Figurenperspektive positiv erlebt und bewertet. Wie stark der Verschlussdiskurs und seine Normierungen dennoch auf die Figuren einwirken, zeigt sich darin, dass der nicht-konventionelle Grenzübertritt nur in einzelnen Bereichen stattfindet und der individuellen Kontrolle unterliegt. Bemerkenswerterweise arbeiten sowohl Roche als auch Strunk mit adoleszenten Figuren, denen eine Grenzüberschreitung im literarischen Rezeptionsprozess in verschiedensten Bereichen am ehesten zugestanden wird. Das Konzept einer lustvollen selbstbestimmten Entfernung vom Ideal des verschlossenen Körpers erscheint hier nicht als grundsätzlicher Anspruch, sondern als Stufe des Heranwachsens.

Wie stark jedoch die Wirkmacht des Diskurses ist, zeigt sich dann, wenn den Figuren die Kontrolle über den eigenen Körper versagt: Dann dominieren Scham und Peinlichkeit. Dies geschieht in den Erzählungen vorrangig im Bereich der Fäkalien. In beiden Romanen fürchten sich die Protagonisten vor dem Versagen ihres Schließmuskels. Obwohl die Figuren zur kritischen Reflexion der konventionalisierten Normierung des Ausscheidens fähig sind, gelingt ihnen eine vollständige Distanzierung von dem Ideal eines verschlossenen Körpers in der Figur der Fäkalien nicht. Darin offenbart sich

72 Ebd., S. 211.

73 Degler: *Selbstbezüglichkeit*, S. 87.

ein Widerspruch, denn ausgerechnet in der Anerkennung der Norm wendet sich die Darstellung ins Pathologische. Helens Selbstverletzung wird durch die Institution Krankenhaus so weit vorangetrieben, dass sie Gefahr läuft, tatsächlich »anal inkontinent«⁷⁴ zu werden, und Thorsten reagiert auf das Bewusstsein seiner Normverletzung mit Verstopfung. In der Anerkennung der verschlossenen Körpernorm kommt es zum vollständigen Kontrollverlust. Hierin zeigt sich der subversive Charakter der Darstellungen.

Literaturverzeichnis

- Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Hg. Renate Lachmann. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995.
- Bartels, Klaus: *Trockenlegung von Feuchtgebieten. Christian Krachts Dandy-Trilogie*. In: *Poetik der Oberfläche. Die deutschsprachige Popliteratur der 1990er Jahre*. Hgg. Olaf Grabienski, Till Huber, Jan-Noel Thon. Berlin, Boston: De Gruyter 2001, S. 207–225.
- Benthin, Claudia: *Haut. Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse*. Reinbek/H.: Rowohlt 2001.
- Bessing, Joachim; Kracht, Christian u.a.: *Tristesse Royale*. 3. Aufl. Berlin: List 2009.
- Cassier, Philipp; Schmiechen, Frank: *Strunk stochert in den Feuchtgebieten der Jungs*. »Welt online« (5.2.2009). <<https://www.welt.de/kultur/article3154893/Strunk-stochert-in-den-Feuchtgebieten-der-Jungs.html>> (Zugriff: 18.3.2018).
- Degler, Frank: *Sekrete Kommunikation. Das Motiv der Körperflüssigkeiten in der Neuen Deutschen Popliteratur*. In: *Epochen/Krankheiten. Konstellationen von Literatur und Pathologie*. Hgg. Frank Degler, Christian Kohlroß. St. Ingbert: Röhrig Universitäts-erlag 2006, S. 265–287.
- Degler, Frank; Paulokat, Uta: *Neue Deutsche Popliteratur*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag 2008.
- Degler, Frank: *Selbstbezüglichkeit. Sex und Gender in »Relax« und »Soloalbum«*. In: *Pop und Männlichkeit. Zwei Phänomene in prekärer Wechselwirkung?* Hg. Katja Kauer. Berlin: Fink & Timme 2009, S. 71–88.
- Douglas, Mary: *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- Elias, Norbert: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Wandlungen des Verhaltens in weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Grabienski, Olaf; Huber, Till; Thon, Jan-Noel: *Poetik der Oberfläche. Die deutschsprachige Popliteratur der 1990er Jahre*. Berlin, Boston: De Gruyter 2001.
- Heimerl, Theresia: *Der Skandal des Körpers. Woran Feuchtgebiete die Theologie erinnern sollte*. »Herder Korrespondenz. Monatsheft für Gesellschaft und Religion« 11 (2008), S. 562–567.
- Henning von Lange, Alexa: *Relax*. 10. Auflage. Reinbek/H.: Rowohlt 2008.

- Hörisch, Jochen: *Ende der Vorstellung. Die Poesie der Medien*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1999.
- Kracht, Christian: *Faserland*. 9. Auflage. Köln, Frankfurt/M.: Kiepenheuer & Witsch 2018.
- Kracht, Christian: 1979. 5. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005.
- Kusidio, Silvia: *Auf die »Feuchtgebiete« folgt der »Fleckenteufel«*. »Mitteldeutsche Zeitung« (12.2.2009). <<https://www.mz-web.de/kultur/literatur-auf-die-feuchtgebiete-folgt-der-fleckenteufel-7954546>> (Zugriff: 12.9.2017).
- Löw, Marie: *Der Körperraum als soziale Konstruktion*. In: *Geschlechter-Räume: Konstruktion von »gender« in Geschichte, Literatur und Alltag*. Hg. Margarethe Hubrath. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2001, S. 211–222.
- Meinen, Iris: *Eine Ästhetik des Ekels. Körperflüssigkeiten und Popliteratur*. In: *Was wir lesen sollen. Kanon und literarische Wertung am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Hgg. Stefan Neuhaus, Uta Schaffers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016, S. 113–124.
- Meninnghaus, Winfried: *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.
- Piepgas, Ilka: *Ein Autor sinniert über seine Gedanken*. »Berliner Zeitung« (23.3.1995). <<http://www.berliner-zeitung.de/archiv/ein-zeitgeistbuch-von-christina-kracht-der-autor-sinniert-ueber-seine-gednaken,10810590,8931056.html>> (Zugriff: 13. 5.2018).
- Reichenpader, Julia: *Verletzte Hüllen, fehlende Häute. Frauenkörper in der deutschen Gegenwartsliteratur*. In: *Hülle und Haut: Verpackung und Umschlag, Techniken des Verkleidens und Umschließens*. Hg. Ute Seiderer, Michael Fisch. Berlin: Rotbuch-Verlag 2014, S. 333–352.
- Roche, Charlotte: *Feuchtgebiete*. 29. Aufl. Köln: DuMont Buchverlag 2008.
- Rytz, Juliane Rosemarie: *»Die Sprache ist eine Haut«. Subjektivierung entlang versehrter Körpergrenzen in der Gegenwartsliteratur*. 2009. <<https://elib.suub.uni-bremen.de/edocs/00103943-1.pdf>> (Zugriff: 12. 9.2017).
- Seeßlen, Georg: *Bedeutis und Wixis. Was kann die Popliteratur, und was meint sie zu können*. »literatur konkret« 26 (2001/ 02). <<https://konkret-magazin.de/hefte/sonderhefte/id-26/articles/bedeutis-und-wixis.html>> (Zugriff: 21.10.2017).
- Seiler, Sascha: *»Das einfache wahre Abschreiben der Welt«. Pop-Diskurse in der deutschen Literatur nach 1960*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006.
- Stuckrad-Barre, Benjamin: *livealbum*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1999.
- Strunk, Heinz: *Fleckenteufel*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2010 (erstmal 2009).
- Weber, Julian: *Magna Charta der Darmwindungen*. »taz« (27.1.2009). <<http://www.taz.de/!5168919/>> (Zugriff: 23.9.2017).
- Wittrock, Claudia: *Anders sein – echt sein. Zur Attraktivität des versehrten Körpers in der jungen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bremen: Universität Bremen, Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien 2000. <<http://www.deutschlandstudien.uni-bremen.de/wp-content/uploads/2011/05/heft151.pdf>> (Zugriff: 23.9.2017).

Johannes Ullmaier

Johannes Gutenberg-Universität Mainz, ullmaier@uni-mainz.de

Infinite Shit

Über eine Buch-Evolution von Dieter Roth

U: Vielleicht sollte man vorab mal sagen, wovon hier eigentlich die Rede ist.¹

J: Als ob das jemand lesen würde, der nicht eh weitgehend orientiert ist...

U: Sicher ist das unwahrscheinlich, aber nominell soll es ja doch darum gehen, Roths Werk weiter bekannt zu machen, also ›Außenstehenden‹ eine Chance bzw. Anhaltspunkte zu geben, warum es sich lohnt, sich damit zu beschäftigen.

J: Also?

U: Also erst mal sowas wie hier, mein offizieller Einstieg: »Nach wie vor wird Dieter Roth, 1930–1998, allgemein primär als Bildender Künstler und erst in zweiter Linie auch als Dichter, Musiker, Verleger, Theoretiker etc. wahrgenommen. Neben einer Unmasse von Werken

Der Beitrag verfolgt primär drei Ziele: Erstens möchte er Dieter Roths in der germanistischen Literaturwissenschaft bislang kaum rezipierte Lyrik und deren singuläre Editionsform einführend charakterisieren, zweitens den produktions- und rezeptionspsychologischen Implikationen ihrer durchgängigen Selbstbenennung als »Scheisse« nachgehen und drittens eine systemische Eigenverdauungästhetik jenseits der Fixierung auf skatologische Einzelmotive oder Meisterdenker skizzieren.

1 Der folgende Text bietet Auszüge aus dem Beitrag »Scheisse ohne Ende. Über eine Buchserie von Dieter Roth«, der im von Uwe Lohrer und Ingo Borges herausgegebenen und im Januar 2011 in Stuttgart publizierten Katalog *Dieter Roth. Souvenirs* erstmals erschien (vgl. dort S. 71–143) – als dialogische Rekonstruktion eines am 14.11.2009 auf der Tagung der Dieter Roth Akademie anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Staatsgalerie Stuttgart gehaltenen, jedoch verlorenen Vortrags. – Vielen Dank an Uwe Lohrer für die freundliche Abdruckgenehmigung.

nahezu sämtlicher Kunstsparten und -formen veröffentlichte er ab den 50er Jahren auch weit über zweihundert Bücher. Diese bilden, was die Ausschöpfung des Möglichkeitsspektrums der Buchform nach Inhalt und Gestaltung angeht, wohl den größten Kosmos, den je ein Einzelner aufgespannt hat. Bei manchen dieser Buchprojekte steht der Objektcharakter ganz im Vordergrund, andere verzichten weitgehend oder ganz auf Texte, die meisten aber präsentieren – teils nah an der üblichen Buchform, teils weit davon entfernt – eigene literarische Arbeiten. Eine aus literaturbetrieblicher Sicht singuläre Besonderheit besteht darin, dass Roth – analog zu seiner Praxis in anderen Werkbereichen, wo dies weniger ungewöhnlich ist – auch seine meisten literarischen Veröffentlichungen in Serien realisiert hat, deren Verbindung nach außen fast ausnahmslos durch verwandte Titel, im Inneren durch ihre Familienähnlichkeit markiert ist. Die wichtigsten dieser Serien, deren Identifikation und Einordnung durch die Tatsache, dass ihre Evolutionen sich vielfach zeitlich überlagern und gelegentlich kreuzen, nicht gerade erleichtert wird, sind die *Wolken* (inkl. *poetrie*, 1966–1976), die *Essays* (1971ff.), die *Lebensläufe* im engeren Sinne, wie auch im autobiographisch weiteren Sinne (*Notizbuch* 1966; *Die blaue Flut*, 1967; *Snow*, 1966ff., die *Tagebücher*, insbesondere seit dem *Biennale-82er-Tagebuch*, gipfelnd in den späten *Copybüchern*), die *Bastelnovellen* (1974–1980), die sich z.B. mit den *Lebensläufen* kreuzen, die *Tränen/Weinen-Spur* (1973–1979), deren letzter Band sich mit gleich mehreren anderen Serien kreuzt, ferner die definitionsgemäß alle anderen Serien umfassenden bzw. kreuzenden, allerdings unvollständig gebliebenen *Gesammelten Werke* (1969ff.) sowie – last but not least – die *Scheisse*-Serie, um die es im folgenden gehen soll.«

J: Ok, als erster Zoom: Der Buchkosmos als Teil des Gesamt-Roth-Kosmos, und die *Scheisse* als Teil des Buch- bzw. literarischen Werks, und alles vielfach überkreuzt...

U: Ja, und zur Serie selbst vorab noch: »Die im Zeitraum von 1966 bis 1975 (bzw. – wenn man die Nachauflagen mitzählt – 1983) erschienenen, je nach Zählung zwölf bis neunzehn *Scheisse*-Bücher stellen weder die langlebigste (das sind wohl die *Essays*) noch die monumentalste (vgl. die *Gesammelten Werke* und die *Copybücher*) unter Dieter Roths Bücherfolgen dar, höchstwahrscheinlich jedoch diejenige, auf deren evolutive Reichhaltigkeit er am meisten Energie verwendet hat (bzw. andere verwenden ließ) und an deren exemplarischem Nachvollzug entsprechend viel über sein serielles Produktionsverfahren zu lernen sein sollte. Einer traditionell literaturwissenschaftlichen Perspektive kommt Roths *Scheisse* zudem darin entgegen, dass sie sich von seinen schriftstellerischen Werken am wenigsten einer Verortung im üblichen Gattungskanon – nämlich als Lyrik – entzieht. Zwar pflegt Roth, wie stets, auch hier einen extrem eigen-

sinnigen Umgang mit den überkommenen Gattungsnormen und -traditionen – was bisweilen zu Texten führt, die niemand ohne Kontext noch als Lyrik identifizieren würde. Doch gemessen an anderen Serien, wo die Gattungsbezeichnung entweder ein Witz ist wie bei den *Essays*, meta-parodistisch wie bei den *Bastelnovellen*, oder als Neuprägung – wie im Fall der *Wolken* oder *Tränen* – selbst auf die Non-Rubrizierbarkeit des betreffenden Korpus verweist, trägt das erste, fundierende *Scheisse*-Buch von 1966 seinen ebenso konventionellen wie lyrikgeschichtsschwangeren Untertitel *Neue Gedichte* durchaus ernsthaft und mit Recht – letztlich sogar mit mehr und älterem Recht als die meisten der im Literaturbetrieb zeitgleich prominenten Gedichtveröffentlichungen, die – wahlweise post-spät-benn-ernüchtert, hermetistisch, politisierend oder ›experimentell‹ – de facto viel weiter vom klassisch-romantischen Ideal von Lyrik als stimmungshafter Selbstaussprache und dem unmittelbaren Empfindungsausdruck eines möglichst authentischen dichterischen Subjekts entfernt waren als Roths *Scheisse*« –

J: Halt, das geht jetzt, finde ich, schon zu sehr in die Gattungsdiskussion. Die kann man aber gar nicht sinnvoll führen, bevor man nicht etwas zum Erscheinungsmodus, d.h. zum öffentlichen Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein dieser Texte gesagt hat. Bei dir klingt das so unauffällig: »von dann bis dann erschienen«, da stellt man sich doch ganz normale Literaturverlagspublikationen vor, mit Vertreterkonferenz und Herbstvorschau, Besprechung in der »FAZ« – aber von alledem kann da ja gar keine Rede sein.

U: Stimmt, die meisten *Scheisse*-Bücher sind in kleinen Auflagen erschienen...

J: Naja, nicht unbedingt kleiner als bei aktueller Lyrik üblich. Richtwert: 400, mal etwas mehr, im Einzelfall auch weniger...

U: ...vor allem bei den Vorzugsausgaben. Aber wirklich ist die Auflagenhöhe an sich gar nicht der Punkt; eher das, was man als ›Ansiedlung‹ bezeichnen könnte, die für deutschsprachige Literaturverhältnisse praktisch fiktiv war, nicht nur geographisch, wie beim ersten *Scheisse*-Band, wo es immer wie selbstverständlich heißt: »erschieden 1966 in Providence«, ohne Verlagsangabe, so als wäre das ein üblicher Erscheinungsort für deutsche Gegenwartsliteratur – was ja selbst bei einem anderen Titel und normalerem Inhalt merkwürdig gewesen wäre.

J: Bei »Providence« hab ich zuerst »Provence« assoziiert und dachte: irgendwo in Frankreich...

U: Statt Rhode Island/USA, wo Roth damals Dozent war. Aber viel wichtiger als der Orts-Aspekt ist der kultursoziologische: Roths Bücher wurden bis vor wenigen Jahren ausschließlich – und werden noch heute größtenteils – im Kunstfeld wahrgenommen, nicht als Dichtung. Und wenn

da doch oft, vielfach schwer zu übersehen, Texte drin sind, ist das für die Sammler, bei denen die Bücher nach und nach – als Auflagenobjekte – eintrudeln, bestenfalls ein Nebeneffekt.

J: Sternzeichen Kunst, Aszendent Literatur.

U: Noch immer sind viele Roth-Bücher, die man real irgendwo findet, nicht mal aufgeschnitten.

J: Weil das den Wert mindern würde.

U: Ja, weil bei den Sammlern auf der einen Seite der Waage naturgemäß dieser Objektfetischismus liegt, und dieser Jungfräulichkeitswahn –

J: Der Roth selbst völlig fremd war, der hat die Seiten seiner Bücher, wie man hört, ja einfach aufgerissen, mit dem Finger, ohne Rücksicht auf Verluste.

U: – und in der anderen Waagschale schlummert dann, vielleicht, die Leselust, aber die wiegt im Regelfall nicht gar so schwer. Jedenfalls wurde der erste *Scheisse*-Band im Literaturbetrieb, wie man in Wien sagt: ned amol ignoriert. Und das setzte sich mit allen weiteren fort, zumindest mit denen, die im engeren Sinn zur Serie gehören. Da wurde ohne jede Wechselwirkung mit der realen Literaturwelt produziert, diesseits von Bestärkung und Kritik, gewissermaßen nebenweltlich, außerzeitlich. Weder das ›Erscheinen‹ noch die Einstellung der Serie wurden irgendwo ernsthaft bemerkt. Mit der Folge, dass sie bis heute einerseits total obskur ist, zugleich aber auch weitgehend unabgeheftet, ja fast unberührt.

J: In dem Punkt wirkt Roth wie ein Pionier heutiger Homepage- oder Print-on-demand-/Do-it-yourself-Produktion, wo ja auch teils riesige Eigenwelten ›öffentlich‹ entstehen, ohne jeglichen Bezug auf irgendein öffentliches Interesse.

U: Naja, ganz so war es bei Roth natürlich nicht. Denn erstens haben sich die Leute in seinem Umfeld und die Kunstwelt schon für seine Bücher interessiert, sehr sogar – wenn auch eben oft unter Ausblendung wesentlicher, nämlich aller literarischen Aspekte. Und zweitens hatte er, so wie doch eigentlich zu allem, auch zur Literaturszene Kontakt, hat 1967 zum Beispiel mal in Stuttgart eine Lesung gehabt, gemeinsam mit Bense, Heißenbüttel, Döhl, Rühm, Jandl, Harig, Kriwet, also mitten im Zentrum der damaligen Literatur-Avantgarde, so wie er ja überhaupt als Literat beginnen wollte und begonnen hat, mit seinen frühesten Gedichten, und auch später, Mitte der 50er, als Konkreter Dichter, mit Gomringer und der »Spirale«.

J: Moment, bevor wir in die biographische Spur geraten, müssen wir doch erst noch mal die materiale Ausgangslage etwas klarer machen.

U: Zusammenfassend kann man vielleicht sagen, dass die *Scheisse* einer der großen ungehobenen Schätze der deutschen Literaturgeschichte

ist, ein Unikum – und bislang ein Phantom. Zwar gab es durchaus schon Versuche, sie in den literarischen Betrieb einzuspeisen, sei es mit der Kompilation *Frühe Schriften und typische Scheisse*, die Oswald Wiener 1973 für die Sammlung Luchterhand (SL 125) zusammengestellt hatte, oder später mit *Da drinnen vor dem Auge*, einem Lesebuch, das Jan Voss, Beat Keusch und ich 2005 in der edition suhrkamp (es 2400) gemacht haben. Aber das zählt in dieser Hinsicht kaum, denn erstens ist da immer nur eine kleine, notwendig unzureichende Auswahl von *Scheisse*-Gedichten drin, neben anderen Werkgruppen, wo man natürlich immer streiten kann, wie adäquat oder repräsentativ das jeweils ist, in sich und im Verhältnis; vor allem aber bleibt dabei – und das wäre selbst dann so, wenn sämtliche *Scheisse*-Texte drin wären – der Serien- und Evolutionsaspekt samt allen damit verbundenen und für den Werkcharakter essentiellen Aspekten außen vor.

J: Abgesehen davon, dass der Literaturbetrieb bisher auch ganz gut ohne *Scheisse* ausgekommen ist.

U: Findest du?

J: Naja, aus seiner Sicht.

U: Das stimmt, jedenfalls musste der Luchterhand-Band seinerzeit von Hansjörg Mayer vorm Einstampfen bewahrt werden – mit der Folge, dass die Originalausgabe heute ›schwer gesucht‹ ist, wenn auch bloß von wenigen. Aber der deutschsprachige Buchmarkt von 1973 – den man von heute aus, zum Teil sicher mit Recht, gern idealisiert – war restlos desinteressiert. Und wenn es dem Suhrkamp-Band später nicht ganz so schlimm ergangen ist, dann wohl vor allem deshalb, weil man bei Toten toleranter ist.

J: Auch weil man da nicht mehr befürchten muss, sie durch zu wenig Nichtachtung zum Weitermachen zu ermuntern.

U: So oder so kann von einer ›Durchsetzung‹ von Dieter Roth als Lyriker nicht im Entferntesten die Rede sein. Im *Großen Conrady*, der amtlichen deutschsprachigen Anthologie, wo sich gerade zur Gegenwart hin scharenweise unbedeutendere Dichter tummeln, kommt er überhaupt nicht vor.

J: Wäre es dir lieber, er wäre drin? Hätte man da nicht dasselbe Problem wie bei den Auswahlbänden?

U: Reduktion durch Isolierung, nur noch krasser...

J: Würden Roths Gedichte die Verpflanzung in den Kanon-Kontext überhaupt verkraften?

U: Ein paar wohl schon, glaube ich. Obwohl ich selbst bei denen nicht weiß, ob ich sie gern dort sähe. Aber das wäre sowieso der allerletzte Schritt. Das erste, grundlegende Problem ist doch stattdessen folgendes: Die *Scheisse*-Texte sind, so wie die aller anderen Roth-Buchserien, in Kunstbüchern versteckt, die ihrerseits in Galerien, Museen und Kunstsammlungen versteckt

sind. Was man dagegen bräuchte, wäre ein wohlfeiler Reprint sämtlicher *Scheisse*-Bücher – klar, ein Widerspruch in sich, denn wohlfeil ist das nicht zu machen, schon wegen der schieren Menge, aber auch wegen der aufwendigen Gestaltung mancher Bände, die man nicht einfach ignorieren kann.

J: Vielleicht lieber eine Online-Edition?

U: Das wäre sicher das Vernünftigste, das sollte man mal bei der DFG beantragen: Alle Bände möglichst perfekt digitalisieren und so auf ein Portal stellen, dass man sich nach verschiedenen Kriterien durch das ganze Ensemble klicken kann, auch einzelne Elemente herausziehen und vergleichen, quasi übereinanderlegen, zu beliebig dichten Palimpsesten, ganz nach Roths *Snow*-Prinzip.

J: So dass man beispielsweise ein Gedicht wie *In die Wurst* – ausgehend vom ersten Band – durch all seine Entwicklungsstadien verfolgen könnte?

U: Ja, oder die verschiedenen Erscheinungsweisen überlagern und ›verdicken‹...

J: Oder so, dass man auf Wunsch die Abweichungen hervorgehoben sehen könnte, zwischen jeweils anzuwählenden Fassungen. Eine Art flexibler Variantenapparat.

U: Auch das, aber eben nicht nur für die Texte selbst, sondern – zumal wenn die reale Haptik ohnehin verlorengelassen – auch für die Typographie, für die Zeichnungen, die Reihenfolgen, Anordnungen, Impressumangaben, Einbände, Papier- und Bindearten, Drucktechniken, Vorzugsausgaben-Varianten, ebenso für bestimmte Motive, Leitfehler etc. – dazu Verweise auf einen mitzuliefernden Stellenkommentar, der allerdings deutlich abzutrennen wäre. Im Endeffekt müsste jeder Interessierte sich – frei, aber geordnet – durch das ganze *Scheisse*-Universum bewegen können, ohne dafür in die Sammlung Sohm gehen oder einen Kleinwagen investieren zu müssen.

J: Anders wird das Werk nie breiter zu vermitteln sein, egal was und wie viel man sonst darüber redet oder schreibt.

U: Wobei man schon Tendenzen dieses Darüber-Redens unterscheiden kann, das im Kunstbetrieb ja heute meist ein von Besitzenden bestelltes Reden ist, mit dem einzigen Zweck, den ›kulturellen‹, sprich: monetären Kurs ihrer Besitzstände zu heben.

J: Du meinst, es käme darauf an, so über die *Scheisse* zu reden, dass sie dadurch billiger wird.

U: Nicht unbedingt billiger, bloß allgemein erschwinglich. Weshalb ich es auch falsch fände, eine Online- resp. Digital-Edition und einen möglichen Gesamt-Reprint gegeneinander ausspielen zu wollen.

J: Lieber zu viel als zu wenig! Um sowas Monströses und Komplexes heute überhaupt noch ›öffentlich‹ zu machen, müsste man schon ziemlich

auf die Pauke hauen. Bloß rausbringen und darauf hoffen, dass da jemand darauf wartet, wäre blauäugig.

U: Sicher, auf der anderen Seite wehre ich mich dagegen, das so als Naturgesetz zu nehmen, denn das war nicht immer so: Bis ca. 1990 gab es ja durchaus so einen Mechanismus, ein Prozedere für die literaturhistorische Bergung von Autoren resp. Werken, die zu ihrer eigenen Zeit wegen zu großer Normabweichung unter den Tisch gefallen sind. Das lief doch meist so ab, dass da irgendein Rezeptionsavantgardist oder Eingeweihten-Zirkel beim Rumstöbern auf etwas gestoßen ist und sich dann beeilt hat, möglichst als Erster auf dessen Existenz und epochale, bislang sträflich unterschätzte Bedeutung hinzuweisen. Und wenn der Entdecker fleißig war und nicht irgendwelche Rechteinhaber ihrem Glück im Weg standen, gab es bald eine Neu-Edition.

J: Was allgemein auch registriert wurde.

U: Eben, und manchmal traf das vorher inkommensurable Material jetzt einen Nerv der Zeit, und der Autor, den es vorher gar nicht gab, erlebte eine ›Renaissance‹, mit Folgeausgrabungen, Sämtlichen Werken und Biographie, gegebenenfalls Aufnahme in den Kanon und Gründung einer Dichtergesellschaft mit eigenem Jahrbuch.

J: Naja, mit etwas weniger Fortune, also fast immer, blieb die Resonanz aber überschaubar, und die ›Renaissance‹ beschränkte sich auf das zuständige Unter-Segment der Literaturwissenschaft: ein paar mehr Qualifikationsarbeiten, Erwähnungen in Überblicksdarstellungen und Lexikon-Einträge.

U: Ja, aber immerhin, das funktionierte – wie gesagt, bis vor ca. zwei Jahrzehnten. Jetzt dagegen ist diese Struktur doch ziemlich unter Druck geraten, eigentlich kaum mehr zu erkennen. Inzwischen scheint der Literatur-Mainstream so mit dem allgemeinen gleichgeschaltet, quotenreguliert, dass er für alles wirklich Andere – und die *Scheisse* wäre sowas – völlig dicht ist. Der Grad an Autonomie, den es für so eine ›Entdeckung‹ bräuchte, existiert zwar noch, aber nicht mehr an den Verteilerknotenpunkten, sondern nur in Nischen, die so klein sind, dass sie keine Außenwirkung haben.

J: So wie die Hidden Church of Dieter Roth?

U: Naja, der hat ja vergleichsweise Glück, dass da relativ viele sogenannte Multiplikatoren dabei sind und außerdem auch ein paar wirklich reiche Leute, die sich ziemlich kümmern, nicht zuletzt, indem sie anderen, weniger reichen Leuten Geld dafür geben, sich zu kümmern. Aber für den ›normalen‹ potentiellen Entdecker, Verleger, Rezensenten, Käufer oder Leser literarischer Funde sind die Geld- und Informationsflüsse derzeit tendenziell so ungünstig, dass ein geregelter Kreislauf, wo man etwas wie die *Scheisse* einspeisen könnte, so wie in ein Zweitausendeins-Merkheft von 1983, schlicht nicht existiert.

J: Du meinst, der jetzige Kulturbetrieb ist einfach zu tief unten, als dass –

U: Nicht unbedingt nur so kulturkritisch. Worauf ich hinauswill, ist, dass sich der einst entscheidende Schritt des Zugänglichmachens, vor allem natürlich durch den Übergang zur Netzwelt, so virtualisiert und auch entzeitlicht hat, dass es zwar immer noch einen gewissen Unterschied macht, ob etwas als Buch gerade greifbar ist, neu oder wieder, teuer oder billig, und ob es irgendwo im Netz zu finden ist, kostenpflichtig oder nicht, legal oder illegal, oder eben gar nicht; aber diese Vorhandenheit oder Nichtvorhandenheit ist irgendwie relativ geworden, zumindest insofern, als sie keinen Anlass mehr bietet, sich mit etwas zu beschäftigen. Oder anders herum: Das Verhältnis zwischen lohnendem, im Prinzip greifbarem Material und den dafür zur Verfügung stehenden Ressourcen an qualifizierter Aufmerksamkeit ist inzwischen so, dass die heutigen ›Entdecker‹, wenn sie nicht lupenreine Solipsisten sind, ihre Entdeckungen, die sie jetzt von Click zu Click inflationieren können, am liebsten im Verhältnis 10 zu 1 gegen Leute eintauschen würden, die sich wirklich dafür interessierten.

J: Wir können also aufhören und nach Hause gehen.

U: Nein, umgekehrt: Weil eh alles egal ist, soll man auch alles machen: die Online-Ausgabe, den Reprint *und* Leute fürs Entdecken bezahlen.

J: Ok, was gibt es also zu entdecken?

U: Um eine gewisse Ordnung reinzubekommen, ist es wohl wirklich das Beste, sich grob an der Zeitleiste entlangzuhangeln, wobei die Geschichte ja weit vor das erste *Scheisse*-Buch von 1966 zurückreicht, mindestens bis zu dem Trauma, das der junge Roth mit seinen frühesten Gedichten erlebt hat und wozu er eigentlich selbst alles Wesentliche gesagt hat, z.B. im Interview mit Mechthild Rausch von 1981 (vgl. Dieter Roth: *Gesammelte Interviews*. Hg. Barbara Wien. London: Edition Hansjörg Mayer 2002, S. 265–283), ich zitiere: »MR: Welches waren die ersten Sachen, die du gemacht hast? DR: Gedichte geschrieben, Aufsätze. Das war für mich das Wichtigste. [...] Also meine ersten [...] ziemlich selbständigen Gedichte, die waren so mit 15–16 Jahren in der Schule. Und die durfte ich niemandem zeigen, weil sie sonst den Schauer gekriegt haben. Die waren so sentimental... [...] MR: Hast du noch Gedichte aus dieser Zeit? DR: Na, es kann sein. Ich habe die einmal weggeschmissen. Wir hatten ja die Zeitschrift gegründet. Ich bin nach der Grafikerlehre – da war ich etwa 21, 1951/52 – nach Bern gegangen, weil der Wyss, der war mit mir in der Grafikerlehre zur gleichen Zeit gewesen [...] – und der Gomringer, dieser Schriftsteller. Wir drei hatten zusammen diese Zeitschrift gegründet. [...] »Spirale«. Und da habe ich eben den Gomringer kennengelernt und diese Art von Dichtung [...]. So in den 52/53er Jahren, glaube ich, kamen die ersten konkreten Gedichte. Und ich war ganz

sentimental. Es war so richtig geschlechtliches Geschmiere, das ich da hatte. [...] Das war mein erster Beitrag, den ich der »Spirale« geben wollte, diese Gedichte. Und da hat der Wyss gesagt: Um Gotteswillen, das ist so ein Kitsch. Das kann..., da kriegst du einen Schauer, das dürfen wir um Gotteswillen..., bloss weg damit. Und da habe ich so einen Schock bekommen dadurch, dass ich alle weggeschmissen habe, die ich hatte. Und da habe ich mich dann an die konkrete Poesie, ja nicht richtig rangemacht, sondern nur gedacht: Das ist der einzige Weg vielleicht und habe die ganze Schriftstellerei aufgegeben, auf einen Schlag für zehn Jahre. Das war so ein unheimlicher Schock.«

J: Etwas zynisch könnte man also sagen, dass wir alles, was am *Scheisse*-Kosmos und Roths Literatur im Ganzen formal avanciert ist, dem anti-lyrischen Affekt des frühen Wyss verdanken, oder dem Zufall bzw. Nicht-Zufall, der Roth zu dieser Zeit in die Nähe ausgerechnet dieser sich gerade formierenden und entsprechend puristischen Konkreten Poeten brachte.

U: Und sich an deren emophobem Abstraktismus wundstoßen ließ.

J: Was im Rückblick ja umso grotesker wirkt, wenn man bedenkt, wie viel bei den konkreten Jung-Zeloten doch nur Konjunktur war und wie ›unverhofft‹ manche von denen später in – gerade im Vergleich zu Roth – viel traditionellere Bahnen zurückgefallen sind, d.h. auf ihre Weise klassizistisch wurden, einkehrmäßig esoterisch usw.

U: Dem ehrgeizigen Roth, der in der Welt was werden wollte, half das damals aber nichts, der musste erst mal die Spirale machen, hin zur Kunst und zur Konkreten Poesie.

J: Wo er dann aber ziemlich reüssierte.

U: Als Outsider zwar, aber eben schon mit diesem effizienten Wechseldrall von eremitischen Perioden, wie in Island, anfangs, und solchen umfassender Geselligkeit und Allpräsenz; so dass er also einerseits nach jeder Richtung wach und auch vernetzt war, fast beliebig Anschlüsse für hochkarätige Kollaborationen hatte –

J: – auch dazu, andere charismatisch für sich einzuspannen –

U: Sicher, aber immer so, dass er nie in irgendeinem Verbund, wie Fluxus, oder einer Werkform oder -masche aufging – und eben, wie gesagt, auch seine Sammlungsphasen hatte, wo er diese extreme, für Normalsterbliche beängstigende Produktivität entwickeln konnte.

J: So dass er dann bis Mitte der 60er Jahre anderweitig wieder so viel Selbstvertrauen und Bestätigung getankt hatte, dass er seinem unverminderten bzw. kraft Verdrängung noch gesteigerten Gefühlsausdrucksbedürfnis wieder nachgeben und mit der *Scheisse* einen Relaunch wagen konnte, eine Art Second Coming Out, als zweite Lyrik-Offensive – das wäre so in etwa deine These?

U: Tja –

J: Und diese ganzen Buch- und Literaturprojekte, die er zwischendrin gemacht hat, *material*, die berühmte No. 2, oder die *boks*, von '57 bis '61, mit dieser reduzierten Privat-Orthographie –

U: Die den Sprachökonomisierungsfimmel der Konkreten aufnimmt und zugleich veräppelt, man weiß gar nicht, in welchem Mischungsverhältnis und wie freiwillig...

J: Das alles also, was sonst schon ein mittleres Lebenswerk hergäbe, wäre bloß ein Ausweichmanöver gewesen?

U: Materialästhetisch natürlich nicht, da stehen die Sachen für sich, mit eigenen Qualitäten, die ja teils schon ausgiebig gewürdigt worden sind, im Kontext der Konkreten Poesie, der Buchkunst, Typographie etc. Aus unserer – hier notgedrungen werkentwicklungspsychologischen – Perspektive ist die Umweg-These aber doch kaum von der Hand zu weisen. Und zwar nicht nur bezogen auf die Frühzeit, sondern auch für die weitere Werk- bzw. Lebensspur. Der *Scheisse*-Durchbruch wirkt da wie ein Sattelpunkt.

J: In welcher Hinsicht?

U: Wenn man davon ausgeht – und ich glaube, das kann man, zumal als Späterer, der nur die Dokumente dieses Lebens sieht, auf Dauer kaum vermeiden –, wenn man also davon ausgeht, dass Roths Begehren insgesamt sich in dem Maß, wie die Welt es ihm sozial und finanziell erlaubte, mit zunehmender Direktheit und Ausschließlichkeit auf den permanenten und auf jede erdenkliche Art festzuhaltenden Ausdruck des eigenen Lebensvollzugs und der eigenen Befindlichkeit gerichtet hat, wird klar, dass sein wahres Medium eigentlich vom Anfang bis zum Ende das mit *allem* zu füllende Tagebuch gewesen wäre – was er mit zunehmendem Alter ja auch immer radikaler umgesetzt hat, nur eben nicht gleich von Beginn an.

J: Das geht ja auch gar nicht. Zumindest wenn man, wie der junge Roth, auch Ambitionen in der Welt hat. Das geht erst, wenn man als Person schon so berühmt und mit der Gesellschaft verflochten ist, dass sie es einem nicht nur durchgehen lässt, sondern einen dafür noch bewundert – als Ich-Fakir, der die reale Mannigfaltigkeit seiner Person so umfassend dokumentiert, dass sie exemplarischen Gehalt und – gerade als Monument realer Kontingenz – am Ende sogar Ewigkeitsanspruch anmelden kann.

U: Bleiben wir erst mal beim Irdischen, nämlich bei der These, dass Roths zeitweilige Affinität zur lyrischen Produktion lebens-/werkgenetisch weniger zufällig war, als es zunächst – solange man nur die babylonischen Werktürme vor sich sieht – erscheint. Denn in Wirklichkeit markiert die *Scheisse*-Serie recht präzise das Übergangsstadium zwischen einer Frühzeit, wo ihm die Außenwelt seine ersten, lyrischen, noch ungebrochenen

Versuche unmittelbarer Auto-Expression brutal verleidet hatte, und einer Spätphase, wo er beim Selbsta Ausdruck bereits auf jedes überkommene Gattungsgerüst und schließlich überhaupt auf alles ›Literarische‹ verzichtete und alles gleich ins und als Tagebuch bringen konnte, ob als Copy-Tage-Buch, als Flacher-Abfall-, Video-Installations-, 24-Stunden-Akkordeonspiel- oder Was-auch-immer-Tagebuch.

J: Ob das im Ganzen hinkommt, weiß ich nicht. Was aber sicher stimmt, ist, dass die *Scheisse*, wenn sie wirklich Selbsta Ausdruck sein soll, alles andere als ungebrochen anrückt.

U: Das würde ich so allgemein gar nicht behaupten. Wenn wir nur selber etwas ›ungebrochener‹ wären, könnten wir die *Scheisse* doch auch so goutieren: »Balle balle / Knalle / wann knalln wir / in der Halle?« – ungebrochener geht's doch nicht mehr...

J: Aber weder der Roth von 1966 noch die Leute, die ihm als Rezipienten vorschwebten, waren in diesem Sinne ›ungebrochen‹.

U: Nein, und wenn er nicht zum zweiten Mal sein Innigstes als Kitsch um die Ohren gehauen bekommen wollte – und das hätte er zu dieser Zeit wohl immer noch nicht ohne weiteres verkraftet –, blieb ihm keine andere Wahl, als den emotionalen Kern, das nach wie vor Ungeschützte seiner Selbstaussprache, maximal abzufedern. Und das hat er, der ja mittlerweile mit allen Wassern kultureller Hyperavanciertheit gewaschen war bzw. sich gewaschen hatte, dann so gründlich gemacht, oder auch: so originell übertrieben, dass dabei eine neue Qualität entstanden ist, eine Komplexität höherer Ordnung, die sich im vexierbildhaften Oszillieren von Avantgardismus und Gefühllichkeit, Gebrochenheit und Ungebrochenheit manifestiert – was leicht dazu verführt, das Ganze entweder zum artistischen Kolossal-Joke zu verkleinern und so das Lyrische und Existenzielle darin zu verkennen, oder aber an den ›Misslungenheiten‹ klebenzubleiben und dem Banausenirrtum aufzusitzen, der gleich meint: ›Dit könn wa ooch‹.

J: Bis man es versehentlich mal selbst probiert und feststellen muss, dass *** nicht gleich *Scheisse* ist.

U: Über den Titel ist natürlich viel zu sagen, wobei man sich zunächst mal klarmachen muss, dass das ja ursprünglich, als der erste Band erschien, noch keine Gattungs- bzw. Werkgruppenbezeichnung für Roths Lyrik oder diese Bücherserie war, sondern bloß ein deutschsprachiger Gedichtbandtitel neben – beispielsweise – *Blindenschrift* (Enzensberger, 1964), *Die Sternenseuse* (Huchel, 1967) oder *Laut und Luise* (Jandl, 1966).

J: Ja, aber *weit* daneben.

U: Auch nicht weiter als etwa *Mundunculum*, was damals ja auch ein einzelnes Roth-Werk war.

J: Und im Gegensatz zur *Scheisse* auch geblieben ist.

U: Abgesehen vom Nachdruck in der Werkausgabe, aber das interessiert in dem Fall nicht.

J: Eher dass für Roth dieser, sein ›philosophischer‹ Versuch nicht serienfähig war, im Gegensatz zu sonst fast allem, das müsste man –

U: Aber hier geht es zunächst mal nur um die Funktion der Titel, die natürlich buchmarktmäßig beide gleich verheerend waren, auch bewusst wohl, aber doch auf ganz verschiedene Weise: *Mundunculum* klingt einfach seltsam –

J: *Scheisse* ist dagegen Punk, Provokation, Affront – zumal so pur, und dann auch noch in dieser schweizerischen Schreibung, mit dem Doppel-s...

U: Im Druck dürfte das damals so oder so eher ungewohnt ausgesehen haben.

J: Umso schockierender.

U: Auf den ersten Blick, mit Sicherheit. Aber ich glaube trotzdem nicht, dass das primär die Absicht war. Wenn man skandalträchtig provozieren, d.h. auf diese Art nach oben will, darf man – bezogen auf den angepeilten Resonanzraum – nicht *zu* weit ab vom Schuss liegen, sondern nur wohldosiert daneben. 1966 war es für diesen Zweck zum Beispiel schlau, auf einer Tagung der Gruppe 47 »Beschreibungsimpotenz!« zu rufen, wie der junge Peter Handke seinerzeit in Princeton. Dagegen als Künstler auf Rhode Island einen Gedichtband namens *Scheisse* herzustellen, war ungefähr so provokant wie hinterm Mond zu furzen. Wenn Roth vor allem einen Literaturskandal gewollt hätte, wäre es – gerade in dem Jahr – klüger gewesen, auch nach Princeton zu fahren und da mit seinen Literaturwürsten rumzuwerfen, beispielsweise. Und Roth war schlau genug, das richtig einzuschätzen.

J: Vielleicht auch nur vorausschauend, wenn man bedenkt, dass es im Medien-Mainstream mittlerweile eher anstößig wirkt, wenn mal fünf Minuten lang niemand *** sagt.

U: Mit der Hegemonie des Quoten-Trashes hat sich der Sensationswert völlig abgenutzt, das stimmt, kulturgeschichtlich sogar rasend schnell. Nur darf man das auf keinen Fall als allgemeine Liberalisierung oder gar gesteigerte Rezeptivität für etwas wie Roths Lyrik missverstehen. De facto hat sich bloß der Neutralisierungsmodus umgestülpt, d.h. es geht jetzt nicht mehr über lautstarke Empörung oder leises Wegsehen, sondern nach Beavis & Buttthead-Art: »Höhö, ein Lyrikband, höhöhö, der *Scheisse* heißt, höhö, höhöhöhö.« Was wiederum nicht heißt, dass der unvermeidliche Lach- und Spaß-Effekt des Titels, zumal in der absurden Häufung durch die Serie, nicht völlig in Roths Sinne gewesen wäre, mitsamt der kindlichen Freude daran, das – damals noch – Tabuwort immerzu wiederholen zu ›müssen‹. Aber doch bloß unter anderem, nicht als Hauptmotiv...

J: Aber was dann? Koprophilie?

U: Du meinst: ein unmittelbares Begehren nach realem Kot, das sich als Dichtung manifestiert?

J: Na, in den Interviews ist durchaus mal vom ›skatologischen‹ Aspekt die Rede. Und später gibt es diese Foto-Mappe *55 Schisse für Rosanna* (1982/83), wo Roth – wieder mal serienweise – seine eigenen ***haufen dokumentieren ließ.

U: Was man im weiteren Kontext auch zur *Scheisse*-Serie zählen könnte...

J: Klar, gerade im Zuge deiner Theorie von der fortschreitenden Konkretion des Selbstausdrucks, im wahrsten Sinne, bis zur puren Physis: der reale Stuhlgang resp. Stuhl als Nullpunkt des Amorphen – mal als Kunstgattung, d.h. hier: maximale Kunst-Nicht-Gattung aufgefasst.

U: Theoretisch ja, und auch als diskursive Nebenabsicht Roths, wahrscheinlich. Aber erstens stimmt es gar nicht wirklich, wie es schon bei Manzoni und seiner klassischen *** in Dosen nicht stimmt. Denn da *gibt* es ja doch überall Gattungskontexte, Traditionen, Medialität: Auflagen-Objektstatus, Skulpturales, Pop Art, Dada, Allegorien, Kapitalismus-Parodie, etc. Und auch Roths *Schisse* sind doch ontisch erst mal eine Polaroid-Serie, sprich: Fotokunst, deren Witz vor allem darin besteht, dass die Haufen auf verschiedenen, meist irre gemusterten Tellern drapiert sind; da geht es um den Kontrast, um den Metabolismus-Kurzschluss, um die Formenvielfalt des vermeintlich Ungeformten, um Humor, Melancholie, kurzum: Man *ist nicht* mit realer *** konfrontiert, jedenfalls weit weniger als selber jeden Tag – und jedem, der die erste Ekelhürde nimmt, fällt das auch sehr bald auf. Abgesehen davon würde ich allerdings auch generell bestreiten, dass es bei Roth eine spezifisch koprophile Tendenz gäbe, vielmehr im Gegenteil behaupten, dass er für die Literatur und Kunst seiner Zeit ein auffällig entspanntes, d.h. weder obsessives noch obsessiv verdrängendes Verhältnis zum eigenen oder zu fremdem Kot pflegt.

J: Das hängt doch sehr vom Maßstab ab: Neunundneunzig von hundert Leuten auf der Straße würden – 1966 wie heute – finden, dass das Thema auch in den Gedichten selbst extrem präsent ist.

U: Wirklich? Wo denn? Schauen wir doch mal in Band 13 der *Gesammelten Werke* mit dem Titel: *scheisse. vollständige sammlung der scheisse gedichte mit allen illustrationen* – was bei Erscheinen weitgehend stimmte.

J: Obschon noch einiges nachkam...

U: Trotzdem war und blieb das doch der Einzelband mit dem umfassendsten Textbestand.

J: Der außerdem den Vorteil hat, dass er uns vorliegt.

U: So, und da finden wir, wenn wir nach Gedichten suchen, wo der Motivkreis scheißen/Scheiße/Kacke einigermaßen prominent vorkommt: S. 18: *In die Wurst*, S. 27: *Dasie wandelt da ich schlafen werde*, S. 29: *mein Auge ist ein Mund*, S. 33: *ich brannte einmal an den enden langer lichter*, S. 45: *Das selige Sein*, S. 66: *Wenn mir zu Weiss*, S. 69: *Die Backe knackt*, S. 72: *Ein Trockenkoettel*, S. 185: *Das Kissen*, S. 199: *Im Walde*, S. 212: *Daheim*, S. 251: *Gesang der Blutwuerste*, S. 255: *Als Kott losstach*, S. 295: *Wenn der Horizont blüht*, S. 358: *Mein Auge ist ein Arschloch*, S. 400f.: *Auf dem Berg*, und natürlich das berühmte Faltblatt aus dem *Copley Buch*, wo auf der rechten Seite getippt steht: *ich kacke / du kackst / usw.* – und auf der linken dasselbe, nur dass die ›kacken‹-Deklinationen von schwarzen Zensurbalken verdeckt sind –

J: Die dadurch selbst wie Kackwürste erscheinen.

U: Was uns lehrt, dass Zensurbalken dem Tabuierten viel ähnlicher sind als das zensierte, unschuldige Wort dafür.

J: Und das Zensieren selbst als Akt des Zuscheißens begriffen werden kann.

U: Wobei in die Gedicht-Kompilation, auf S. 262, charakteristischerweise nur die linke, ›zensierte‹ Seite aufgenommen wurde, so dass ein unbedarfter Leser, der das Originalblatt im *Copley Buch* – das übrigens erst bei dessen Wiederveröffentlichung im Rahmen der *Gesammelten Werke*, Bd. 12, vollständig erschien, in der Erstveröffentlichung von 1965 dagegen auch nur in der opaken Halbfassung – dass also jemand, der das nicht schon kennt, den skatologischen Bezug kaum ahnen kann.

J: Aber was die Kot-Motivik anbelangt: Mehr geht doch nicht!

U: Findest du? Ungefähr siebzehn Erwähnungen auf 472 Seiten, viele davon eher unspezifisch. Und direkt koprophile Stellen à la Kot-Essen, Kot-Schnüffeln, sexuelle Erregung durch Kot etc. – komplette Fehlanzeige, zumindest soweit ich das erkennen kann.

J: Vielleicht auf metaphorischer Ebene?

U: Das würde mich sehr wundern. Wo er doch sonst überall – und gerade gegen den Hochlyrik-Mainstream seiner Zeit, wo alles ›eigentlich Gemeinte‹ immer bloß hermetisch angetippt werden durfte, bitte viermal um die Ecke – wo er dagegen doch einen Gestus brachialster Direktheit setzt. Wieso sollte er da ausgerechnet eine koprophile Neigung allegorisieren? Oder hinter anderen Direktheiten verstecken?

J: Aber nimm sowas wie hier, S. 33, am Ende von *ich brannte einmal an den enden langer lichter*, die finale Pointe, und – wenn du mich fragst – eine der stärksten Roth-Stellen überhaupt: »ich bin nur scheisse weil nach mir nur scheisse rief / leben heißt das loch das mich als durchfall hat« – und du sagst, *** wäre da kein wichtiges Motiv...

U: Natürlich ist es wichtig. Aber erstens nicht so flächendeckend, wie der Titel vermuten lässt, zumal die Dichte über den ganzen Produktionsprozess hinweg zusehends abnimmt, so als verliere Roth das Thema nach dem ersten, darauf abonnierten Band im Laufe der Ergänzungslieferungen etwas aus den Augen – was nicht gerade für eine Fixierung spricht. Und zweitens muss man doch sehen, in welchem Kontext das Motiv jeweils auftritt. Und da bleibt es halt in vielen Fällen ein bloßer Schimpf- oder meinethalben auch Provokationseffekt, wo es mehr ums Ordinärsein geht als um die Sache.

J: Bloß ein Dirty-Word-Kick?

U: Einer unter vielen – was seinerzeit natürlich eklatant war, auch noch ist, in koprophiler Hinsicht aber ganz belanglos.

J: Daneben gibt es aber auch noch: Pissen, Sex, Analsex, Onanie und Kotzen – und zwar nicht als bloße Wortreize, sondern als durchgearbeitete Motivkomplexe, z.B. S. 12: »wo wir uns erbrechen / um uns zu raechen / oder uns uebergeben / damit wir ueberleben...«

U: Klar, *alles* Körperliche ist wie selbstverständlich da, auch das Fresen, das Sehen, das Sehnen, die Tränen, der Schmerz, das Sich-Prügeln, und eben auch alles Tabuierte, die Sekrete, die Ausscheidungen – was nur deswegen so stark ins Auge springt, weil das bei aller Pseudo-Lockerung im medialen Brei in der Tendenz noch immer ausgespart wird. Oder nach einer Seite hin gekappt.

J: Du meinst, wenn es nach Roth ginge, müsste nach jeder TV-Kochsendung die dazugehörige ***-Sendung kommen.

U: Ja, aber nicht als Feuchtgebiete-Hype, sondern als Selbstverständlichkeit – weil es anders halt nicht ist. Wo immer das Kot-Motiv bei Roth bedeutsam wird, geht es nicht um Kot an sich, sondern um Kreisläufe, zu denen die *** und das *** unvermeidlich mit dazugehören, ohne dem Begehren deshalb auffällig näher oder ferner zu stehen als die übrigen Bestandteile.

J: Naja, dass der Mensch einen Metabolismus hat, und Exkreme... große Neuigkeit.

U: Im Abendland schon, zumal in der Kunst und Lyrik. Wobei es bei Roth ja auch gar nicht um Stoffwechsel im Allgemeinen geht, sondern um ein ganz eigenes Konzept davon: eine Art sensualistisch-produktionsästhetischen Individual-Metabolismus, als Systemzusammenhang von Perzeption/Einverleibung, Kognition/Magentätigkeit, Kunst/Verdauung und Leben/Ausscheidung, wie er vor allem im *Mundunculum* näher entfaltet wird, am pointiertesten jedoch wohl in *mein Auge ist mein Mund*:

J [rezitiert]: »mein Auge ist ein Mund / meine Lider sind des Mundes Lippen / meine Wimpern sind des Mundes Zaehne / mein Augapfel ist des Mundes Zunge / mein Augenstern ist des Mundes Zungenspitze / meine

Pupille ist des Mundes Kuss / meine Augenhöhle ist des Mundes Gaumen / mein Sehnerf ist des Mundes Schlund / mein Gehirn ist des Mundes Magen / meine Bilder sind des Mundes Verdauung / mein Leben ist des Mundes Kot.«

U: Und in der zweiten Strophe dann die Inversion:

J: »mein Kot ist des Auges Leben / meine Verdauung ist des Auges Bilder / mein Magen ist des Auges Gehirn / mein Schlund ist des Auges Sehnerf / mein Gaumen ist des Auges Höhle / mein Kuss ist des Auges Pupille / meine Zungenspitze ist des Auges Stern / meine Zunge ist des Auges Apfel / meine Zähne sind des Auges Wimpern / meine Lippen sind des Auges Lider / mein Mund ist ein Auge.«

U: Das findet man so nur bei Dieter Roth, nirgends sonst, weder in dieser peristaltischen Parallelführung von Wahrnehmen und Zu-Sich-Nehmen, noch in diesem prädikativen Elementarmodus des ›ist‹, ›ist‹, ›ist‹ bzw. ›sind‹ – ein anderes, ›richtiges‹ Verb kommt gar nicht vor. Und der Kot ist eben Teil des Ganzen: Ende des ersten Zyklus und Beginn des zweiten, insgesamt im Zentrum – und in besonderer Nahstellung zum Leben.

J: Aber gerade diese enge Assoziation von Kot und eigenem Leben, auch diese Selbstapostrophierung als Durchfall vorhin, und dass nach ihm »*nur scheisse rief*«, da bleibt doch ein Moment von Selbstbefleckung – verzweifelter, vielleicht auch lustvoller.

U: Oder verzweifelt lustvoller ... lustvoll verzweifelter ...

J: Womit wir aber schon zum Inhalt vorgeprescht sind, einem zwar wichtigen, nämlich titelgebenden –

U: – aber doch bloß einzelnen Motiv, genau. Für die Funktion des Titels *Scheisse*, wie er auf dem Umschlag prangt, spielt das fast keine Rolle.

J: Da bleibt für mich doch nach wie vor – wenn schon nicht Provokation, so doch vor allem das Frappierende, Unerhörte, Angreifende.

U: Von der Rezipientenseite her gesehen, sicher. Aus Roths Sicht war die strategische Funktion aber wohl weniger ein Angriff als vielmehr eine Verteidigung, nämlich seiner Gedichte und damit seiner selbst – auch wenn er, für ihn typisch, so nach vorn verteidigt, dass es wie ein Angriff wirkt.

J: Weshalb das Publikum ihn präventiv nicht ernstnimmt.

U: Oder gerade doch. Auch dazu hat Roth selbst Einschlägiges gesagt, im Interview mit Mechthild Rausch: »MR: Warum hast du den Titel gewählt? DR: [...] Ich wollte ungestraft das Beschissene anbieten dürfen, also unkritisiert [...]. Ich wollte immer schöne, rührende, klassische Gedichte schreiben. Da habe ich dann gemerkt, daß mir das nicht gelingt und da bin ich in die Ironie abgewichen. Und manchmal hab ich, damit ich es nicht weiter überarbeiten muss, dass ich nicht zuviel Arbeit hab, einfach diesen ersten Dreck so stehen lassen. Und dann hab ich draufgeschrieben: ›Scheis-

se«, damit man eben so das Gefühl hat, das ist eben Scheisse, in mehreren Beziehungen, stilistische Scheisse und skatologisch gesehen Scheisse und so weiter. Dann wirkt's schon nicht mehr so anspruchsvoll. Dann kann ich nicht mehr so stark kritisiert werden.« Wiewohl ihn dann gleich der erste Rezipient, der New Yorker Buchhändler Wittenborn, gerade dafür kritisiert hat: »DR: Der hat sofort gesagt: Das ist aber feige, das Wort ›Scheisse‹ draufzuschreiben. Ich fand mich vollkommen durchschaut. Und er sagte: Das wäre mutig gewesen, nicht ›Scheisse‹ draufzuschreiben. Er hat doch recht, nicht? Aber weiter reicht mein Mut nicht.«

J: Dann wäre der Titel im Prinzip rhetorisch, eine Art concessio, ein Quasi-Einräumen.

U: Nur hier eben total, im Sinne von: ›Was immer du gegen mich sagst, es stimmt.«

J: Zugleich aber auch eine praesumptio, die Vorwegnahme möglicher Einwände, womit man dem Gegner den Wind aus den Segeln nimmt.

U: Oder gar in der theologischen Bedeutung: das Sündigen unter der Vorannahme, Gott werde einem schon verzeihen.

J: Was die Sünde freilich noch viel schlimmer macht, wenn es auch vorderhand entlastet.

U: Im konkreten Fall ist der Effekt zumindest, dass man Roths Gedichte als sensibler Mensch nicht ohne weiteres als *** abtun kann, im Unterschied etwa zu denen von Stefan George oder jedem anderen, weil es in diesem Fall halt schon vorn draufsteht.

J: Ein genialer Schachzug.

U: Umso mehr, als er nur einmal möglich ist.

J: Aber eben doch auch feige.

U: Wobei es auch hier wieder auf die Perspektive ankommt: Literaturgeschichtlich, aufs Ganze gesehen von den Merseburger Zaubersprüchen bis Durs Grünbein und Bushido, finde ich es eher vergleichslos kühn, seine Gedichte so zu nennen.

J: In der verdrücktesten Hoffnung, den Titel weniger zu verdienen als die meisten vor und nach ihm.

U: I wo, Roths ›Feigheit‹ bezieht sich doch nur auf seine sehr spezielle Peer Group, diesen Verbund von hippen Avantgardisten, denen er seine Herzergüsse nicht unverstellt zumuten will bzw. kann. In dem Interview wird das sehr klar: »DR: Sagen wir mal, es werden Bonbons bestellt, und du lieferst Scheisse; dann ist das mutig. Wenn du aber sagst, anstatt Bonbons liefere ich einfach mal Scheisse, dann kann ich mir das als sogenannter Künstler ja erlauben, dann ist es eben nicht mutig. Dann hast du hinter dieser ganzen Mauer von Begriffen, wie Künstler, Scheisse undsoweiter, hast du

schon die Bewilligung erkämpft. MR: Und du hast Scheisse angekündigt und hast Scheisse geliefert, oder waren vielleicht nicht auch Bonbons darunter? DR: Ja, das ist denn... die Bonbons... ist der Kitsch dabei, diese Bonbons. Ich meine so: Kitsch wäre noch gegangen, wenn ich nur Kitsch geliefert hätte, dann... Das wäre auch noch so angesehen worden, als ob es bewußt, ironisch und überlegen als Kitsch herausgegeben worden wäre. Aber ich habe eigentlich die Gedichte mit Vergnügen und mit Rührung geschrieben. Und das hab ich nicht gewagt, die nackte armselige Rührung anzubieten oder herzuzeigen. Und da hab ich diesen Titel draufgesetzt. Das verstehst du, ja? MR: Ja, ich verstehe es. Willst du damit sagen, daß du sie ohne viel Distanz geschrieben hast, diese Gedichte? DR: Ja, von vollem Herzen, mit Genuss und Freude, tröstend. Ich habe mich da schwer getröstet, jeden Tag, mit diesen Dingen. Aber das wollte ich ja nicht zugeben. Ich wollte ja diesen Fluxusgeist vortäuschen, damit ich auch dort noch akzeptabel bin.«

J: Der Titel bildet also letztlich eine Mauer.

U: Einen Schutzwall um die zarten lyrischen Gewächse, die im kalten Wind der Außenwelt erfrieren müssten.

J: Schon mal erfroren sind, Anfang der 50er.

U: Genau, deshalb baut Roth ihnen diesmal eine Nische. Und zwar eine, die so vielfach abgesichert ist, dass sie da gar nicht umkommen können, egal was für ›Defekte‹ sie womöglich zeigen und in welche Richtung sie sich fortentwickeln. Und das wäre meine zentrale These: Dass man die Erscheinungsform und die Genese der gesamten *Scheisse*-Serie als Kunstwelt-Nische resp. Nischen-Evolution ganz gut – natürlich metaphorisch nur – erfassen kann.

J: Du meinst, als Lehrbeispiel für einen künstlerischen Evolutionsprozess in einem relativ geschlossenen Raum – was es in dieser Form und Konsequenz ja nicht so häufig gibt.

U: Zum einen, sicherlich. Aber zum anderen ist doch gerade faszinierend, in welchem Ausmaß Roth mit dieser Nischenlösung exemplarisch steht für sehr viel allgemeinere, ja geschichtsphilosophische Implikationen, die er listig auf den Punkt bringt, ohne sie dogmatisch explizieren zu müssen.

J: Nämlich?

U: Na, dass das eben nicht bloß eine Marotte dieses leider ach so tränenrüsigen, timiden Menschen Dieter Roth ist, der so gern rührende Gedichte schreiben will, aber nicht kann, weil er so unbegabt ist, während hundert Talentiertere daneben sitzen, denen das am laufenden Band gelingt, sondern dass sich in diesem ›subjektiven Versagen‹ auch die objektive Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit manifestiert, Mitte der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum – nach einem beispiellosen industriellen Massen-

mord, in einer total durchtechnisierten, durchbürokratisierten Welt, nach ca. fünf Avantgarde-Revolutionen und -Selbstüberholungen, angesichts omnipräsenter ästhetischer Meta- und Verbotsdiskurse und der Musealisierung und Kulturindustrialisierung der gesamten lyrischen Tradition – ›einfach so‹ zu dichten, wie Fleming, Goethe, Hölderlin oder selbst Heine das noch konnten; während es zugleich aber für den Einzelnen, mit seinem stammesgeschichtlich weitgehend unveränderten Affekthaushalt, intuitiv gar nicht einzusehen ist, warum er sich in seiner inneren Not nicht weiterhin mit den Mitteln der zweieinhalbtausendjährigen lyrischen Tradition Erleichterung verschaffen können sollte, ohne sich dafür in erster Linie schämen zu müssen.

J: Gut, aber in dieser Zwickmühle ist doch heute jeder Dichter.

U: Das ist ja gerade das Universelle daran.

J: Fragt sich bloß, ob das jedem so ganz klar ist.

U: Und wie man darauf reagiert. Denn die beiden gängigen Verfahren sind doch: entweder so tun, als könne man die ganze historische Rahmenproblematik einfach überspringen und unverdrossen weiterdichten und -empfinden, sozusagen per Genie-Beschluss, neo-post-gefühlig, mutwillig naiv, und damit fast notwendig epigonal –

J: Genießbar allenfalls, wo jemand von der Tradition nichts weiß.

U: Oder die Umkehrstrategie: auf jeglichen Gefühlsausdruck verzichten, unangreifbar, reflektiert, abstrakt und – letztlich – kalt werden; und sich nur zwischen seinen wohlverdienten Preisen und Stipendien ab und zu mal wundern, dass die eigenen Hervorbringungen niemanden – auch einen selber nicht – ergreifen, nicht einmal im Ansatz.

J: Und das Besondere an Roth wäre, dass er –

U: Dass er sich der Lage überhaupt einmal in aller Schärfe stellt. Und Konsequenzen zieht, indem er sagt: »Nun gut, wenn diese Lyrik, die ich schreiben will, in dieser Welt nicht möglich ist, wie kann ich ihr dann eine eigene bauen? Und wie muss diese Eigenwelt beschaffen sein, damit sowohl meine Lyrik in dieser Eigenwelt als auch diese Eigenwelt in der realen Welt als mögliche erscheint?«

J: Obwohl er selbst sicher als erster sagen würde, dass gerade diese Art, die *Scheisse* anzugehen, bloß ein perfides Ausweichspiel gewesen sei.

U: Allerdings mit einem Resultat, das der objektiven Zwickmühle formal gerecht wird, sie sozusagen als Skulptur hinstellt, mit allen nötigen Verbiegungen und Winkeln, Spiegeln, Schleusen und Membranen. Und das sehe ich sonst nirgends.

J: Aber ist das wirklich eine Lösung?

U: Lösung? Die ›Lösung‹ wäre ein Weltzustand, wie Schiller ihn im 27. *Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen* entwirft, ein »ästhetischer

Staat« der »schönen Seelen«, wo »Freiheit durch Freiheit« gegeben würde – da könnte ein Dieter Roth sich selbst und andere mit seinen »Dingern« erfreuen, ohne sich entweder dumm oder kalt stellen zu müssen, oder beides.

J: So wie wir hier, in der BRD 2010, wo die *Scheisse* – tragisch – wie ein umgedreht verbotenes Buch erscheint, wie eine Bibel-Edition mit Porno-Umschlag, für die postmoderne U-Bahn.

U: Insofern ist die *Scheisse* natürlich keine Lösung, auch für Roth nicht, aber eine singuläre Veranschaulichung dessen, was in der Welt, so wie sie jetzt ist, lyrisch möglich ist, wenn man nicht platt, sondern auf höherer Ebene – quasi ehrlich – lügen will.

J: Und dieses ›ehrlich lügen‹ wäre zusammenfassend alles, was Roth strategisch macht bzw. absichtlich zulässt, also – um bei Schiller zu bleiben – der sentimentalische Anteil, der den naiven stützt und schützt.

U: So würde ich es sehen, und das betrifft dann nicht nur den Titel, sondern – wenn wir mal beim ersten *Scheisse*-Band bleiben – auch alle sonstigen Gebrochenheiten, d.h. Aufrauungs- und Selbstentwertungstaktiken: etwa schon den nüchtern-sachlichen und zugleich total bizarren Untertitel *Neue Gedichte* – so als gäbe es *solche* alte; oder das ostentativ billige Papier, die ganze Povera-Aufmachung, die konfuse Gliederung, die grotesken Irregularitäten bei der Nummerierung, die Doppelungen von Gedichten, die gehäuften Satzfehler –

J: Die freilich daraus resultieren, dass Roth das Buch von Studenten setzen ließ, die kein Deutsch konnten.

U: Sicher, aber auch das muss man erst mal wollen, die Idee haben, und es entsprechend arrangieren. Wir machen hier ja auch dauernd Fehler, bemühen uns aber, sie nicht einfach stehenzulassen.

J: Wozu auch?

U: Es sei denn, wir hätten die Hoffnung, dass da – cut-up-, burroughs-, unzufälligerzufallsmäßig – eine mystische Erkenntnisquelle läge.

J: Leider nein.

U: Was dann auch wieder roth-konform ist, denn dem ging es, glaube ich, auch bloß um das Fehlerhafte selbst.

J: Allerdings schon mit diesem mitfühlenden Zug: Dass da etwas ist, was nach jeglichem Ermessen weg muss, kein Argument für sich hat, keine Chance – und eben darum lässt man's leben.

U: So eine dinglich-semiotische Barmherzigkeit, die ist bei ihm sehr ausgeprägt, das stimmt. Aber wir waren noch gar nicht fertig mit der Liste der Debüt-Schrägheiten, z.B. die ohne erkennbares System wechselnden Schrifttypen und Schreibungen, groß, klein, gemischt, teils in gewellten Zeilen; vor allem aber der *Anhaenger* von Al Fabri...

J: Dass da also plötzlich, ziemlich gegen Schluss, eine Abteilung mit Texten eines anderen Autors kommt.

U: Worauf dann allerdings mit dem 2. *Anhaenger* und der *NEKROPHILOLOGIE* noch zwei weitere Enden folgen, so dass doch Roth das letzte und das allerletzte Wort behält.

J: Ist das eigentlich derselbe Albrecht Fabri, dessen *Gesammelten Schriften* vor zehn Jahren bei Zweitausendeins erschienen sind, als *Der schmutzige Daumen* (Frankfurt/M. 2000)?

U: Ich wüsste nicht, wer sonst; zumal die *Anhaenger*-Texte in dieser Werksammlung ja auch enthalten sind, s. S. 450ff.

J: Dem müsste man doch auch mal nachgehen, wie das damals zustande kam...

U: Das wäre sicher interessant, so wie Fabri insgesamt. In unserem Kontext ist er allerdings nur indirekt wichtig, obschon in mehrfacher Hinsicht: Denn erstens wird an seiner Sektion, die keine Doppelungen und auch sonst kaum Irreguläres enthält, unzweideutig ruchbar, wie absichtsvoll die Fehler in den Roth-Teilen sind.

J: Wer immer diese *Scheisse* produziert hat, er konnte offenbar auch anders.

U: Zweitens wird dadurch die Konvention der monographischen Autoren-Lyrik-Sammlung angeschreddert, zu einem seltsamen Zwitter aus Einzelband und Anthologie, so dass also schon der Archetyp der *Scheisse* – von einer fremden Werkspur durchpflügt – Hybridcharakter hat, nicht erst manche späteren, teils eklatant zerfurchten Bände.

J: Daneben gibt es aber auch noch einen psychologischen Aspekt: So als wollte Roth seine Gedichte an die fremden Texte anlehnen, aus Angst, sie könnten sonst – alleine – umfallen.

U: Auch das ist Teil der Nischenkultivierungsstrategie, genauso wie in kleinerem Maßstab die auffällig vielen Widmungen im ersten Band.

J: Ja, gleich zu Beginn: das ganze Buch an den berühmten Richard Hamilton, und einzelne Gedichte dann an »friedrich achleitner«, »Doktor Hoffmann«, »André Thomkins«, »Raymund Abraham«, »(Zu D.)«, »W[ilhelm]. Busch« und »Kristmann Gudmundsson«.

U: In den späteren Bänden kommen deutlich weniger neue Widmungen dazu, in *Noch mehr Scheisse* mal ein »Wieder mal für André Thomkins«, aber schon in der *Frischen Scheisse* kaum mehr was...

J: Stattdessen werden die alten verballhornt, wie in *Die die Die DIE GESAMTE verdammte SCHEISSE*, S. 129: »for Ramouth Abraschken«.

U: Da kann er dann schon damit spielen. Im ersten Band aber sind alle Nennungen und Textimporte Anderer – nicht nur, aber doch nicht

zuletzt – Versuche, sich selber zu entlasten. Die Anderen sollen, ein bisschen wenigstens, mit drinhängen, mit schuld sein. Im Schadensfall zumindest. Und im Großen setzt sich das ja mit dem Nachfolger *Noch mehr Scheisse* fort, der im selben Band mit Emmett Williams' *footnotes to »sweetheart«* erscheint, als siamesischer Buchzwilling.

J: Was im Fluxus-Kontext einer Lebensversicherung gleichkommt.

U: Wichtig ist dabei, auch wenn das jetzt schon in die Serienproblematik vorgreift, dass es mit dieser Taktik der Anhänger und des Sich-Anhängens im dritten Band vorbei ist. Von da an steht Roths *Scheisse* autonom für sich.

J: Mit Ausnahme der *Typischen Scheisse*, wo er sich – viel später – nochmal Oswald Wiener mit an Bord holt.

U: Faktisch ja, aber das kann man kaum vergleichen: Fabri und Williams kommen zu einer Zeit ins Spiel, wo die *Scheisse* noch jede Stütze braucht. Beide sind für Roth als Lyrik-Konkurrenten ungefährlich, beruhigend weit entfernt, andere Schreibart, andere Sprache – insofern klug ausgewählt.

J: Wobei man in der Abfolge Fabri/Williams schon einen gewissen Selbstvertrauenszuwachs wittern könnte.

U: Das kann aber auch Zufall sein. Wiener dagegen erscheint in einer Phase, wo der *Scheisse*- wie der literarische Roth-Kosmos insgesamt schon so ausgestaltet und gefestigt ist, dass es weniger um eine Stützung geht als vielmehr um einen Exportversuch in die Literaturwelt, wo Wiener spätestens seit *Die Verbesserung von Mitteleuropa. Roman* eine Instanz ist – und als Vermittler deshalb im Prinzip perfekt. Aber erstens tritt Wiener nicht als Neben-Dichter in das Buch, der da irgendwo seine Sektion hätte, sondern als Meta-Kommentator, dessen *Teilverdautes* sich als Marginalien-Unterstrom von vorn bis hinten durchzieht, also ständig mit im Bild bleibt und so unvermeidlich mit den Roth-Auszügen wechselwirkt, mit allen möglichen, zum Teil absurden, auch schillernden, hier nicht zu schildernden Effekten. Zweitens aber – und vor allem – ist Wiener für Roth alles andere als ungefährlich...

J: In dem Fall also keine allzu kluge Wahl?

U: Zum Ankommen im Literaturbetrieb erwiesenermaßen nicht, mit Blick auf die Ewigkeit dagegen schon, als Dokumentation eines äußerst fruchtbaren Gigantenkampfes, der von beiden Seiten mit gleicher Verve, obschon mit sehr ungleichen Waffen ausgefochten wurde, und schließlich tragisch abbrach...

J: Aber wir waren ja eigentlich bei den formalen Extravaganzen.

U: Die jeden anderen Lyrik-Erstling todsicher versenkt hätten, die *Scheisse* aber erst ermöglicht haben.

J: So wie angesagte Künstler heute ihre verarmten Musiker- und Schreiberkumpels sponsern, sponsert Roth, der Künstler, seinen gleichnamigen

Dichterfreund, obschon mehr ideell: mit Fluxus-Pfiffigkeit und Künstlerbuch-Verschrobenheit.

U: Wobei das Besondere auch hier gerade wieder darin liegt, dass das, was sich da in der schützenden Geschlossenheit der Nische abspielt, hintenherum doch wieder ausbüxt, ins Totale, als Infragestellungs-Brille.

J: Inwiefern?

U: Na, sobald jemand einer Gedichtsammlung einen Titel gibt, der quasi die Funktion hat, den gesamten Inhalt einzuklammern und mit Null zu multiplizieren, oder mit minus Unendlich, je nach Deutung, dann ist dieses Verfahren nun mal in der Welt, d.h. es löst sich vom konkreten Beispiel ab und molestiert dann zwangsläufig auch jeden anderen Lyrikband, nämlich als fiese Frage, wie ihm solcher Titel stünde. Ebenso bei jedem einzelnen Gedicht: Wie klingst du – *Wandrer's Nachtlied*, nur als Beispiel –, wenn ich dich vorab für *** erkläre? Oder allgemein: Wie sieht das nominell Gelingene als Misslungenes betrachtet aus?

J: Und umgekehrt.

U: Genau, der Wertungsakt kommt insgesamt ins Flimmern. Und Analoges gilt für jede andere, meist unbefragte, unsichtbare Konvention. Denn natürlich sind die falschen Nummerierungen und sonstigen ›Pannen‹ in der *Scheisse* drollig, aber ist das Richtig-Nummerieren oder ein korrektes Inhaltsverzeichnis um so viel weniger lächerlich? Ist die Seite ohne Satzfehler oder das edel hergestellte Buch um so viel ›richtiger‹ oder ›bedeutsamer‹? Oder ganz generell: Ist das Normgerechte wirklich so viel weniger ***, dass sich der ganze Aufwand lohnt?

J: Das Roth'sche Rasiermesser...

U: Jedenfalls Beginn und Motor einer umfassenden Editions- und Philologie-Travestie, die er in der Serie – neben vielem anderem – durchzieht.
[...]

J: Womit wir endlich bei der Serie wären.

U: Mit der großen Erleichterung, dass es da inzwischen durchaus einen Forschungsstand gibt: Am meisten findet man bei Barbara Bichler, die im Anhang zu ihrer Arbeit auch einen Brief von Rainer Pretzell wiedergibt, mit wichtigen Hinweisen zum Entstehungsprozess der späteren Bände und zum Modus der Zusammenarbeit. Insofern würde ich zu allem, was die Zeichen-, Druck- und sonstigen Arbeitstechniken sowie das Text-Bild-Verhältnis betrifft, ebenso wie zu den fruchtbaren Thesen vom »Verschmieren« und »Verrotten« – man beachte die Namensassoziation zu engl. ›to rot‹, verrotten –

J: Dieter Roth als sprachlogische Vorstufe zu Johnny Rotten –

U: Zu all dem möchte ich – außer auf die einschlägigen Arbeiten aus dem Kunstkontext, wo dazu, wenn auch meist am Rande, auch schon viel

gesagt ist – ganz auf Bichlers Studie verweisen; so dass wir uns – zumal in Anbetracht der Zeit- und Raumnot – weitgehend auf den Evolutionsaspekt beschränken können.

J: Schon Ripplinger spricht ja vom »Wuchern« der immer neuen »Abwandlungen, illustrierten Ausgaben, Erweiterungen, Verbesserungen, Verbesserungen der Verbesserungen«.

U: Und zitiert auch Emmett Williams' Befunde: »restoration«, »revision«, »augmentations and alterations«, »intrusion of unrelated elements that become related as the confusion fuses from volume to volume. Gradual and often violent, destruction of the elements as text, drawings, and residual objects of the printing process fight for dominance«.

J: Williams' Fazit lautet dann allerdings: »Gesamtkunstwerk«.

U: Hm, vielleicht im vagen Sinn von ›groß‹ und ›synästhetisch‹, ansonsten aber wirft das Wort so düstere Wagner-Schatten, dass es hier fast nichts erhellt.

J: Ripplinger selbst dagegen konstatiert in seinem Resümee ein »Gestrüpp von Varianten und Verschlimmbesserungen. Das Entstehen und Vergehen wird wichtiger als das poetische Produkt. Das Mustern und Ausmustern [...] ist bei Roth außer Kraft gesetzt. Bei ihm ist alles gleich wertvoll, das Werkstück und die Späne, das Erzeugte und der Ausschuß, das Hohe und das Niedrige. Nihilismus ist dabei wohl weniger im Spiel als ein immenses Mißtrauen gegen den Erfolg. Und natürlich das Erforschen der sozialen, erkenntnistheoretischen, strukturellen Bedingungen von Emergenz: Was kommt durch? Was kommt nicht durch? Warum kommt das eine durch? Was kann nicht durchkommen?«

U: Das zielt schon mitten in die – wie ich meine – Kernfrage, nämlich nach der Nischen-Evolution. Konkret formuliert: Mit welchen Evolutionsmetaphern kann man das, was der *Scheisse* in ihrer weiteren Genese widerfährt, am ehesten beschreiben?

J: Ripplinger spricht von »Emergenz« – wiewohl die angefügten Fragen mehr auf ›Selektion‹ hindeuten.

U: Emergenz ist aber richtig, schon insofern, als der Prozess an keiner Stelle deterministisch oder reversibel wirkt; und auch in dem engeren Sinn, dass in dessen Verlauf ständig neue Qualitäten evolvieren, sprich: Komplexität entsteht – mit dem plastischen Effekt, dass ein Beobachter, der erst später irgendwo einsteigt, punktuell, indem er etwa zufällig *Die die Die DIE verdammte GESAMTE SCHEISSE* in die Hände bekommt, keine Chance hat, den Prozess-Sinn resp. -Unsinn dessen, was er da vor sich sieht, zu erfassen.

J: Und deshalb glaubt, es wäre pures Chaos, LSD-Kunst oder ›Gugging‹. Was ja seinen eigenen, bizarren Reiz hat.

U: Aber auch umgekehrt, dass man also über etwas, was in einem späteren, isoliert herausgegriffenen Band ›normal‹ erscheint, während es in früheren Stadien chaotisch war, etwa die Nummerierung, fälschlich *nicht* stolpert, obschon die aktuelle Geordnetheit – prozessual gesehen: als ›spontaner Anti-Entropie-Schub‹ – eigentlich eine Sensation darstellt.

J: Entropie und Anti-Entropie könnten hier überhaupt gute Begriffe sein.

U: Bestenfalls halbwegs schadlose Metaphern. Denn Entropie, so wie sie thermodynamisch definiert ist, spielt da ja keine Rolle, es sei denn, dass mal ein Buch verbrennt oder verschimmelt. Worüber wir reden, ist ein von Menschen initiiertes Kunst-Prozess, da wird auf jeder Ebene und in jeder Phase sehr viel Energie hineingepumpt, frag mal Roths Mitarbeiter. Die Irritation rührt – abgesehen vom landläufigen Durcheinanderwerfen thermodynamischer und informationstheoretischer Aspekte sowie der Begriffe ›Entropie‹, ›Entropie-Zunahme‹, ›Zunahme von Unordnung‹ und ›Chaos‹ – hauptsächlich daher, dass Roth so schlau ist, die Energien teils in die Erzeugung resp. Zulassung partieller Unordnungszunahmen im Material zu lenken, was den Eindruck erweckt, von diesem zu jenem Buch hin ›ähme die Entropie zu oder ab‹. Dabei nimmt sie in der *Scheisse* als System im Ganzen ständig ab, zwangsläufig.

J: Der Eindruck zunehmender ›Chaotisierung‹ ist aber doch höchst signifikant.

U: Solange man nicht vergisst, dass bereits die Tatsache, dass überhaupt ein nächster *Scheisse*-Band entsteht, schon eine ›Ordnungszunahme‹ bedeutet, gleich wie ›chaotisch‹ das Ergebnis wirken mag.

J: Du meinst, die Tatsache, dass die Serie eo ipso den Prozesscharakter pointiert, darf nicht dazu verleiten, den realen Entstehungsprozess und dessen Materialisationen zu verwechseln.

U: Genau – wie bei der ›Emergenz‹: Auch die kann man in Büchern nie in actu sehen, immer nur ex post, als Differenz zwischen zwei Zuständen.

J: Hätte Roth schon Internet oder avanciertere E-Book-Optionen gehabt, wer weiß, ob er die Emergenz-Momente nicht in vivo vorgeführt hätte?

U: »Verehrte Kunstgemeinde, wenn Sie meine *Scheisse* wieder mal mutieren sehen wollen, schauen Sie doch bitte am soundsovielten um soundsoviel Uhr auf meine Homepage.« Das Problem ist allerdings, dass wir die früheren Zustände dann vielleicht gar nicht mehr hätten.

J: So gesehen ist jedes *Scheisse*-Buch ein Foto.

U: Eines bestimmten Aggregatzustands.

J: Ganz wie ›normale‹ Bücher auch, nur dass sie das mit aller Kraft kaschieren.

U: Na, ob Roth diese ›Verleugnung‹ dezidiert entlarven wollte oder ob das nicht doch ausnahmsweise mal ein Medien-Kollateraleffekt ist, lässt sich von heute aus kaum ahnen...

J: Was nun den konkreten Evolutionsverlauf betrifft –

U: Da muss man, fürchte ich, wohl brav von Buch zu Buch vorgehen, weil die Komplexität ja, wie gesagt, nicht darin liegt, dass sich die Bände unterscheiden, sondern darin, dass jeder sich vom jeweils vorigen auf jeweils neue Weise unterscheidet.

J: Und die ganze Serie unterscheidet sich von anderen dadurch, dass sie gleich beim ›Hinten-Raus‹ beginnt – analog zur ›Rückverdauung‹ in der zweiten Strophe von *mein Auge ist mein Mund*, nur jetzt en large.

U: Aber nicht einfach zurück, sondern spiralförmig, in eine andere Dimension geschraubt, als alchemistischer Versuch, aus *Scheisse* Gold zu machen, zumindest zu Beginn. Wobei das Ausgehen von der Ur-*Scheisse* – als dem nominell Amorphen – den Formungs- und Verformungsprozess so purifiziert, dass das Ganze, so drall es in concreto bleibt, zusätzlich einen abstraktiven, fast konstruktivistischen Zug bekommt.

J: Für Roth war es aber doch schlicht auch eine sportliche Herausforderung: Wie groß kriege ich diese *** aufgeblasen?

U: Der Spaßfaktor ist unübersehbar, bloß: Weshalb sollte uns das, wenn es sonst nichts wäre, mehr interessieren als all die anderen Ungezählten, die irgendwo ihre private *** aufblasen? Auch hier zählt doch der allgemeinere Gehalt, vor allem als systemtheoretische Parabel, die den Lehrsatz illustriert, dass es absolute *** gar nicht gibt, nur relative.

J: Relative ***?

U: Nimm z.B. deine eigene, mit der du – auf deinen Metabolismus bezogen – nicht viel anfangen kannst, von der du dich nicht nähren kannst und vor der du dich, wenn du kein Koprophiler bist, entsprechend ekelst. Sobald du aber einen Schritt zur Seite tust, in einen anderen, größeren Systemzusammenhang, ist deine *** plötzlich keine *** mehr, sondern – etwa aus Sicht bestimmter Fliegen – Nahrung, oder Dünger, Ausgangspunkt für neues Leben.

J: Ein säkularisierter, biologisierter Alchemismus durch Systemwechsel?

U: So säkularisiert ist das bei näherer Betrachtung gar nicht. Denn der Ausgangspunkt ist schon die alte Platon/Abendland-Axiologie: Ganz oben Gott, das Ewige, das Heilige, das oberste Gut. Dann der obere Teil des Menschen, das Hirn, die Augen, der sprechende Mund, das Gute, das Reine, der Sinn, der Geist, das Wort, der Logos – als zeitliche Teilhabe am Ewigen. Darunter – schon als notwendiges Übel – der essende, bitte nie rülpfende Mund, die Nahrung, alles schon vergänglich. Noch tiefer dann der Hals, der Magen, der Darm – und darunter beginnt die Zone des Un-

nennbaren: das ***loch als Öffnung, wo die *** rauskommt, auch der Akt des ***s ist tabuisiert.

J: Und die schlichte Empörergeste wäre nun, die überkommene Wertzuschreibung einfach umzudrehen...

U: Genau, der Karneval: Gott ins Klo, die *** auf den Thron, zumindest für drei Tage. Aber bei aller karnevalistischen Schlagseite, die die *Scheisse* sicherlich auch hat, macht Roth im Kern doch etwas Anderes, viel – wie soll man sagen? – Demütigeres, indem er beim Niedersten ansetzt und versucht, es zu erhöhen, ihm aufzuhelfen. Nicht per närrischem Dekret, sondern durch (eigen-)liebvolle Fürsorge.

J: Dass das überhaupt möglich ist, hängt natürlich – außer von Roths speziellem Produktionsmetabolismus – davon ab, dass auch in der Sache selbst schon diese Ambivalenz drinsteckt. Denn das *** ist ja nicht bloß Schmutzgeschäft, sondern auch Katharsis, Erleichterung, Erlösung...

U: Und die *** ist nicht nur das Ungeistige, Beschämende, Dreckige, Form- und Sinn- und Wertlose –

J: Abstoßende, Hässliche, Schlechte, Profane, Verdorbene und Verkommene, Entartete, womöglich gar Kranke, Böse und Gefährliche –

U: Sondern auch das, wovon man am wenigsten sagen kann, inwiefern und wann es gerade noch Ich bzw. schon Nicht-Ich ist und in welcher Metamorphose es einem womöglich wieder begegnet.

J: Vielleicht schlummert da doch ein, wenngleich sehr sublimer, im Sinne der Lessingschen Tragödientheorie humanisierter koprophiler Zug? Das (Selbst-)Mitleid mit der eigenen ***, ein Jammern und Schaudern –

U: – das bei Unsensibleren von der Toilettenspülung übertönt wird. Vielleicht. Aber diessseits jeder Psychologie liegt eben da das alchemistische Moment: im Entschluss, diese Perspektivumkehr bzw. Rück-Verdauung und -Erhöhung selber in die Hand zu nehmen, die Umwandlung vom Unheiligen ins Allerheiligste, vom Anti-Gold zum Gold selbst zu bewirken – mittels Kunst.

J: Materialiter sogar erfolgreich, wenn man bedenkt, dass manche *Scheisse*-Bücher heute vom Gewicht her wirklich fast so teuer sind wie Gold.

U: Obschon noch immer preiswert im Vergleich zu Manzoni's *merda d'artista*.

J: Wer zuerst ***t, ***t zuerst. Aber um welche Bücher geht es nun konkret?

U: Als Ausgangspunkt bietet sich die bibliographische Übersicht im *Catalogue Raisonné, Bücher + Editionen*, S. 172, an.

J: Sobald man die Titel irgendwo gelistet sieht, ist man ja immer in Versuchung, sie selbst als *Scheisse*-Gedicht zu lesen, wie das Meistergedicht eines Sonettenkranzes.

U: Bei Roth natürlich mit nur dreizehn Zeilen.

J: Die dafür amtlich, nämlich: *SCHEISSE / Noch mehr Scheisse / DIE GESAMTE SCHEISSE / FRISCHE SCHEISSE / scheisse. vollständige sammlung... / Die DIE GESAMTE SCHEISSE / Frühe Schriften und typische Scheisse / die Die DIE GESAMTE SCHEISSE / die Die DIE VERDAMMTE SCHEISSE / Die die Die DIE GESAMTE VERDAMMTE KACKE / Die Die Die DIE verdammte GESAMTE KACKE / Die die Die DIE verdammte GESAMTE SCHEISSE / Die die Die DIE GESAMTE verdammte SCHEISSE.*

U: Bei aller lyrischen Vollendung muss man allerdings doch einräumen, dass die Linearisierung zur Liste, so wie überhaupt die Rede von der ›Serie‹ bestenfalls, wenn überhaupt, die faktische Entstehungsfolge, nicht aber, zumindest nicht durchgängig, Roths Absicht spiegelt. Weit angemessener ist deshalb das Schema, das Dieter Schwarz in seiner Arbeit *Auf der Bogen Bahn. Studien zum literarischen Werk von Dieter Roth* (Zürich 1981) gibt, weil es nicht nur die Quellgebiete aus anderen Werkgruppen bzw. Kreuzungen mitrepräsentiert, sondern auch die non-linearen Momente, wie die Verzweigung bei der *Frischen Scheisse*, und dass sich der Prozess am Ende spaltet...

J: Statt von ›Scheisse-Serie‹ spräche man also korrekter von ›Scheisse-Evolution‹.

U: Bei Schwarz' Schema sehe ich als einziges größeres Problem, dass es das evolutionslogisch zwingende, hier ausnahmsweise mal wirklich einigermaßen linear-sukzessive Verhältnis zwischen *Die DIE GESAMTE SCHEISSE*, *die Die DIE GESAMTE SCHEISSE* und *die Die DIE VERDAMMTE SCHEISSE* als gleichgeordnete, jeweils direkte Abhängigkeit sowohl von *die Die DIE GESAMTE SCHEISSE* wie auch von *die Die DIE VERDAMMTE SCHEISSE* vom vermeintlichen gemeinsamen Ursprung *Die DIE GESAMTE SCHEISSE* ausweist. Es führt aber kein direkter Weg von *Die DIE GESAMTE SCHEISSE* zu *die Die DIE VERDAMMTE SCHEISSE*.

J: Muss man das verstehen? Ich meine, Fehler gibt es in den bisherigen Auflistungen doch überall.

U: Klar, die Bücher sind ja geradezu dafür gemacht, beim Bibliographiert-Werden möglichst viele Fehler zu erzeugen. Mit Rainer Pretzells Hinweisen in Barbara Bilchers Arbeit klärt sich freilich manches auf, weshalb ich jetzt leider nicht mehr mit vor Finderstolz geschwellter Brust, wie letztes Jahr beim Vortrag, rufen kann: »Ha, im *Catalogue Raisonné* sind die Positionen 8 und 9 vertauscht! Ebenso wie 10 und 11 mit 12 und 13!« – wobei man über den letzten Dreher trefflich streiten kann, im Gegensatz zum ersten.

J: Der ja auf einen Fehler bei Roth selbst zurückgeht, in seinem eigenen Katalog, *Gesammelte Werke, Band 40: Bücher und Graphik (2. Teil) u.a.m.*, wo die entsprechenden Nummern 74 und 75 schon vertauscht sind.

U: Was sich als Leitfehler durch mehrere spätere, offenbar offenbarungsgläubige Kataloge schlängelt, obwohl es sofort auffliegt, sobald man sich die Bücher anschaut.

J: Augenschein vs. Heilige Schrift – in einer ordentlichen Kirche siegt da die Autorität der Überlieferung. Und je länger ich darüber nachdenke, finde ich es eigentlich auch ganz richtig, selbst diesen Bibliographie-Fehler immer weiter mitzuschleppen, gerade wenn man um ihn weiß. Ist er doch letztlich Teil des Werks, im Außendienst gewissermaßen.

U: Auch sonst hat Roths Editions-Travestie ja die Wirkung, dass man sich als Philologe reichlich blöd vorkommt mit Erbsenzähler-Fußnoten à la: »Anders als im *Catalogue Raisonné* verzeichnet, ist die Titelei in Band 13 der *gesammelten werke* durchgängig in Kleinschreibung gehalten« etc.

J: Zumindest in dem Band, den wir hier vor uns haben.

U: Eben, würde mich ja gar nicht wundern, wenn es wirklich unerkannt verschiedene Versionen gäbe, nicht nur jener späteren Bände, die aus herstellungstechnischen Gründen sowieso Unikate sind, sondern auch der vermeintlichen Druckauflagen – allein schon, um die Sammler zu erschrecken.

J: »Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass der elfte Band der Serie auch noch in zwei bislang nie erwähnten Sondervarianten existiert, die...«

U: Und das macht doch mit den Reiz aus: diese Unerschöpflichkeit des Werks, wo man immer noch etwas und noch etwas entdeckt, so als produziere Roth noch ständig weiter, aus dem Jenseits ins Vergangene hinein.

J: Insofern wäre es wohl ganz in seinem Sinne, diese bibliographischen Fehler nicht nur zu perpetuieren, sondern noch zu mehren, damit der Wirrwarr umso größer wird und der Roth-Kanon immer unschärfer.

U: Es ist ein ähnliches Dilemma wie bei der Frage nach dem Umgang mit Roths Schimmelkunst: Konservieren – und damit, gegen seine Intention, deren ›Leben‹ abwürgen? Oder: Wachsen, wuchern, sterben lassen – und so zunächst den Überblick und irgendwann die Werke selbst verlieren?

J: Ob das der Grund ist, warum Barbara Bichler kein eigenes, ›korrektes‹ Stemma liefert, obwohl sie das nach dem bei ihr dokumentierten Forschungsstand wohl könnte?

U: Wir liefern jedenfalls auch keins. Obwohl ich an der Stelle – auch als Selbstkritik an der hier notgedrungen gewählten semi-karnevalistischen Form – bemerken möchte, dass mir die Philologie-Parodie in der *Scheisse* – bei aller saftigen, auch mich umhauenden Komik – angesichts der aktuellen Entwicklung in der Germanistik insofern anachronistisch vorkommt, als deren Hauptproblem derzeit ja gerade nicht mehr, wie vielleicht 1966 tendenziell noch, ein Übermaß an gravitätischer Wissenschaftlichkeit und Penibilität ist, sondern im Gegenteil eine dramatische, teils aus (aufmerk-

samkeits-)ökonomischem Zwang, teils aus Theorie-Hemdsärmeligkeit gespeiste Tendenz zu einer Grundhaltung, die sagt: »Fakten, Standards, Klarheit, Nachprüfbarkeit, Differenzierung, Erkenntnisfortschritt – was sollen mir solche Altlasten, solange ich mit meinem Bullshit durchkomme und der Powerpoint-Modulplan dazu blinkt.«

J: Aus dieser Sicht hat Roths schelmisches Sägen am Katheder wirklich etwas Luxurierendes und Melancholisches, etwas von *Feuerzangenbowle*, stellvertretend etwa die allerletzte Seite (472) des *FRISCHE SCHEISSE*-Bands als Gipfelpunkt der Rothschen Germanistik-Travestie:

FRISCHE SCHEISSE

oder:

Die Korrumpierung
der Germanistik

(das kommt von Döhl)

oder:

Die Korrumpierung
des Döhl

(das kommt von der Germanistik)

oder:

Die Germanistik
der Korrumpierung

(das kommt von Rot)

oder:

Die Germanistik
des Rot

(das kommt von der Korrumpierung)

[Es folgt ein materialbedingt langer Gang durch die Gesamtstrecke der je nach Zählung zwölf bis neunzehn Bände bzw. Aggregatzustände der *Scheisse*-Evolution. Er gilt dem Versuch, sowohl makrostrukturell – bezogen auf das jeweilige Evolutionsverhältnis von Buch zu Buch – wie auch mikrostrukturell – anhand der materialen und kontextualen Mutationen einzelner Gedichte – die Haupttendenzen bzw. (teils einander überlagernden) Phasen der Anhäufung und Anreicherung, der Kunst- bzw. Ausstattungsveredelung, der Selbstkanonisierung, der Verzweigung sowie schließlich der schrittweisen Selbstverschrottung und -verwischung des Ausgangsmaterials nachzuvollziehen. Und gelangt dabei zu folgendem Schluss:]

J: Wenn die Auseinandersetzung mit der *Scheisse*-Serie eines gezeigt hat, dann doch wohl die Evidenz, dass das Besondere daran nichts ist, was man in irgendeiner Art vorhersehen, modellieren oder berechnen könnte, sondern wirklich die spezifische Kreativität und Intelligenz dieses einen, unglaublichen Menschen namens Dieter Roth.

U: Ja, das ist die Grenze, aber eben, um diese Differenz zu konturieren, wäre es interessant, aus dem vorliegenden Material eine Algorithmik zur Generierung immer weiterer Varianten herauszumodellieren. Umso mehr, als die kreative Intelligenz des Menschen Dieter Roth – und das bringt uns zum finalen Punkt – auch selbst schon die Idee hervorgebracht hat, automatisch immer neue *Scheisse*-Fortsetzungen zu produzieren. Jedenfalls sagte mir Rainer Pretzell nach meinem Vortrag, es habe – wenn auch halb im Scherz – von Roth den Wunsch und auch eine konkrete Anweisung gegeben, nach bestimmten Prinzipien weitere Ausgaben zu drucken und zu publizieren, und zwar Jahr für Jahr die doppelte Anzahl.

J: Das hieße, wenn man 1974 zwei und 1975 vier hatte, für 1976 acht dazu?

U: Genau, und immer so weiter, stell dir vor: 1977: 16 Bände – 1978 dann 32 – 1979: 64 – 1980: 128 – 1981: 256 – 1982: 512 – 1983: 1.024 – 1984: 2.048 – 1985: 4.096 – 1986: 8.192 – 1987: 16.384 – 1988: 32.768 – 1989: 65.536 – 1990: 131.072 – 1991: 262.144 – 1992: 524.288 – 1993: 1.048.576 – 1994: 2.097.152 – 1995: 4.194.304 – 1996: 8.388.608 – 1997: 16.777.216 – 1998: 33.554.432 – 1999: 67.108.864 – 2000: 134.217.782 –

J: Milleniumswechsel.

U: 2001: 268.435.456 – 2002: 536.870.912 – 2003: 1.073.741.824 – 2004: 2.147.483.648 – 2005: 4.294.967.296 – 2006: 8.589.934.592 – 2007: 17.179.869.184 – 2008: 34.359.783.368 – 2009: 68.719.476.736 – und 2010 schließlich: 137.438.953.472.

J: Hätte Roth die ›die‹-Vermehrung – ausgehend von den vier ›die‹ im Jahre 1975 – weiterlaufen lassen, trügen die einhundertsevenunddrei-

VARIA

Jörg Jungmayr | Freie Universität Berlin, jungmayr@zedat.fu-berlin.de

Hermann Goedsches *Nena Sahib* oder: *Die Empörung in Indien* (1859)

Ein antibritischer Kolonialroman unter den
Bedingungen eines medialen
Paradigmenwechsels

1. Einleitung: Der Telegraph, ein medialer Paradigmenwechsel

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist, dass die Konstruktion eines historischen Ereignisses, in diesem Fall des indischen Aufstandes von 1857/58, an seine mediale Repräsentation gebunden ist.¹ Das Medium, als »semiotisches Kommunikationsinstrument«² definiert, übermittelt historische Ereignisse, instrumentalisiert sie und lenkt damit deren Rezeption. Bei diesen Überlegungen stütze ich mich auf Astrid Erlls Habilitationsschrift *Prämediation – Remediation*, die sich mit den Repräsentationen des indischen Aufstands in imperialen und postkolonialen Medienkulturen beschäftigt, in der deutschsprachige Darstellungen jedoch nicht berücksichtigt werden.

Der indische Aufstand von 1857/58, zentrales Thema in Hermann Goedsches dreibändigem, unter dem Pseudonym Sir John Retcliffe

In dem 1859 erschienenen Roman geht es um den indischen Unabhängigkeitskampf von 1857/58, der als direkte Konsequenz einer zum Scheitern verurteilten britischen Kolonialpolitik dargestellt wird. Der Autor orientiert sich an Vorbildern wie Alexandre Dumas und Paul Féval, gleichzeitig ist die Umsetzung des Stoffes verbunden mit der medientechnischen Revolution seiner Zeit, dem Telegramm und den darauf basierenden Presse-Beiträgen. Das Konstrukt eines historischen Ereignisses unter den Bedingungen eines medialen Paradigmenwechsels einerseits und die damit verbundene politische Zielrichtung des Romans andererseits sind Gegenstand der vorliegenden Untersuchung.

1 Vgl. Erll: *Prämediation – Remediation*, S. 2.

2 Schmidt: *Kalte Faszination*, S. 93f., zit. nach Erll: *Prämediation – Remediation*, S. 24.

publizierten Roman *Nena Sahib oder: Die Empörung in Indien*,³ ist das erste außereuropäische Großereignis, dessen Übermittlung und Rezeption maßgeblich von der Erfindung des elektrischen Telegraphen bestimmt wurde. Im Unterschied zum Krimkrieg von 1853/56, dem ersten europäischen Medienereignis, das die Öffentlichkeit mit Hilfe des Telegraphen unmittelbar und zeitgleich am Geschehen partizipieren ließ, war die telegraphische Übermittlung der Ereignisse in Indien komplizierter und zeitverzögert. Sowohl in Europa als auch in Indien existierten telegraphische Übermittlungseinrichtungen, aber zwischen Europa und dem indischen Subkontinent gab es noch kein Seekabel, d.h., die Depeschen aus Indien mussten zunächst per Schiff bis nach Suez am Roten Meer transportiert werden (der Suezkanal wurde erst 1869 eröffnet); von dort aus wurden sie auf dem Landweg bis nach Alexandria verfrachtet, wurden hier wieder auf das Schiff umgeladen und trafen dann mit einer drei- bis vierwöchigen Verspätung an den telegraphischen Relaisstationen, z.B. in Marseille oder Triest, ein.⁴ Gemeinsam mit den Depeschen gelangte auch die Überlandpost aus Indien, die aus Augenzeugenberichten, Briefen (die zensiert wurden)⁵ und indischen Zeitungen bestand, zu den Relaisstationen. Erst dann konnten die Depeschen auf telegraphischem Weg weitergeleitet werden, während die sonstige Post per Schiff oder Eisenbahn ihre Bestimmungsorte erreichte.⁶ In Indien war der Telegraph übrigens im Besitz der britischen Kolonialherrschaft, d.h. der Militärs und der Kolonialverwaltung, ohne Zugang für die indische Bevölkerung.

Die Depeschen waren in ihrer »Knappheit und semantische[n] Mehrdeutigkeit«⁷ zunächst nur ein informationeller Rohstoff, der auf Interpre-

3 Retcliffe: *Nena Sahib*, Reprint Hildesheim [u.a.] 2005. In Band 1 ist die 7. Aufl. Berlin 1865 faksimiliert, während Band 2 die 1. Aufl. von 1858 und Band 3 die 1. Aufl. von 1859 zugrunde liegt. – Das Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) stellt den Roman als Digitalisat zur Verfügung, und zwar Band 1 in der 3. Aufl. von 1859, Band 2 und 3 in der 1. Aufl. von 1859. Nachfolgend abgekürzt: NenS.

4 Der indische Aufstand verstärkte die Bemühungen der britischen Regierung, eine direkte telegraphische Verbindung zwischen Indien und Europa herzustellen. Vgl. »Neue Preußische Zeitung« (nachfolgend »NPrZ«) (4.8.1857; 10.9.1857; 9.12.1857). Eine durchgängige telegraphische Verbindung zwischen London und Kalkutta, die über Berlin, Odessa und Teheran führte, wurde erst 1870 in Betrieb genommen. Der Bau der indo-europäischen Telegraphenlinie wurde von Siemens & Halske durchgeführt. Vgl. hierzu Wobring: *Die Globalisierung der Telekommunikation im 19. Jahrhundert*. – Zur telegraphischen Nachrichtenübermittlung im 19. Jahrhundert vgl. auch: Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt*, S. 63–76: »Nachrichten«; s. bes. S. 74–76: »Globales Nachrichtenwesen«.

5 Vgl. »NPrZ« (11.10.1857).

6 Vgl. »NPrZ« (23.10.1857).

7 Erll: *Prämediation – Remediation*, S. 43.

tation und Unterfütterung mit anderen Textsorten wie Briefen oder Augenzeugenberichten angewiesen war, um als »consolidirte Nachricht«⁸ im Massenkommunikationsmittel Zeitung veröffentlicht werden zu können. »Telegraphische Depeschen sind ja in ihrer Kürze so vieldeutig auszulegen, daß jedes Blatt seine Parteistellung an ihnen ein besonders Genüge thun kann«, so stellt die »NPrZ« am 1.8.1857 fest. Erst in der Kombination unterschiedlicher Textsorten, erst im Verbund unterschiedlicher ›Aufschreibssysteme«, dem »Netzwerk von Techniken und Institutionen [...], die [...] die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben«,⁹ entstehen Zeitungsnachrichten, die als aktuell abrufbarer Gedächtnisspeicher die Grundlage für die mediale Präsentation des Indischen Aufstandes von 1857/58 bilden, sei es in Form von historischen Abhandlungen, sei es in Form von Romanen oder Dramen. Die mediale Präsentation ihrerseits führt in der Kontextualisierung mit den vorgegebenen gesellschaftlichen Ordnungssystemen dann zu einer Topisierung und Ikonisierung des Aufstandes.

2. Der Autor: Hermann Goedsche

Bevor der Roman im Einzelnen untersucht und der Frage nachgegangen werden soll, inwieweit Goedsches *Nena Sahib* das Resultat einer aus der Dynamik von Prämediation und Remediation, von »vorgängiger und nachfolgender Repräsentation«¹⁰ entstandenen Medienkombination ist, einige Hinweise zum Autor.

Hermann Friedrich Gottfried Goedsche, der unter dem Pseudonym Sir John Retcliffe publizierte, lebte von 1816 bis 1878 und war nacheinander Märchensammler, Agent Provocateur, Fälscher, Journalist bei der ultrakonservativen »Kreuzzeitung« und höchst erfolgreicher Autor eines Zyklus von zeitgeschichtlichen Kolportageromanen,¹¹ mit denen er »enormes Geld« verdiente, so Fontane.¹² Volker Neuhaus hat auf die Eigenart Goedsches hingewiesen, »Vorgänge der Wirklichkeit nach literarischen Mustern

8 »NPrZ« (30.9.1857).

9 Kittler: *Aufschreibesysteme*, S. 501.

10 Erl: *Prämediation – Remediation*, S. 29.

11 Einen ausführlichen Überblick über seine Vita bietet Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 9–35. – Zu Goedsche und seiner Romanproduktion vgl. außerdem: Steinbrink: *Orientalische Geheimnisse*; Martin: *Wunschpotentiale*; Klotz: *Abenteuer-Romane*.

12 Fontane: *Sämtliche Werke* 15, S. 260.

umzudeuten«,¹³ »wirkliche Vorgänge gebrochen im Medium literarischer Muster zu sehen«;¹⁴ umgekehrt hat Fontane bei ihm die Tendenz beobachtet, Produkte seiner obsessiven Phantasie als reales Faktum darzustellen.¹⁵ Das hat Konsequenzen für seine Romane: Die Grenzen zwischen Faktizität und Fiktionalität sind fließend, aber beides wird als historisch überprüfbare Wahrheit vermittelt und so auch von seinem Lesepublikum rezipiert. Seinen folgenreichsten Niederschlag fand dies in seinem Roman *Biarritz*, in dessen ersten Band er von einem Treffen der Delegierten der zwölf Stämme Israels und des Ewigen Juden auf dem alten jüdischen Friedhof in Prag berichtet.¹⁶ Wohl im Auftrag des russischen Geheimdiensts wurde die Schilderung dieses Treffens aus dem Roman herausgelöst und unter dem Titel *Die Protokolle der Weisen von Zion* als authentisches Dokument, das die jüdische Weltverschwörung beweisen sollte, verbreitet.¹⁷ Noch Hitler in *Mein Kampf* nimmt Bezug auf diese Protokolle.¹⁸

3. Der Roman: *Nena Sahib*

In den Jahren 1858/59, also unmittelbar im Anschluss an den indischen Sepoy-Aufstand erschien Goedsches *Nena Sahib* in drei Bänden.¹⁹ Der Sepoy-Aufstand ist im kollektiven Gedächtnis Großbritanniens bis heute eine ›mutiny‹, eine blutige Meuterei befehlsverweigernder indischer Soldaten geblieben, während er in der indischen Geschichtsschreibung als erster entscheidender Schritt zur Unabhängigkeit des Subkontinents gilt.²⁰

13 Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 25.

14 Ebd.

15 Fontane: *Sämtliche Werke* 15, S. 260: »Es kam vor, daß Goedsche mit einem gewissen Feldherrnschritt auf der Redaktion erschien und hier, ohne daß das geringste vorgefallen war, ein ungeheures Ergriffensein über einen rätselhaften und vielleicht gar nicht mal existierenden Hergang zur Schau stellte.«

16 Retcliffe: *Biarritz. Erste Abtheilung*, S. 139–193: »Auf dem Judenkirchhof in Prag«. Das Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) stellt diesen Roman als Digitalisat zur Verfügung. – In seinem Roman *Der Friedhof von Prag* (2011) schildert Umberto Eco die Metamorphose eines polyvalenten satirischen Traktats zu dem von Goedsche kompilierten antisemitischen Verschwörungstext.

17 Vgl. hierzu: Benz: *Die Protokolle der Weisen von Zion*; Süselbeck: *Die Verschwörungstheorie schlechthin?*; Horn/Hagemeister: *Die Fiktion*; außerdem die Graphic Novel von Eisner: *Das Komplott*.

18 Hitler: *Mein Kampf*, S. 799f. [325f.] und Anm. 132–135.

19 Vgl. hierzu die bibliographischen Angaben in Anm. 3.

20 Vgl. hierzu Erll: *Prämediation – Remediation*, S. 1–10.

Der Aufstand breitete sich im Sommer 1857 in rasender Geschwindigkeit über ganz Zentral- und Nordindien aus und konnte vom britischen Militär nur unter größten Anstrengungen niedergeschlagen werden. Die Gründe für den Aufstand sind vielfältig; zwei davon sollen angeführt werden, weil sie auch für Goedsche eine zentrale Rolle spielen. Der eine Grund liegt in der Einführung der sog. Lee-Enfield-Gewehre. Deren mit Schwarzpulver gefüllten Papierkartuschen, die vor dem Laden mit den Zähnen aufgerissen werden mussten, waren zunächst mit Schweine- und Rindertalg eingefettet, was für Hindus wie Moslems ein ungeheurer Affront war. Die zweite Ursache liegt in der Annexion des Fürstentums Oudh (Avadh) durch die Ostindische Kompanie, was zur Folge hatte, dass der Aufstand auch von indischen Fürsten, so der Rani von Jhansi, die bei Goedsche Xaria heißt, unterstützt wurde. Blutiger Höhepunkt des Aufstands war das Massaker von Kanpur. Der britischen Besatzung wurde zunächst freier Abzug gewährt. Entgegen der Zusage wurden aber die Männer niedergeschossen und Frauen und Kinder als Geiseln abtransportiert, um dann regelrecht abgeschlachtet zu werden. Inwieweit Nena Sahib (eigentlich Nana Sahib, die Namensform Nena Sahib kam durch einen telegraphischen Übermittlungsfehler zustande) direkt an dem Massaker beteiligt war, ist heute umstritten, für Goedsche galt es als Tatsache.

In den englischen Darstellungen des indischen Aufstands – beginnend mit Charles Balls *History of the Indian Mutiny* von 1858, eine höchst populäre illustrierte Darstellung, die »eine ›Whig-Version‹ der Geschichte«²¹ vertritt – steht das zum heroischen Mythos überhöhte Massaker an weißen Frauen und Kindern im Mittelpunkt – alle Maßnahmen der Kolonialregierung zur Niederschlagung des Aufstandes ziehen hieraus ihre Rechtfertigung.

Die Diskrepanz zwischen dem Anspruch der Briten, Angehörige einer hochentwickelten christlichen Nation zu sein, und den an Brutalität nicht zu überbietenden Exzessen gegenüber der Zivilbevölkerung (in ihren Augen nichts als unzivilisierte Barbaren), bildet eines der erzählerischen Grundmuster des Romans.²² Den ersten Band von *Nena Sahib*, unter dem

21 Ebd., S. 69. Vgl. auch S. 68–75: »Geschichtsschreibung als integratives Re-Medium: Charles Balls *History of the Indian Mutiny* (1858)«.

22 Vgl. hierzu auch Russell: *Meine sieben Kriege*, S. 183: »All diese grausamen und unchristlichen Foltermethoden in Indien [...] sind äußerst schändlich und fallen letzten Endes auf uns zurück. Es sind Torturen [...] die wir in Europa [...] nicht zu praktizieren wagen.« Unter dem Titel *Kriegsskizzen* macht die »NPrZ« am 2.4., 7.4., 9.5. u. 8.6.1858 ihr Lesepublikum mit den indischen Kriegsreportagen Russells bekannt. Vgl. auch »NPrZ« vom 1.9.1857 und 4.11.1857; hier gibt sie in dem Artikel *Indische Beurtheilungen* zu bedenken: »Was anderes indessen bleibt uns übrig, wenn wir uns im Getümmel der Mord- und Brandnachrichten einmal darauf besinnen, wie viel wir von den bestimmenden Grundlagen Indischer Verhältnisse eigentlich wissen?«

Titel *Die Tyrannen der Erde*, hat Goedsche als Vorspiel zu den Ereignissen in Indien angelegt. Ausgangspunkt ist der historisch belegte Skandal um das Erbe von Sir David Ochterlony Dyce, der sein riesiges Vermögen für die Gründung einer Universität in Indien bestimmt und dazu (was nicht den historischen Tatsachen entspricht) Nena Sahib zu seinem Testamentsvollstrecker einsetzt. Durch juristisch fragwürdige Winkelzüge reißen aber die Angehörigen das Erbe an sich. Der Betrugsskandal generiert weitere Opfer der britischen Gewalt- und Willkürherrschaft – Iren, Griechen, Deutsche, Buren, die Ende 1851 auf Sankt Helena zusammentreffen, nachdem sie Enteignung, Deportation, Exil und Gefängnis überlebt haben. Am leeren Grab Napoleons berichten sie von ihren individuellen Schicksalen und schwören danach, gemeinsam gegen England zu kämpfen. Bemerkenswert ist, dass Goedsche, für den als preußischen Monarchisten der Antimonarchismus eigentlich zur staatsbürgerlichen ›raison d'être‹ gehören müsste, Napoleon als positiven Mythos installiert. In seinem Namen finden Männer, die knapp dem Tod entronnen sind, zusammen und nehmen den Kampf gegen England als gemeinsamen Feind auf.

Im zweiten Band *Die böse Saat* treffen sich die Napoleonsbrüder in Indien wieder. Goedsche beschreibt in drastischen Schilderungen die auf Ausbeutung und Enteignung beruhende britische Herrschaft. Dabei werden die Kolonialherren entweder als brutale Sadisten oder als korrupte, unfähige Beamte dargestellt. Der englischen Kolonialherrschaft stellt Goedsche das Bild Indiens als »Mutter der Nationen«, die »mit allen Schätzen der Welt von Brahma gesegnet [ist]«,²³ gegenüber. Die Handlungsfäden des zweiten Bandes laufen in der konspirativen Bruderschaft der Thugs, die es tatsächlich gegeben hat und die von den Engländern mit allen Mitteln bekämpft wurde, und Nena Sahib zusammen. Letzterer, auch er ein Opfer der britischen Willkürherrschaft, weil um das ihm zustehende Erbe gebracht, ist mit Margarethe O'Sullivan, einer Irin, verheiratet, die durch einen englischen Offizier so brutal vergewaltigt wird, dass sie den Verstand verliert. All das ist für die Napoleonsbrüder Grund genug, um Nena Sahib in seinem gerechten Kampf zu unterstützen. In dem Moment aber, in dem Nena Sahib oberster Guru der Thugs wird, kommt hinter der Fassade eines höchst verfeinerten Kulturmenschen eine atavistische Seite zum Vorschein, die nur noch Blutrausch und Blutrache kennt.

Das Massaker von Kanpur und das Scheitern des Aufstandes, von dem der dritte und letzte Band handelt, sind damit vorprogrammiert.²⁴

23 NenS, Bd. I, S. 335.

24 Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 39.

Im letzten Kapitel kommt es am Grab von Margarethe O’Sullivan zu einer dramatischen Begegnung zwischen dem deutschen Arzt Walding und Nena Sahib. Walding klagt den indischen Fürsten des Verrats an der Zivilisation und der Barbarei an und verflucht ihn, worauf Nena Sahib entflieht. Waldings und Nenas weiteres Schicksal bleiben im Ungewissen, erst in Band 4 des Romans *Um die Weltherrschaft*²⁵ tauchen beide wieder auf: Walding als Arzt beim Alten vom Berge,²⁶ Nena Sahib als ein »Gul [Vampir], der nicht sterben kann, und immer ein Opfer sucht, bis es gelungen ist, ihn zu bannen, was nur einem reinen Herzen möglich ist.«²⁷

Nena Sahib ist Goedsches wohl erfolgreichster Roman gewesen, der bis heute immer wieder gedruckt wurde.²⁸ Während die früheren Verlagsankündigungen auf die Bedeutung Goedsches als Repräsentant, ja als Schöpfer des zeitgeschichtlichen Romans abheben, der »politische Enthüllungen und Hintergrund-Informationen zur Zeitgeschichte«²⁹ gibt, lenken die späteren Verlagsankündigungen werbewirksam das Leserinteresse auf die Mischung von Exotik, Sex und Gewalt.³⁰

In dieser Melange im exotischen Gewand agieren die Geheimbrüderschaften der Thugs und der Napoleonsbrüder. In einem Essay über die Ideologie des volkstümlichen Romans hat Umberto Eco darauf hingewiesen, dass zu den topischen Requisiten dieses Genres die Geheimgesellschaft gehört und dass deren Mitglieder als heroische Übermenschen dargestellt werden. Sie sind »Träger einer autoritären (paternalistischen, selbstgerechten und auf sich selbst bauenden) Lösung der Widersprüche der Gesellschaft«.³¹ Die Mitglieder sowohl des Napoleonbundes als auch der Geheimsekte der Thugs sind Übermenschen im Sinne Ecos, wobei die einen für die helle, positive, die anderen für die dunkle, zerstörerische Seite des Heroismus stehen.

25 Retcliffe: *Biarritz. Zweite Abtheilung: Um die Weltherrschaft! – Um die Weltherrschaft* ist als Digitalisat in der Bibliothek digitaler Reprints klassischer Abenteuerliteratur zugänglich.

26 Vgl. ebd., Bd. 4, S. 92f.

27 Ebd., S. 128. Vgl. dazu Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 136 u. 138.

28 Vgl. ebd., S. 183–190; 195–196. – NenS ist bereits 2012 als online-Ressource erschienen.

29 Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 184. Vgl. hierzu die S. 183–185 abgedruckten Ankündigungen der Verlage Louis Gerschel und Carl Sigismund Liebrecht.

30 Verlagsankündigung Rich. Eckstein Nachfl. Abgedruckt bei Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 185f.

31 Eco: »*Die Beati Paoli*«, S. 548. – Eco hat diesen Essay als Nachwort zu dem sehr erfolgreichen Kolportageroman, den *Beati Paoli* von Luigi Natoli verfasst. Auch dieser »grande romanzo storico siciliano« wurde unter einem englischen Pseudonym, William Galt, veröffentlicht.

4. Prämediation und Remediation

4.1. *Nena Sahib* und der zeitgenössische Sensations- und Kolportageroman

Um den spezifischen literaturgeschichtlichen Stellenwert von Goedsches Roman herauszuarbeiten, sollte auch der Frage nachgegangen werden, in welchen Medienverbänden der Roman angesiedelt ist. Da ist zunächst der Bereich der Prämediation, in der Goedsche auf bereits vorhandene Medienschemata zurückgreift, um ein neuartiges Ereignis – den indischen Aufstand – darzustellen.³² Goedsche bedient sich dabei zum einen der narrativen Darstellungsformen des Sensations- oder Kolportageromans. Unmittelbare Vorbilder sind Alexandre Dumas' *Le Comte de Monte-Cristo* und Paul Févals *Les Mystères de Londres*. Grundmuster bei Dumas und Féval ist, dass sich ein zu Unrecht Verurteilter und Inhaftierter an einer Einzelperson bzw. an einer ganzen Gesellschaft rächt. Im Gegensatz dazu bleibt *Nena Sahib* ein freier Mann. Nachdem ihm die Engländer sein rechtmäßiges Erbe verweigern, schließt er sich der indischen Unabhängigkeitsbewegung an und wird im Sepoy-Aufstand zu ihrem Anführer. Volker Neuhaus hat die Romantraditionen, in denen Goedsches Werk steht, im Einzelnen herausgearbeitet,³³ so dass es bei diesen kurzen Hinweisen belassen werden kann.

4.2. Die »Neue Preußische Zeitung« (»Kreuzzeitung«) und der indische Aufstand

Im Bereich der Prämediation ist es des Weiteren die Medienkombination von telegraphisch übermittelter Information und deren Umsetzung im Massenkommunikationsmittel Zeitung, auf die Goedsche zugreift. Als Journalist der »NPrZ« konnte er sich dabei auf das engmaschige Korrespondentennetz seiner Zeitung stützen. Er verfügte also »ständig« über den Zugang »zu zuverlässigen Informationen über alle Orte [...], an denen Weltpolitik gemacht wird und darüber hinaus« über »eine möglichst genaue Kenntnis ihrer Hauptakteure«.³⁴

Die »NPrZ« berichtet vom Juni 1857 an sehr ausführlich über den indischen Aufstand. Sie bezieht dabei eine ausgesprochen England-kritische Position, die sich dezidiert von der Berichterstattung der liberalen Presse, etwa der »Kölnischen Zeitung«, abhebt. Die »NPrZ« konstatiert, dass das Verhalten der Engländer in Indien in eklatantem Widerspruch zu den

32 Vgl. Erll: *Prämediation – Remediation*, S. 32.

33 Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 46–56; 145–147.

34 Ebd., S. 56.

in Europa vertretenen Ansprüchen auf Selbstbestimmung und nationale Souveränität steht.³⁵

Die »NPrZ« informiert über die Debatten im Unterhaus, über die Misswirtschaft der Kolonialregierung, über das anglo-indische Steuersystem, die Rechtspflege, den Aufbau des Heeres, die immensen Kosten, die für seinen Unterhalt aufgebracht werden müssen, die Geringschätzung und Ausbeutung der indischen Bevölkerung usw. usf. – all diese Informationen fließen in den Roman ein. Was die kritische Bewertung der britischen Indienpolitik anbelangt, so lässt sich dabei eine beachtliche Schnittmenge mit der zeitgleich publizierte Artikelserie von Karl Marx und Friedrich Engels in der »New York Daily Tribune« feststellen. Die »NPrZ« wie »New York Daily Tribune« stützen sich auf gleiche Informationsquellen und kommen zu ganz ähnlichen Bewertungen, obwohl sie doch ganz unterschiedlichen politischen Lagern angehören, wobei auch eine bemerkenswerte Koinzidenz zu registrieren ist, wenn man Marx und Goedsche direkt miteinander vergleicht. Beide (Marx zuerst und Goedsche zwei Jahre später) berichten z.B. über das Eintreiben der Steuerschuld durch Folter und beide berufen sich dabei auf die Ergebnisse der Untersuchungskommission zu illegalen Fällen von Tortur in Madras, die in der englischen Presse veröffentlicht wurden.³⁶ Im Kapitel »Der Ryot«,³⁷ das der britischen Praxis bei der Eintreibung von Steuerschulden in der Präsidentschaft Madras (Südindien) gewidmet ist, kommt Goedsche in einer Anmerkung auf seine Quelle, den »Bericht der Untersuchungs-Kommissarien über illegale (!) Fälle von Tortur in der Präsidentschaft Madras« zu sprechen.³⁸ Auf eben diesen Kommissionsbericht für Madras beruft sich Karl Marx in seinem Leitartikel *Über die Folterungen in Indien*, der in der »New York Daily Tribune« vom 17.9.1857 erschienen ist.³⁹ Wie Goedsche so kritisiert auch Marx die Unzulänglichkeit dieses Berichts, weil die Verantwortung für die Folter auf die unteren Hindu-Beamten abgewälzt wird und die britischen Beamten als diejenigen dargestellt werden, die solche Exzesse, wenngleich erfolglos, zu verhindern suchten.

4.3. Die »Neue Preußische Zeitung« und *Nena Sahib*

Wie eng der mediale Verbund zwischen der »NPrZ« und dem Roman ist, soll an den folgenden Beispielen gezeigt werden. Am 25.10.1857 beschäftigt sich

35 Vgl. »NPrZ« (2.7.1857).

36 NenS, Bd. II, S. 161ff.; Marx: *Über die Folterungen in Indien*, S. 269.

37 NenS, Bd. II, S. 152–189.

38 Ebd., S.161. Vgl. hierzu den Ostindien-Artikel der »NPrZ« (18.12.1857).

39 Marx: *Über die Folterungen in Indien*.

die »NPrZ« mit dem »Ursprung der Revolution«, der für sie »zum großen Theile eine Nachwirkung des Krim-Feldzuges« ist. Diese Position vertritt auch Goedsche, indem er den Roman ganz bewusst als Fortsetzung des historisch-politischen Gegenwartsromans *Sebastopol* (1855–1857) konzipiert. Die auf der Krim überlebenden englischen Militärs werden nun gegen die aufständischen Inder eingesetzt, so der Oberleutnant Robert Stuart, der sich schon auf der Krim durch seine Verachtung der dunkelhäutigen Zuaven-Soldaten hervorgetan hat und in Indien »eine rasche Carriere« macht.⁴⁰ Ob sich nun kausale Bezüge zwischen dem Krimkrieg und dem indischen Sepoy-Aufstand herstellen lassen oder nicht – festhalten kann man, dass der Krimkrieg der erste europäische Medienkrieg,⁴¹ der Sepoyaufstand der erste überseeische Medienkrieg gewesen ist. In beiden Kriegen werden in der Medienkombination aus Telegramm, Zeitung und Photographie die Bilder des Kriegs und der Krieg der Bilder inszeniert.

Am 31. Juli 1857 befasst sich die »NPrZ« ausführlich mit der Indien-debatte vom 27.7.1857 im britischen Unterhaus und referiert in diesem Zusammenhang die Rede des damaligen Oppositionsführers Benjamin Disraeli, der sich die Frage stellt, ob es sich bei dem »Indischen Aufstand [um] eine Militair-Revolte oder eine nationale Erhebung« handle. Disraeli vertritt die These, »daß die Mißstimmung im Bengalischen Heere ihren Ursprung nicht sowohl in dem Wunsche hatte, bestimmte einzelne Beschwerden zu rächen, als daß sie vielmehr die Explosion einer allgemeinen Unzufriedenheit war«. In seinem Artikel *Die indische Frage*, der am 14.8.1857 in der »New York Daily Tribune« erschien, nimmt Karl Marx dem britischen Oppositionsführer die Ernsthaftigkeit seiner These nicht ab, vielmehr habe er die Rede als Anlass zur Selbstinszenierung benutzt: »Die Rede gibt nicht den Impuls zu einer Tat, sondern die Vortäuschung einer Tat bietet die Gelegenheit zu einer Rede.«⁴²

Für Goedsche ist die Bewertung der Ereignisse von 1857/58 eindeutig: Es handelt sich, wie schon aus dem Untertitel seines Romans hervorgeht, um eine »Empörung«, um einen »Aufruhr« und eine »offene Erhebung«.⁴³ Im dritten Band⁴⁴ gibt er die Sicht der britischen Offiziere auf die Ereignisse

40 NenS, Bd. II, S. 219. Vgl. dazu Goedsches unter dem Pseudonym Sir John Retcliffe publizierten Roman *Sebastopol*, S. 107ff. und 231ff. – Das Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) stellt *Sebastopol* als Digitalisat zur Verfügung.

41 Vgl. zum Krimkrieg: Maag et al.: *Der Krimkrieg als erster europäischer Medienkrieg*; Figes: *Krimkrieg*.

42 Marx: *Die indische Frage*, S. 243.

43 NenS, Bd. II, S. 393.

44 NenS, Bd. III, S. 15–19.

wieder; für sie handelt es sich um eine Gehorsamsverweigerung, um eine Widersetzlichkeit, gegen die nur eiserne Disziplin und Kartätschen helfen. Auslöser für den Sepoy-Aufstand sind nach Ansicht von General Henry Lawrence nicht die mit Rinder- oder Schweinefett versiegelten Gewehrpatronen, sondern es ist die mangelnde Disziplin in der Indischen Armee.⁴⁵

Die »NPrZ« beschränkt sich in ihrer Berichterstattung aus Indien nicht nur auf die ›breaking news‹, sie übermittelt ihren Lesern auch allgemeine Hintergrundinformationen, auf die sich Goedsche stützen kann. Ab dem 19.8.1857 bringt sie eine dreiteilige Artikelserie unter dem Titel *Im Reich der Ost=Indischen Compagnie*, in der ein detaillierter Abriss über die Geschichte der britischen Herrschaft in Indien gegeben wird. All diese Informationen fließen in ein Kapitel des zweiten Bandes ein,⁴⁶ das Goedsche in Anlehnung an die Artikelserie mit der Überschrift *Das Reich der Ostindischen Compagnie* versehen hat.

Die »NPrZ« informiert außerdem über den Aufbau der indischen Armee,⁴⁷ die enorme wirtschaftliche Bedeutung, die Indien für Großbritannien hat,⁴⁸ und das für die einheimische Wirtschaft ruinöse Steuersystem⁴⁹. In dem Artikel *Indier und Indianer* vom 20.12.1857 stellt sie Indien als ein dem europäischen Kontinent an Geschichte und Kultur überlegenes Land vor. Wenn Goedsche seinen Protagonisten Nena Sahib die Schönheiten Indiens anpreisen lässt, so tut er dies in direkter Anknüpfung an diesen Artikel aus der »NrPrZ«.⁵⁰

Die Schilderung des von Merath (Meerut) nach Delhi übergreifenden Aufstandes und der Belagerung von Kanpur (Cawnpur) bilden die dramatischen Höhepunkte des dritten Bandes.⁵¹ Anfang Mai 1857 kam es wegen der Einführung der Enfield-Gewehre zum offenen Aufstand der Sepoys in der Garnison von Merath, in dessen Folge der britische Oberst Finnis von den Aufständischen erschossen wurde.⁵² Nachdem der Aufstand auch die

45 Vgl. hierzu »NPrZ« vom 16.8.1857: »Aus den [...] Verhandlungen eines Kriegsgerichts [...] ergibt sich auf's Klarste, [...] daß es, ganz besonders eine total gelockerte Disciplin gewesen ist, was die Aufstände rings im Lande herbeigeführt.«

46 NenS, Bd. II, S. 131–152.

47 »NPrZ« (11.7.1857): *Die Englisch=Ostindische Armee*, vgl. hierzu auch NenS, Bd. II, S. 215ff.; »NPrZ« (10.10.1857): *Parolbefehl des neuen Oberbefehlshabers*.

48 »NPrZ« (29.9.1857): *Die handelspolitische Wichtigkeit des Britischen Indiens*.

49 »NPrZ« (28.10.1857): *Armuth und Reichthum der Ostindischen Compagnie*.

50 NenS, Bd. I, S. 335.

51 »Das goldene Delhi« (NenS, Bd. III, S. 99–240); »Der Blutbrunnen von Cawnpur« (NenS, Bd. III, S. 241–387).

52 Vgl. »NPrZ« (2.7.1857): *Ueber den Indischen Aufstand*. – Darauf basierend NenS, Bd. III, S. 99f.: Der Vergleich zwischen Zeitungsbericht und Roman zeigt, wie Goedsche das Sach- und

alte Mogul-Hauptstadt Delhi erfasst hatte, stellte sich der nominelle Großmogul Bahadur Shah II. (bei Goedsche Abul Mohamed) am 11. Mai an die Spitze der Rebellion, in deren Verlauf die in der Stadt lebenden Europäer, Eurasier und christianisierten Inder erschlagen wurden⁵³ und sich englische Soldaten in verzweifelter Abwehr der aufständischen Übermacht mitsamt des Pulvermagazins in die Luft sprengten.⁵⁴

Die Ereignisse von Kanpur, bei denen Goedsche Nena Sahib eine zentrale Rolle zuschreibt, haben sich als blutiger Höhepunkt des Sepoy-Aufstands tief in das britische Kollektivgedächtnis eingegraben. Die britischen Militärs unter General Hugh Wheeler hatten sich zusammen mit Frauen und Kindern in der Garnison verschanzt, wo sie von den Truppen Nena Sahibs ausgehungert wurden. Die Verluste an Menschenleben waren enorm, und so entschloss sich General Wheeler am 25. Juni zur Kapitulation. Nena Sahib versprach den Briten freien Abzug, aber stattdessen wurden die Militärs bei der Evakuierung, die über den Ganges erfolgen sollte, niedergeschossen und Frauen und Kinder wieder in die Stadt zurückgebracht, wo sie regelrecht abgeschlachtet und ihre Leichenteile in einen Brunnen geworfen wurden.⁵⁵

Goedsche erzählt nicht, wie Frauen und Kinder abgeschlachtet und in den Brunnen geworfen werden, wie das die Kapitelüberschrift »Der Blutbrunnen von Cawnpur« erwarten ließe. Das ist ein Hinweis darauf, dass sein Verleger Nöhring auf eine Kürzung des dritten Bandes drängte⁵⁶ und deswegen das Massaker von Kanpur, für die Briten das Trauma des Sepoy-Aufstandes, keinen Platz mehr fand. Stattdessen beendet Goedsche das Kanpur-Kapitel mit einer reißerisch aufgemachten Vergewaltigungsszene, für die ihm der Artikel *Scenen aus dem Aufstande*⁵⁷ als Vorlage diente. Wie im Artikel ersticht die Vergewaltigte ihren Vergewaltiger, seine Frau, Schwiegertochter und Sohn, um sich anschließend in einen Brunnen vor dem Haus zu stürzen.

4.4. Geschichtsschreibung und Reiseberichte im Verbund mit *Nena Sahib*

Für die erzählerische Ausgestaltung des Romans ist die Berichterstattung der »NPrZ« nicht der einzige Bereich der prämedialen, der ›vorgängigen‹

Handlungsgerüst von dem nüchternen Artikel übernimmt und es durch Aktionen, die in der Konfrontation einzelner Personen oder Personengruppen gipfeln, anreichert.

53 Vgl. »NPrZ« (30.7.1857): *Empörung. Ein neuer Großmogul eingesetzt. Ermordung der Engländer.*

54 Vgl. »NPrZ« (2.10.1857): *Mehr und neue Depeschen: »Ein Pulver=Magazin flog in Delhi in die Luft und tödtete 500 Hindus.«*

55 Vgl. »NPrZ« (25.8.1857).

56 Vgl. Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 39.

57 »NPrZ« (6.10.1857).

Repräsentation gewesen, deren sich Goedsche bedient hat; ebenso zieht er Formen der repräsentativen Medienkultur wie zeitgenössische Geschichtsdarstellungen und Reiseberichte heran, die ihm weiteres Informationsmaterial zu Politik, Ethnographie, Topographie, Religions- und Kulturgeschichte Indiens boten. Hier legt er zumindest teilweise seine Quellen offen.

In den beiden ersten Kapiteln des zweiten Bandes fallen die Namen Schlagintweit,⁵⁸ Waldemar von Preußen⁵⁹ und Orlich.⁶⁰ Alexander von Humboldt vermittelte den Gebrüdern Schlagintweit den Auftrag für eine wissenschaftliche Expedition, die von König Friedrich Wilhelm IV. und der Ostindischen Kompanie finanziert wurde und die 1854–1858 durch Indien und die angrenzenden Hochgebirge führte. Hermann und Robert verließen Kalkutta 1857, während Adolf erneut das Hochland nördlich des Himalaya bereiste.⁶¹ Die *Reisen in Indien und Hochasien* der Gebrüder Schlagintweit, ein Meilenstein in der Geschichte der geographisch-geologischen Forschungsliteratur, erschienen zwar erst zehn Jahre nach *Nena Sahib*,⁶² aber die *Beobachtungs-Manuscripte aus Indien und Hochasien* waren schon seit 1858 der Öffentlichkeit bekannt.⁶³

Prinz Friedrich Wilhelm Waldemar von Preußen nahm auf seiner Reise nach Indien als Beobachter am Ersten Sikh-Krieg von 1845 teil.⁶⁴ Nach seinem Tod 1849 erschien zu seinem Gedenken ein Reisebericht, der mit seinen zahlreichen Illustrationen auch ein reiches visuelles Anschauungsmaterial bot.⁶⁵ Den Text des Reiseberichts zog Goedsche nicht nur für die Schilderung der Schlacht von Ferozeshah heran,⁶⁶ auch für sein Kapitel »Das goldene Delhi« konnte er die dort enthaltenen historischen Informationen zu den in Delhi residierenden Herrschern verwenden.⁶⁷

58 NenS, Bd. II, S. 31.

59 Ebd., S. 32.

60 Ebd., S. 45.

61 Als vermeintlicher Spion wurde Adolf im August 1857 in Turkestan enthauptet.

62 Schlagintweit: *Reisen in Indien und Hochasien*.

63 Inhalts-Verzeichnis der Schlagintweit'schen *Beobachtungs-Manuscripte aus Indien und Hochasien*. 43 Bde. Berlin o.J. [um 1858]. Vgl. vor allem Band 43: »Briefe und Berichte an Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm IV., an den Hon'ble Court of Directors of the East India Company und an Alexander von Humboldt.«

64 Vgl. hierzu Sidhu: *The First Anglo-Sikh War*; Burton: *The First and Second Sikh Wars*.

65 Oriolla/Mahlmann: *Zur Erinnerung an die Reise*. Vgl. hierzu ergänzend: Kutzner: *Die Reise Seiner Königlichen Hoheit*.

66 Vgl. NenS, Bd. II, S. 32 und Oriolla/Mahlmann: *Zur Erinnerung an die Reise*, Bd. 2, 4. Abschnitt: »Der Feldzug gegen die Siekhs. Von der Abreise von Simla, am 20. Oktober 1845, bis zur Rückkehr nach Berlin, im Juni 1846«, S. 18f.

67 Ebd., Bd. 1, S. 38–41. Vgl. hierzu NenS, Bd. III, S. 101f.

Leopold von Orlichs *Reise in Ostindien*⁶⁸ ist für Goedsche eine wichtige Quelle gewesen: So greift er in seinen Ausführungen zu den Grundlagen der hinduistischen Götterlehre, »dem schaffende[n], erhaltende[n] und zerstörende[n] Princip, das durch drei Göttergestalten, den Brahma, Wischnu und Schiwa repräsentirt wird«,⁶⁹ direkt auf den 12. Brief von Orlichs Reisebericht zurück.⁷⁰ Als unmittelbare Vorlage für den sich an die Grundlagen der indischen Götterlehre anschließenden Abriss über die Geschichte der Thugs⁷¹ diente Goedsche der 10. Brief mit der Überschrift »Allgemeine Betrachtungen über die Verbrecher Indiens; Die Thagsekte; [...] Ihre Unternehmungen und Erdrosselungen; Die Verfolgung und Entdeckung der Thags; [...]«. ⁷²

Der enge intertextuelle Bezug zwischen der *Reise in Ostindien* und Goedsches Roman lässt sich auch anhand eines kuriosen Details zeigen. Im zweiten Band wird von einem Fakir berichtet, der Dressurakte mit Krokodilen vorführt. Dazu heißt es in einer Fußnote:

Man beschuldige uns hier nicht etwa einer phantastischen Uebertreibung. Es existirt in der That in Indien ein solcher Teich, dessen scheußliche Bewohner auf das Zeichen der an seinem Rande wohnenden Fakirs an's Ufer kommen, wie Hunde zu gehorchen gewöhnt sind und häufig den Fremden gezeigt werden.⁷³

Bei dem Teich, auf den sich Goedsche bezieht, handelt es sich um den im Indusdelta gelegenen »Krokodillenteich Maggar Talao oder Pyr Mangar«, zu dem Orlich einen Ausflug unternommen und sich dort die von Fakiren vorgeführten Dressurakte hat zeigen lassen.⁷⁴

Goedsche hat nicht nur deutsche Autoren für seinen Indien-Roman herangezogen. Im zweiten Band,⁷⁵ erwähnt er im Zusammenhang mit

68 Orlich: *Reise in Ostindien*.

69 NenS, Bd. II, S. 20. – Goedsche hat von Orlich außerdem herangezogen: *Indien und seine Regierung*, 2. Bd., 1. Abth.: »Geschichte und Colonisation der Länder Sind und Peng'ab. Geschichte des Königreichs Oude und Schilderung der britisch-indischen Armee«. Dort erwähnt Orlich auf S. 189 den in indischen Diensten stehenden französischen General Ventura, den Goedsche in NenS, Bd. II, S. 45 vorstellt.

70 Orlich: *Reise in Ostindien*, 12. Brief, S. 282. Vgl. ergänzend ders., *Indien und seine Regierung*, Bd. 2.2, S. 91; hier erwähnt Orlich die von Goedsche in NenS, Bd. II, S. 21 erwähnte Weltschlange Anandee.

71 NenS, Bd. II, S. 21–25.

72 Orlich: *Reise in Ostindien*, 10. Brief, S. 230–241.

73 NenS, Bd. II, S. 410.

74 Orlich: *Reise in Ostindien* (3., durchges. Aufl.), S. 62–64. S. 64: »In diesem Teich leben einige fünfzig Krokodille, von welchen mehrere über 15' lang sind; Fakire sind die Schützlinge dieser für heilig gehaltenen Thiere, [...]. Gleich Hunden krochen einige dreißig Krokodille aus dem Wasser und legten sich im Halbkreise vor des Gebieters Füße.« – Auch in den *Reisen in Indien und Hochasien* von Schlagintweit wird in Bd. 1, S. 403f. dieser Teich beschrieben.

75 NenS, Bd. II, S. 24.

den Maßnahmen der englischen Kolonialregierung gegen die Thugs den Obersten Sleeman. Dessen 1840 erschienenen *Report*⁷⁶ hat Goedsche für das Thug-Kapitel »Die indische Wüste« ausgewertet, er erwähnt auch eigens

die wohlberechnete Milde, welche dem Dienste der englischen Polizei viele zum Tode verurteilte Thugs gewann, die in alle Kunstgriffe, Hilfsmittel und Thaten der Verbrüderung eingeweiht waren, und durch deren Enthüllungen geleitet, die Maßregeln einen raschen, Erfolg versprechenden Fortgang nahmen.⁷⁷

Inwieweit sich Goedsche des reich illustrierten Standardwerks *The History of Indian Mutiny* von Charles Ball⁷⁸ bedient haben könnte, in dem der Autor bezüglich der Bewertung der indischen Ereignisse eine Goedsche diametral entgegengesetzte Position vertritt, bedarf einer eigenen Untersuchung. Auffällig ist, daß Goedsche die Einleitung des Kapitels »Das goldene Delhi« beinahe wörtlich von Ball übernommen hat,⁷⁹ und daß er, wie Ball auch, darauf verweist, dass es für die Ereignisse in Kanpur nur einen einzigen Augenzeugenbericht gibt.⁸⁰

5. Erzählstrategie und soziale Verortung der Figuren im *Nena Sahib*

Um das kompilierte Material, die ›inventio‹, in den Endtext, die ›elocutio‹, umzusetzen, bedarf es der ›dispositio‹, d.h. einer narrativen Strategie, mit der die realen, d.h. die historisch dokumentierten bzw. dokumentierbaren Elemente mit den fiktionalen zu einer erzählerischen Einheit zusammengefügt werden. Im ersten Band des Romans entwirft Goedsche die bis auf Nena Sahib fiktiven Figuren, die alle im Kontext mit zeitgeschichtlichen Brennpunkten stehen. Ihre Handlungsstränge treffen am Grab Napoleons zusammen, um dann im zweiten Band in Indien wieder voneinander getrennt zu werden. Das indische Ambiente, in das die einzelnen Handlungsstränge montiert werden, ist das Ergebnis der zeitgeschichtlichen, topographischen und kulturgeschichtlichen Recherchen Goedsches. Erst am Schluss des dritten Bandes kommen die Hauptakteure in der Katastrophe von Kanpur wieder zusammen. Die Einzelschicksale werden nicht linear erzählt, die individuellen Handlungsstränge überschneiden sich vielmehr, gehen scheinbar verloren, um dann an unvermuteter Stelle wieder ans

76 Sleeman: *Report on the depredations*. Vgl. auch Thornton/Sleeman: *Illustrations*.

77 NenS, Bd. 2 II, S. 24.

78 Ball: *The History of the Indian Mutiny*. Vgl. hierzu auch Anm. 21.

79 Vgl. NenS, Bd. III, S. 101 und Ball: *The History of the Indian Mutiny*, Bd. 1, S. 71.

80 Vgl. NenS III, S. 365 und Ball: *The History of the Indian Mutiny*, Bd. 1, S. 342.

Licht gebracht zu werden – ein narratives Konstrukt, das einen schnellen und häufigen Szenenwechsel bedingt. Komplexe Charaktere wären bei dem rasanten Erzähltempo eher hinderlich, deswegen sind die Figuren einschichtig angelegt: Es gibt die Guten und die Bösen, die Freien, die Diener und die Sklaven.

Die Freien, die Aristokraten, zeichnen sich durch körperliche und geistige Schönheit aus. Sie findet sich nicht nur bei Europäern (Gesichtszüge, »die dem Meißel Thorwaldsons zu einem Kopfe des Mars hätte dienen können«),⁸¹ sondern auch bei Afrikanern und Indern,⁸² wobei er sich auch bei deren Beschreibung am klassizistischen Schönheitsideal Thorwaldsens orientiert, etwa, wenn er die nackte Gestalt des ›Kaffern‹- (i.e. Xhosa-) Häuptlings Tzatzoe mit einer »Eisen=Statue des Apolls« vergleicht.⁸³

Bemerkenswert ist, dass der eingefleischte Antisemit Goedsche Aristokraten auch im »Stamme Juda« ausmacht. Zu Beginn des dritten Bandes lädt Nena Sahib die Europäer zu einem Empfang in seinem Palast in Bithur ein. Eine englische »Militair=Kapelle« unter der Leitung des Berliners Damerow⁸⁴ spielt Musik von Giacomo Meyerbeer. Meyerbeer – nicht Wagner! – ist für Goedsche »der größte musikalische Meister der Neuzeit« und der »Napoleon der Musik«, den sein »gleichgiltiges, undankbares Vaterland« nach Paris vertrieben hat.⁸⁵ Erst nach seinem Tod wird man auch in Deutschland in Meyerbeer den »Aristokraten des Genies aus dem Stamme Juda« erkennen, zu dessen »Namen« man ebenso »wallfahrten« wird, »wie zu den Namen Schillers und Webers«.⁸⁶

Zur Klasse der Aristokraten gehört last but not least auch Nena Sahib. Seine physiognomischen Besonderheiten zeigen sich in den Augen, hinter deren »matte[m] Glanz und ruhigen[m] Träumen« sich »ein Geheimniß von Kraft und Gluth« verbirgt, sowie in Mund und Kinn, die »Kraft und Energie« ausdrücken.⁸⁷ Was Nena Sahib aber von den anderen Angehörigen seiner Klasse unterscheidet, ist die Aufspaltung seiner Persönlichkeit in eine helle und eine dunkle Seite. Auf der einen Seite verbindet er als Angehöriger

81 NenS, Bd. I, S. 59; vgl. auch Bd. II, S. 10.

82 NenS, Bd. I, S. 137f.; Bd. III, S. 28f.

83 NenS, Bd. I, S. 137.

84 Vgl. »NPrZ« (20.1.1858), Artikel *Deutsche in Indien*: »Man schreibt der A.A.Z. aus Calcutta [sic]: Eine Sache muß ich berühren, die jedem Deutschen am Herzen liegen muß; ich meine die äußerst traurige Lage, in welche sehr viele Deutsche Familien durch die Revolution versetzt sind. Die Capellmeister fast aller Regimenter sind Deutsche. Großentheils Hessen und Hannoveraner, zum Theil auch Berliner.«

85 NenS, Bd. III, S. 5.

86 Ebd., S. 6.

87 NenS, Bd. I, S. 197.

der anglo-indischen Elite »mit dem orientalischen Ernst die freiere Beweglichkeit der europäischen Erziehung und die feine Höflichkeit der besten Gesellschaft«,⁸⁸ was ihn geradezu für eine führende Rolle in der indischen Unabhängigkeitsbewegung prädestiniert. Auf der anderen Seite ist er ein von blindem Hass Getriebener, was ihn letztendlich an seinem politischen Auftrag scheitern lässt. Um die Entführung und Vergewaltigung seiner Frau Margarethe zu rächen, schließt er sich den Thugs an und schwingt sich zum »Ober=Guru aller Würger«⁸⁹ auf.

Den Freien sind die Diener und Sklaven untergeordnet; ohne diese prästabilisierte Hierarchie ist ein funktionierendes Gesellschaftsmodell, wie es Goedsche vorschwebt, nicht denkbar. Zwischen Herrn und Knecht besteht in der Regel ein vertragliches Verhältnis, auf Grund dessen der Herr ›Ergebenheit‹ und ›Dienste‹ fordern kann. Es gibt aber auch ein Verhältnis zwischen Herrn und Untergebenen, das sich einer vertraglichen und auf Zeit begrenzten Fixierung entzieht und an dessen Stelle eine symbiotische Lebensgemeinschaft, so etwas wie eine Verschmelzung beider Personen tritt. Der Thug Kassim, der von dem Mahrattenhäuptling Tukallah Dr. Walding als Sklave zugeteilt wird, erklärt seinem Herrn die Unauflöslichkeit dieser Beziehung: »Sahib, ich bin nicht Dein Diener, ich bin Dein Maydar! [...] Ich bin der Schatten Deines Schattens [...]. Mein Schicksal ist an das Deine geknüpft durch geheimnisvolle Mächte, über die wir beide nichts vermögen.«⁹⁰ Allerdings bleibt der Maydar ein Sonderfall, in der Regel ist der Status der Sklaven so wie in der Burenrepublik Transvaal privatrechtlich geregelt und von wirtschaftlichen Interessen bestimmt. Tritt man aus falsch verstandener Humanität, mit der »England auf Kosten Anderer zu kokettieren pflegt«, für deren »Emancipation« ein, ruiniert man die materielle Existenz einer vorindustriellen Agrargesellschaft.⁹¹ Goedsche weist darauf hin, dass die Agrargesellschaft in Indien anders als in Südafrika organisiert ist. Die Ryots, die Bauern, und die Talukdare, die Lehensherren, sind in einer solidarischen Feudalgemeinschaft miteinander verbunden. In dem Moment, in dem die Ostindische Kompanie dieses System aushebelt, verlieren sowohl die Ryots als auch die Talukdare ihre Existenzgrundlage (vgl. das Kapitel »Der Ryot«).⁹²

88 NenS, Bd. III, S. 14.

89 NenS, Bd. II, S. 492. – Zu dem zwischen blutrünstiger Gewalttätigkeit und verfeinerter Kultur oszillierenden Bild des Nena Sahib vgl. auch »NPrZ« (18.8.1857).

90 NenS, Bd. II, S. 49.

91 NenS, Bd. I, S. 139.

92 NenS, Bd. II, S. 152–189.

Ebenso wie die Männer verortet Goedsche auch die Frauen in einem vorgegebenen Sozialgefüge. Indische Frauen, so merkt er an, bewegen sich frei in der Männergesellschaft und verfügen »durchgängig« über »eine bessere Erziehung und bessere Bildung, als die Frauen der Türken und der Araber«. ⁹³ Eine Berufsgruppe, die ihn besonders interessiert, ist die der Bajaderen. Sie stehen als »Leibwache oder Kapelle« in den Diensten der »Reichen und Mächtigen« oder versehen »den Tempeldienst gewisser Gottheiten«. Sie können aber auch selbständig im Land umherreisen und »vor der Hütte des Landmannes wie im Palast des Reichen ihre Künste« zeigen. ⁹⁴ Sie unterscheiden sich in der Wertigkeit ihres gesellschaftlichen Status prinzipiell von Zwangsprostituierten, wie sie z.B. der englische Major Rivers in seinem Privatbordell gefangen hält. ⁹⁵ Eine Vertreterin der freien Bajaderen ist Anarkalli, »ein Geschöpf von wunderbarer idealer Schönheit«, ⁹⁶ die als Geheimagentin Nenas eine wichtige Rolle im Roman spielt.

An der Spitze der indischen Feudalgesellschaft stehen die Fürstinnen, die bei der Minderjährigkeit des Erben oder beim Tod des Fürsten »nach der uralten Sitte des Landes [...] zur Regierungsfolge« ⁹⁷ berechtigt sind. Goedsche stellt drei von ihnen als Verbündete von Nena Sahib vor, in denen »der britischen Herrschaft die gefährlichsten Gegner erwachsen« sollte: Mahe Tschud (Jind Kaur), die Maharani von Lahore, ⁹⁸ Hazrat Mahal, die Begum von Oudh ⁹⁹ und Lakshmibai, bei Goedsche Xaria genannt, die Rani von Jhansi, eine strahlende Schönheit, die »Kühnheit und Entschlossenheit« ¹⁰⁰ ausstrahlt. ¹⁰¹ Die historische Lakshmibai, die am 17.6.1858 bei einem Kavalleriegefecht ums Leben kam, ist in Indien heute eine der Heldinnen des Unabhängigkeitskriegs von 1857/58. ¹⁰²

93 NenS, Bd. III, S. 9.

94 NenS, Bd. II, S. 76.

95 Ebd., S. 248.

96 Ebd., S. 76.

97 NenS, Bd. III, S. 10.

98 NenS, Bd. II, S. 42.

99 NenS, Bd. III, S. 10.

100 NenS, Bd. II, S. 259.

101 Die ausführliche Beschreibung, die Goedsche von ihr gibt, weist verblüffende Parallelen mit einem zeitgenössischen Porträt auf; das Porträt (Holzschnitt? Stahlstich?) ist in dem Wikipedia-Artikel *Lakshmibai* abgebildet. Details wie das kleine zurücktretende runde Kinn und die weißen Gewänder und Schleier, die »nur das Gesicht, den Hals und den Unterarm« frei lassen, finden sich auch dort wieder.

102 Vgl. hierzu den in Indien höchst populären Comic von Pai: *Rhani of Jhansi*, der in Mumbai als Band 539 der Serie »Amar Chitra Katha« erschienen ist. Hierzu ergänzend: Barth: *India Book House*.

6. Die (kolonial)politischen Konzepte von *Nena Sahib*, ein Ausblick

Nena Sahib ist ein radikal antibritischer Roman, keine Frage.¹⁰³ In dem Kapitel »Babylon – Sardes – Rom – London«¹⁰⁴ formuliert Goedsche seine England-Kritik wie einen religiösen Glaubenssatz. Großbritannien ist für ihn der Inbegriff des modernen, auf Mechanisierung und Ausbeutung beruhenden Kapitalismus, dessen Ziel es ist, die Welt zu erobern und zu beherrschen. Das »übermüthige und anmaßende Volk« der Briten darf »von allen großen Erfindungen der Menschheitsgeschichte« nur eine einzige beanspruchen, »und diese einzige ist die Erfindung des kaltherzigen Egoismus, gegenüber dem Recht und der Kraft der menschlichen Arbeit.«¹⁰⁵ Und gerade deswegen ist London, Zentrum eines weltbeherrschenden Imperiums, so wie es einst Babylon,¹⁰⁶ Sardes,¹⁰⁷ und Rom waren, zum Untergang verurteilt.

Aber ist *Nena Sahib* auch ein antikolonialer Roman? Er ist zwar in einer Zeit entstanden, in der Preußen-Deutschland noch keine Kolonien besaß, aus einigen Passagen lassen sich allerdings koloniale Ambitionen oder doch zumindest geostrategische Interessen herauslesen, etwa, wenn im dritten Band die Gebrüder Schlagintweit als Forscher im Auftrag der preußischen Krone vorgestellt werden¹⁰⁸ oder Friedrich Wilhelm IV., »der große Beschützer der Kunst und des Wissens, der geistreichste und gelehrteste Monarch Europa's«, wie ein Schutzpatron Indiens präsentiert wird.¹⁰⁹ Dass man sich zum Schutzherrn eines Territoriums erklärt, ist ja der Beginn einer jeden kolonialen Inbesitznahme.

Bereits am Ende des ersten Bandes findet sich ein Passus, der einen kolonialen Subtext enthält. Am Vorabend des Staatsstreiches vom 2.12.1851 beauftragt der Kronprätendent Louis Napoleon zwei Agenten mit einer Indienmission, und er begründet diese Mission damit, die Macht Englands auf dem Weg über seine Kolonien, »namentlich Indien«, zu »paralysiren«.¹¹⁰ Im zweiten Band treffen die Abgesandten dann auf der Burg Malangher ein, wo führende Inder, darunter Nena Sahib, den Sepoy-Aufstand vorbereiten. Louis Napoleon, jetzt Kaiser, bietet den Aufständischen seine direkte Unterstützung

103 Vgl. hierzu Wagner: *Vengeance against England!* Außerdem: Mazumdar: *Krise und Demoralisierung der kolonialen Ordnung*.

104 NenS, Bd. I, S. 41–57.

105 Ebd., S. 44f.

106 Vgl. Apk 17,1–18, 18,1–24: Die große Hure Babylon.

107 Hauptstadt von Lydien. Vgl. Apk 3,1–6.

108 NenS, Bd. II, S. 31.

109 NenS, Bd. II, S. 30.

110 NenS, Bd. I, S. 486f.

bei der Verteidigung »ihre[r] Freiheit gegen die britischen Eroberer« an.¹¹¹ Diese Mission enthält in nuce zwei politische Konzepte, ein bündnispolitisches und ein geostrategisches. Ersteres zielt auf eine antibritische Koalition zwischen den Kontinentalmächten Frankreich und Preußen-Deutschland ab. Das Konzept einer ›alliance franco-allemande‹ sollte ein Gedankenspiel bleiben, allerdings eines, das Louis-Ferdinand Céline in der *École des cadavres* (1938) unter verschärften antisemitischen Prämissen wieder aufgreift.¹¹²

Das zweite, das geostrategische Konzept, sollte für die deutsche Kolonialpolitik nach 1884 zunehmend an Bedeutung gewinnen. Es beruht darauf, das britische Empire zu destabilisieren, indem man den indischen Subkontinent aus dem kolonialen Verbund mit England zu lösen versucht. In diesem Kontext muss auch die von Ernst Goetz besorgte, fehlerhafte Neuausgabe von *Nena Sahib* aus dem Jahr 1903 gesehen werden.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs arbeitete der Archäologe Max von Oppenheim, Leiter der Nachrichtenstelle für den Orient, den Plan aus, die muslimische Bevölkerung des Nahen und Fernen Ostens zu einem gegen England gerichteten Dschihad aufzurufen.¹¹³ Im Zuge dieser Pläne wurde Oskar von Niedermayer¹¹⁴ von der Obersten Heeresleitung mit der Leitung einer Expedition nach Afghanistan beauftragt, die allerdings scheiterte. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass Goedsche bereits in *Nena Sahib* ein ähnliches Szenarium durchgespielt hat: Auf der Versammlung der Verschwörer erklärt ein Abgesandter des afghanischen Emirs, dass sein Herr bereit sei, militärisch gegen die Engländer vorzugehen,¹¹⁵ worauf der Bruder Nenas, Baber Dutt, die Vision eines Dschihad entwickelt, der sich über den gesamten muslimischen Raum ausbreitet.¹¹⁶

111 NenS, Bd. II, S. 389.

112 Céline: *L'école des cadavres*. Vgl. hierzu Schmidt-Grasse: *Les écrits maudits de Céline*, vor allem S. 151–155. – Der Verlag Gallimard hat für 2018 eine historisch-kritische Edition von Célines Pamphleten angekündigt. Nach großen Protesten in der Öffentlichkeit hat der Verlag das Vorhaben zurückgezogen. In Jonathan Littells Roman *Les Bienveillantes* kommt der Protagonist des Romans, der deutsch-französische SS-Offizier Maximilian Aue, mit Céline und seinen Ideen zu einer gegen das »Ränkespiel der jüdisch-britischen Kriegstreiber« gerichteten französisch-deutschen Allianz in Kontakt (Littell: *Die Wohlgesimnten*, S. 83).

113 Vgl. Hanisch: *Max Freiherr von Oppenheim*; Kreuzer: *Dschihad für den deutschen Kaiser*. – Die parallel zu Oppenheim von T. E. Lawrence (Lawrence of Arabia) entwickelte Idee eines Dschihad zielte auf die Zerschlagung des Osmanischen Reichs ab.

114 Vgl. Niedermayer: *Unter der Glutsonne Irans*; 3. Aufl. u. d. das geostrategische Ziel deutlicher hervorhebenden Titel *Im Weltkrieg vor Indiens Toren* (Hamburg 1936). Hierzu ergänzend: Seidt: *Berlin, Kabul, Moskau*. – Über die gescheiterte Afghanistan-Expedition hat Steffen Kopetzky den spannenden Roman *Risiko* veröffentlicht.

115 NenS, Bd. II, S. 391.

116 Ebd.

Nachdem England in den Zweiten Weltkrieg eingetreten war, geriet Indien erneut in das Visier deutscher geostrategisch-propagandistischer Interessen – die deutsche Außenpolitik versuchte, die antibritische Widerstandspolitik des Vorsitzenden des Indischen Nationalkongresses (INC) und Konkurrenten Mahatma Gandhis, Subhash Chandra Bose, für ihre Zwecke einzusetzen –, ¹¹⁷ und so verwundert es nicht, wenn Goedsches Roman 1940 in einer von dem Kriegsmaler Curt Schulz-Steglitz illustrierten Neuauflage erschien. ¹¹⁸ In seinem Vorwort bescheinigt der Herausgeber Edmund Th. Kauer dem Roman eine »klar auf der Hand« liegende »Aktualität«, die darin liegt, am historischen Beispiel Indien die gegen England gerichtete Kriegspolitik des Dritten Reichs zu legitimieren und zu stützen. ¹¹⁹

Der kolonialpolitische Indien-Diskurs in Deutschland wird medial vermittelt im Roman, im Reisebericht und in dem auf telegraphischer Übermittlung basierenden Presseartikel. Hinzu kommen das Bild-Medium (Illustration – etwa in Schlagintweit, ¹²⁰ Oriolla/Mahlmann, ¹²¹ Orlich, Reise ¹²² oder Ball ¹²³ – und ab Russell ¹²⁴ die Pressefotographie). Inwieweit die Indienpolitik der 1940er Jahre im filmischen Medium, etwa in den Wochenschauen, eine Rolle spielte, bedarf einer eigenen Untersuchung. Auch wenn in Deutschland keine filmische »Remediation des Cawnpore Massakers von 1857« ¹²⁵ produziert wurde, wie sie etwa Michael Curtiz in *The Charge of the Light Brigade* 1936 vorgelegt hat, so gab es doch eine auf der 1940er Ausgabe von *Nena Sahib* basierende zirzensische Revue: Im selben Jahr präsentierte der Zirkus Sarrasani aus Anlass des »gegenwärtige[n] deutsch-englische[n] Krieg[s]« auf drei Manegen-Bühnen das »Prunk-Manege-Schaustück« *Nena Sahib – Indiens Freiheitskampf gegen englische Knechtung*. ¹²⁶

117 Vgl. hierzu: Voigt: *Hitler und Indien*; Schnabel: *Tiger und Schakal*; Kuhlmann: *Subhas Chandra Bose*. – Hitler lehnte die indische Unabhängigkeitsbewegung eigentlich ab. Er verachtete den gewaltfreien Widerstand Gandhis und schrieb in *Mein Kampf*: »Ganz abgesehen davon, daß ich als Germane Indien trotz allem immer noch lieber unter englischer Herrschaft sehe als unter einer anderen.« Hitler: *Mein Kampf*, Bd. 2, S. 1667 [321]. Vgl. außerdem S. 1665–1667 [320f.] und Anm. 81–85.

118 Eine »Illustrierte Ausgabe« des NenS »mit künstlerisch ausgeführt[en] Illustration[en]« wurde bereits 1879/80 angeboten. Vgl. Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 185.

119 Vgl. in diesem Zusammenhang auch den Nana-Sahib Roman von Ganter: *Die roten Lotusblüten*.

120 Schlagintweit: *Reisen in Indien und Hochasien*.

121 Oriolla/Mahlmann: *Zur Erinnerung an die Reise*.

122 Orlich: *Reise in Ostindien*.

123 Ball: *The History of the Indian Mutiny*.

124 Russell: *Meine sieben Kriege*.

125 Erll: *Prämediation – Remediation*, S. 244.

126 Vgl. Neuhaus: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman*, S. 195f. Wie die Vorrede von 1940 spricht auch das Programmheft dem Buch eine »neue, geradezu überraschende Aktualität« zu.

Literaturverzeichnis

- Ball, Charles: *The History of the Indian Mutiny: giving a detailed account of the Sepoy insurrection in India; and a concise history of the great military events which have tended to consolidate British Empire in Hindostan. Ill. with battle scenes, views of places, portraits, and maps, beautifully engraved on steel.* 2 Bde. London: London Printing and Publishing Company 1858.
- Barth, Norbert Victor: *India Book House und die Comic-Serie Amar Chitra Katha (1970–2002). Eine kulturwissenschaftliche Medienanalyse.* Diss. Würzburg 2007.
- Benz, Wolfgang: *Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Legende von der jüdischen Weltverschwörung.* 2. Aufl. München: C. H. Beck 2016.
- Burton, Reginald: *The First and Second Sikh Wars. An Official British Army History.* Yardley, Penn.: Westholme 2008.
- Céline, Louis-Ferdinand: *L'école des cadavres.* Paris: Denoël 1938.
- Eco, Umberto: »Die Beati Paoli« und die Ideologie des »volkstümlichen« Romans. In: Luigi Natoli: *Der Roman der Beati Paoli.* Bd 2. Übers. Monika Lustig. Berlin: Aufbau 2000, S. 531–553.
- Eisner, Will: *Das Komplott. Die wahre Geschichte der Weisen von Zion.* Übers. Jörg Krismann. München: Deutsche Verlags-Anstalt 2005.
- Erll, Astrid: *Prämediation – Remediation. Repräsentationen des indischen Aufstands in imperialen und post-kolonialen Medienkulturen (von 1857 bis zur Gegenwart).* Trier: WVT 2007 (= Studies in English Literary and Cultural History 23).
- Figes, Orlando: *Krimkrieg.* Übers. Bernd Rullkötter. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2011.
- Fontane, Theodor: *Sämtliche Werke 15: Von Zwanzig bis Dreissig. Autobiographisches. Nebst anderen selbstbiographischen Zeugnissen.* München: Nymphenburger Verlags-handlung 1967.
- Ganter, Christoph Erik [i.e. Curt Elwenspoek]: *Die roten Lotosblüten.* Stuttgart: Rowohlt 1941/42.
- Hanisch, Marc: *Max Freiherr von Oppenheim und die Revolutionierung der islamischen Welt als anti-imperiale Befreiung von oben.* In: *Erster Weltkrieg und Dschihad. Die Deutschen und die Revolutionierung des Orients.* Hgg. Wilfried Loth, Marc Hanisch. München: Oldenbourg 2014, S. 13–38.
- Hitler, Adolf: *Mein Kampf. Eine kritische Edition.* 2. Bde. München, Berlin: Institut für Zeitgeschichte 2016.
- Horn, Eva; Hagemeister, Michael (Hgg.): *Die Fiktion von der jüdischen Weltverschwörung. Zu Text und Kontext der »Protokolle der Weisen von Zion«.* Göttingen: Wallstein 2012.
- Kittler, Friedrich A.: *Aufschreibesysteme 1800 · 1900.* 4., vollst. überarb. Neuaufl. München: Wilhelm Fink 2003.
- Klotz, Volker: *Abenteuer-Romane. Sue, Dumas, Ferry, Retcliffe, May, Verne.* München u.a.: Hanser 1979.
- Kopetzky, Steffen: *Risiko.* Stuttgart: Klett-Cotta 2015.
- Kreutzer, Stefan M.: *Dschihad für den deutschen Kaiser. Max von Oppenheim und die Neuordnung des Orients (1914–1918).* Graz: ARES 2012.
- Kuhlmann, Jan: *Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte.* 2., unver. Aufl. Berlin: epubli 2012.
- Kutzner, Johann G.: *Die Reise Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844 bis 1846.* Berlin: Decker 1857.

- Littell, Jonathan: *Die Wohlgesinnten*. Übers. Hainer Kober. Berlin: Berlin-Verlag 2008.
- Maag, Georg; Pyta, Wolfram; Windisch, Martin (Hgg.): *Der Krimkrieg als erster europäischer Medienkrieg*. Berlin u.a.: LIT 2010.
- Märtin, Ralf-Peter: *Wunschpotentiale – Geschichte und Gesellschaft in Abenteuerromanen von Retcliffe, Armand, May*. Diss. TU Berlin 1982.
- Marx, Karl: *Die indische Frage*. In: Karl Marx, Friedrich Engels: *Werke*. Bd. 12. Berlin: Dietz 1963, S. 242–246.
- Marx, Karl: *Über die Folterungen in Indien*. »New York Daily Tribune« (17.9.1857). In: Karl Marx, Friedrich Engels: *Werke*. Bd. 12. Berlin: Dietz 1963, S. 268–273.
- Mazumdar, Shaswati: *Krise und Demoralisierung der kolonialen Ordnung*. »German Studies in India« N.F. 2 (2010), S. 19–32.
- »Neue Preußische Zeitung«. <<http://zeyfs.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/2435038-2>> (Zugriff 9.8.2018).
- Neuhaus, Volker: *Der zeitgeschichtliche Sensationsroman in Deutschland 1855–1878. Sir John Retcliffe und seine Schule*. Berlin: E. Schmidt 1980.
- Niedermayer, Oskar von: *Unter der Glutsonne Irans. Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan*. Dachau: Einhorn-Verlag 1925.
- Oriolla, Eduard von; Mahlmann, Heinrich: *Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844–1846*. Berlin: Decker 1853.
- Orlich, Leopold von: *Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und Handschriften*. 2. Bd., 1. Abth. Leipzig: G. Mayer 1859.
- Orlich, Leopold von: *Reise in Ostindien in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter*. Leipzig: Mayer und Wigand 1845.
- Orlich, Leopold von: *Reise in Ostindien in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter*. 3., durchges. Aufl. Leipzig: G. Mayer 1858.
- Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. 2. Aufl. München: C. H. Beck 2016.
- Pai, Anunt: *Rhani of Jhansi. The Flame of Freedom*. Mumbai: Amar Chitra Katha 2014 [© 1978].
- Retcliffe, Sir John [i.e. Hermann Goedsche]: *Biarritz. Erste Abtheilung: Gaëta–Warschau–Düppel*. Berlin: Kogge & Fritze 1868.
- Retcliffe, Sir John [i.e. Hermann Goedsche]: *Biarritz. Zweite Abtheilung: Um die Weltherrschaft!* Berlin: Kogge & Fritze 1878.
- Retcliffe, Sir John [i.e. Hermann Goedsche]: *Nena Sahib oder: Die Empörung in Indien*. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Englische und Deutsche Original-Ausgabe. Hg. Christoph F. Lorenz. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2005.
- Retcliffe, Sir John [i.e. Hermann Goedsche]: *Sebastopol*. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. Englische und deutsche Original-Ausgabe. Vierter Theil. Berlin: Carl Nöhring 1856.
- Russell, William Howard: *Meine sieben Kriege. Die ersten Reportagen von den Schlachtfeldern des 19. Jahrhunderts*. Übers. Matthias Fienbork. Frankfurt/M.: Eichborn 2000.
- Schlagintweit, Hermann von: *Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolph und Robert von Schlagintweit ausgeführt in den Jahren 1854–1858*. 3 Bde. Jena: Costenoble 1869–1872.
- Schmidt, Siegfried J.: *Kalte Faszination. Medien, Kultur, Wissenschaft in der Mediengesellschaft*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000.

- Schmidt-Grasse, Thomas: *Les écrits maudits de Céline. Untersuchungen zur Bedeutung der Pamphlete Louis-Ferdinand Célines im Horizont seines Gesamtwerkes*. Bonn: Romanistischer Verlag 1993 (=Abhandlungen zur Sprache und Literatur 64), S. 122–167.
- Schnabel, Reimund: *Tiger und Schakal. Deutsche Indienpolitik 1941–1943. Ein Dokumentarbericht*. Wien: Europa Verlag 1968.
- Seidt, Hans-Ulrich: *Berlin, Kabul, Moskau. Oskar Ritter von Niedermayer und Deutschlands Geopolitik*. München: Universitas 2002.
- Sidhu, Amarpal S.: *The First Anglo-Sikh War*. Stroud: Amberley 2010.
- Sleeman, William Henry: *Report on the depredations committed by the Thug Gangs of Upper and Central India, from the cold season 1836–37, down to their gradual suppression [...] in the year 1838*. Calcutta: G. H. Huttman 1840.
- Steinbrink, Bernd: *Orientalische Geheimnisse und Sensationen: Sir John Retcliffe / Hermann Goedsche 1816–1878*. In: *Galerie der Welt: Ethnographisches Erzählen im 19. Jahrhundert*. Hg. Anselm Maler. Stuttgart: Belser 1988, S. 129–138.
- Süselbeck, Jan: *Die Verschwörungstheorie schlechthin? Über die emotionale Rezeption der »Protokolle der Weisen von Zion« und einige ihrer Kontexte*. »Literaturkritik.de« 15.6 (2013), S. 66–98.
- Thornton, Edward; Sleeman, William H.: *Illustrations of the history and practices of the Thugs and notices of some of the proceedings of the Government of India, for the suppression of the crime of Thuggee*. London: W. H. Allen and Company 1837.
- Voigt, Johannes H.: *Hitler und Indien*. »Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte« 19.1 (1971), S. 33–63.
- Wagner, Kim A.: *Vengeance against England! Hermann Goedsche and the Indian Uprising*. In: *Mutiny at the Margins. New Perspectives on the Indian Uprising 1857*. Vol. 3: *Global Perspectives*. Hgg. Marina Carter, Crispin Bates. Los Angeles u.a.: Sage 2013, S. 150–169.
- Wobring, Michael: *Die Globalisierung der Telekommunikation im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M.: Peter Lang 2005.

Alexander Ritter | Itzehoe, dr.alexander.ritter@t-online.de

Biographische Grundlagenforschung zu Géza Berger (1842–1930)

1. Der Weltenbummler als Schauspieler, Schriftsteller und Journalist zwischen Europa und den USA

Der ungarische und spätere amerikanische Staatsbürger Géza Berger (1842–1930) führt, gemessen an den Lebensumständen seiner Zeit, ein kosmopolitisches Leben zwischen Wien, Hamburg, Essek und Dresden, Stavanger und Liverpool, Chicago, New Orleans und New York. Die grundlegenden Voraussetzungen für sein außergewöhnliches Persönlichkeitsprofil sind eine Folge der frühen Sozialisation in der multikulturellen ungarischen Hauptstadt Pressburg (Bratislava) mit deutscher Mehrheit (75% der rd. 40.000 Einwohner von 1850/51). Vom häuslichen und wohl bildungsbürgerlichen Milieu ist auf Grund fehlender Familiennachrichten nichts bekannt (Stadtarchiv Bratislava; Michael Lazarus Berger, gest. 1846; Wilhelmine Berger; gest. 1893; drei Geschwister). Man kann von einer gehobenen liberalen Bürgerlichkeit jüdischen Glaubens ausgehen. Warum Berger den Schauspielerberuf ergreift, kann ebenfalls nicht erklärt werden.

Die stichwortartig aber umfassend rekonstruierte Biographie des deutschsprachigen jüdischen Ungarn Géza Berger spiegelt in paradigmatischer Weise internationale politische wie kulturelle Konflikte des 19. und frühen 20. Jh.s. Das ruhelose Wandern in Mitteleuropa und die Emigration in die USA erweisen sich vor allem als Folgen der labilen staatlichen Verhältnisse. Als Schauspieler repräsentiert er die theatergeschichtliche Entwicklung an zahlreichen Bühnen großer Städte und in der Provinz. Diese berufliche Aktivität sowie seine journalistischen und literarischen Beiträge befördern und stabilisieren deutschsprachige Kultur im Kronland Kroatien-Slawonien und in der ›German-American Community‹.

Der Impuls dafür ist wahrscheinlich von den Eltern gekommen, begünstigt durch des Sohnes Sprachbegabung.

Ein für sein Leben entscheidender Umstand ist die körperliche Gestalt als Erwachsener. Seine Größe von 1,55 m (Nachweis: US-Passanträge; ›short-man-syndrom‹) macht ihn zum sozialen Außenseiter und bedeutet für die Schauspielerkarriere ein erhebliches Handicap, weil dadurch die Zahl der mit ihm besetzbaren Rollen begrenzt sind. Man kann davon ausgehen, dass beides – sein Judentum und der physiognomische Nachteil – ihn lebenslang dazu stimuliert haben, diese Erschwernisse durch Selbstbewusstsein, Durchsetzungsvermögen und geltungsbedürftige Zielstrebigkeit, Intelligenz, Fleiß und Eloquenz, durch weltgewandte Mobilität bei Bühnen- und Ortswechselln zu keinem behindernden Minderwertigkeitskomplex werden zu lassen. So kapituliert er nicht vor Besetzungsproblemen an der Schaubühne und deren schwierigen organisatorischen wie ökonomischen Verhältnissen, sondern verfolgt beharrlich seine Theaterkarriere von 1859 bis in die 1880er Jahre.

Die Ausbildung seiner Persönlichkeit vollzieht sich im historisch-politischen Umfeld in Mitteleuropa wie den USA, wodurch die Rahmenbedingungen dafür vorgegeben werden, dass er sich zu einem mündigen konservativ-liberalen, dabei antisozialistischen Bürger entwickelt. Seine anti-absolutistische und anti-katholische Grundeinstellung ist eine Reaktion auf die zeitpolitisch spannungsreichen Verhältnisse, bestimmt von der ungarischen, vor allem aber von den konkurrierenden österreichischen und preußischen Monarchien im Deutschen Bund, von dem kontroversen Diskurs über absolutistische und republikanische Prinzipien, über Nationalitäten, Multikulturalismus, jüdische Kultur und Antisemitismus. Als säkularisierter Jude, deutschnationaler Demokrat und loyaler republikanischer amerikanischer Bürger beteiligt er sich aktiv am politischen Leben der ›German-American Community‹, die ihr Existenzverständnis zwischen ethnokulturellem Beharrungsanspruch und Separatismus im Widerstand gegen amerikanischen Nativismus versteht.

Bergers ehrgeizige Ausübung des Schauspielberufs an zahlreichen europäischen und amerikanischen Bühnen, der Journalistentätigkeit und Schriftstellerei mit wenigen Prosatexten und fünfzehn Unterhaltungsschauspielen (Manuskript/Typoskript) korrespondiert mit der Dynamik seiner für die Zeit globalen Reiseaktivitäten. Folgt man den Pressebeurteilungen der von ihm verfassten Theaterstücke und deren Inszenierungen, dann zeigt sich, dass er kein origineller Schauspielverfasser ist, sondern seinen Karrierehunger durch rezeptionsästhetisch orientierte Texte erfolgreich umsetzt. Berger meidet weitgehend brisante zeitgenössische Themen. Er klammert

aktuelle politische Konflikte und ethnokulturelle Spannungen aus, verfolgt seinen Bühnenerfolg durch komische und schauerromantische Stücke. Daher folgen die Stücke in Thematik und Stoff dem Zeitgeschmack, der die entspannende Unterhaltung durchs Bühnengeschehen favorisiert. Als geschickter Dramaturg richtet er die Konzeption von Handlung und Personal so ein, dass die Bühnenfassungen jeweils den regionalen Umständen vor allem in den USA ohne kostspieligen Aufwand angepasst werden können.

Berger ist der Vorläufer des modernen Flaneurs. Eine unablässig nervöse Neugier strukturiert sein Leben als beobachtender ›Weltenbummler‹, aber nicht im Sinne des genießenden Dandys. Seit seinem 20. Lebensjahr bis zum Lebensende ist er unaufhörlich unterwegs, in Mitteleuropa zwischen der Südgrenze der Donaumonarchie und Hamburg, in den USA von Chicago über New York bis New Orleans, transatlantisch zwischen den USA und Europa. Während der Jahre des Reisens von 1861 bis 1914 legt er trotz des beschwerlichen Fortkommens die beeindruckende Strecke von durchschnittlich 1.500 km pro Jahr zurück und überquert dabei sechsmal den Atlantik. Das Prinzip seines Lebens lautet: Beständiger Aufbruch als beständiger Ausbruch.

Die Beschäftigung mit Géza Berger unter der Zielvorgabe, seine komplexe Biographie in einem ebenso komplexen Kontext vorzustellen, stößt angesichts seiner viel facettierten Persönlichkeit mit einem Leben zwischen den Kulturen und politischen Systemen in Europa und den USA notwendigerweise auf diverse Probleme. Für die Forschung ist die Informationslage auf Grund seiner besonderen Biographie schwierig. Die Ursache dafür hat mit dem vielschichtig angelegten Gegenstand zu tun, der die Erfassung des sprunghaften Lebenslaufes und der auch davon beeinflussten beruflichen Aktivitäten und ihrer Dokumentation erschwert.

So kommt zu seinen Lebzeiten der Nachname Berger im deutschsprachigen Raum sehr häufig vor. Das gilt auch für die Schauspielerszene in Wien und Essek (Osijek). Informationen in Theaterzetteln und Annoncen sind in der Regel auf den Nachnamen der Bühnenakteure beschränkt. So ist eine korrekte Identifizierung fast nur über Zusatzinformationen möglich und ist auf Grund nicht durchweg zugänglicher Archive und Fremdsprachigkeit eingeschränkt.

Weil maßgebliche Existenzphasen von spezifisch regionalgeschichtlichen Umständen geprägt werden, sind die wissenschaftlichen Untersuchungen häufig von relativ eng angelegten Perspektiven bestimmt, die Aufenthalte in Deutschland und in den USA fast durchweg ausklammernd. Die Beiträge fallen qualitativ heterogen aus, eine Folge der Dokumentenvielfalt, gebunden an drei Sprachräume und Kulturen: den bilingualen

Kroatiens, den deutschsprachigen Österreichs und der deutschen Länder, die bilingualen Regionen der USA. Die Beachtung übergeordneter Aspekte wird nur ansatzweise realisiert. Dazu zählen interkulturelle Konflikte von Religion und Sprache, die Entwicklung der Theaterszene im deutsch-österreichischen Raum, in Wien, der Provinz, in den USA, die aktuellen auswanderungsgeschichtlichen Umstände und ihre Ursachen, eine damit zusammenhängende Entwicklung deutsch-nationaler Ideologie und konfliktträchtiger ethnokultureller Konstellationen.

Ein weiteres Problem stellen jene Ermittlungshindernisse dar, die aus dem heterogenen Materialienfundus handschriftlicher Aufzeichnungen, unpublizierter Theatertexte sowie zeitgebundener Pressebeiträge Bergers und Pressekommentare über ihn resultieren. Von Forschungen zu anderen thematischen Zusammenhängen ist bekannt, dass solche erschwerenden Umstände wie aufwendige Archivarbeit, Kontrolle der internationalen Presse und transatlantischer, fremdsprachlicher Unterlagen häufig zu Gunsten eines geringeren Aufwandes gemieden werden.

Ausgedehnte internationale Recherchen, in den USA maßgeblich unterstützt von Sue Schwinn (Pearl River NY), haben zu einem Konzept der systematisierten tabellarischen Darstellung von Bergers Biographie geführt. Intention ist es, die gewonnene Materialfülle in übersichtlicher Form als Informationsofferte anzubieten und zu weiterer wissenschaftlicher Beschäftigung anzuregen. Die beiden in der Literaturübersicht aufgeführten Beiträge des Verfassers zu Berger in der *Hamburgischen Biografie* und im »Yearbook of German-American Studies« konzentrieren sich im ersten Fall auf die biographischen Grunddaten und im zweiten schwerpunktmäßig auf Bergers Leben in den USA.

2. Curriculum vitae

- 1842 Geb. 5. Dezember (ungar. Staatsbürger; jüd., deutschsprachig) in Pressburg (Bratislava). – Eltern: Michael Lazarus Berger, jüd., gest. 1846; Wilhelmine Berger, jüd., gest. 1893; vier Kinder; Personenkennzeichnung (1906/1910; Passanträge Cincinnati OH): Größe 5 feet 1 inch (rd. 1,55 m); hohe Stirn, Augen blau, Nase mittelgroß; Mund mittelgroß, Kinn durchschnittlich; Haare dunkel, Hautfarbe hell, Gesicht mit Oberlippenbart.
- 1859/60 Wien; Schauspielausbildung im komischen Fach an der Sochotzka'schen Theaterschule, Beginn der internationalen Karriere als Bühnenkünstler. Theateraufführungen 1859: *Der Rekrut von 1859*

- (Thalia-Theater in Neulerchenfeld); 21.5., 24.–31.5., 1.–8.6., 10.–11.6.1859 [?]; *Das Schloß Ambras oder: Philippine Welser* (Charakter-skizze von Josef Böhm), ›K. k. priv. Josefstädter Theater‹ 7.5., 9.–13.1859 [?].
- 1861/62 Hamburg; Engagement durch Anton E. Wollheim da Fonseca (1810–1884; Dramaturg, Publizist, Diplomat; Pächter: ›Stadttheater Hamburg‹; Intendant: ›Stadttheater Altona‹); Auftritte in Altona: »Berger, I. humor. Väter« / »Berger (stellv. Reg.), Väter u. Charakter«.
- 1862/63 Wien; 21. August 1862; Engagement durch Direktor Friedrich Strampfer (1823–1890) für das ›K. k. priv. Theater an der Wien‹ am 24. August 1862. Zwischen dem 23. September 1862 und 5. Mai 1863 reüssiert Berger in rd. 22 Bühnenwerken mit rd. 98 Aufführungen, vorrangig in Unterhaltungsstücken. Im Rückblick auf dieses hohe Bühnenpensum urteilt Berger in seinen *Erinnerungen* vom 15. Dezember 1907 (Cincinnati, »Westliche Blätter« 1907/08), dass er »unter dem absoluten Regime des Theater=Despoten Strampfer, wie so viele Andere, Schweres durchzumachen hatte«, weil dieser auch ihn drangsaliert und ausgebeutet habe. – Auftritte 23. September 1862 bis 5. Mai 1863, ›K. k. priv. Theater an der Wien‹: *Der Trödler* (23.–24.9.62; Bürgerliches Schauspiel von A. E. Brachvogel); *Der Goldonkel* (19.–31.10, 1.–2., 4.–11., 14., 17., 25., 27.11. 10.12.62; 1.1., 13.2., 5.–6.3.63; Posse von Emil Pohl); *Therese Krones* (18.–21., 24.11.62; Genrebild von K. Haffner); *Der Verschwender* (29.9., 11.10, 28.11.62; Zaubermärchen von Ferdinand Raimund); *Der Diamant des Geisterkönigs* (30.11.62; Zauberspiel von Ferdinand Raimund); *Twardowski, der polnische Faust* (3.–9.12.62; Volksschauspiel von Mosenthal und Hans Marx); *Der Verschwender* (29.9., 11.10.62; 25.2.63; Zaubermärchen von Ferdinand Raimund); *Die Hammerschmiedin* (11–12.12.; Lokalposse von Joseph Schickh); *Der Billeteur und sein Kind* (13.–21., 26.–28.12.62; 16.1.63; Lustspiel von Friedrich Kaiser). – 1863: *Der Zauberschleier* (29.–30.1., 21.2.63; Romantisch-komisches Zauberspiel nach Scribe's Operntext *Der Feensee*); *Das Mädchen aus der Feenwelt oder: Der Bauer als Millionär* (11.–12.1., 15.1., 26.–27.1., 3.3.63; Zaubermärchen von Ferdinand Raimund); *Künstler oder Millionär?* (24.–25.1.63; Lustspiel von Friedrich Kaiser); *Elias Regenwurm* (24.–25.1.63; Posse von Friedrich Hopp); *Die Teufelsmühle am Wienberge* (8.–9.2.63; Volksmärchen von Karl Friedrich Hensler); *Das Mädchen*

von der Spule (21.–22.2.63; Charakterbild von Karl Elmar); *Der politische Schuster* (3.3.63; Posse von O. F. Berg); *Die schlimme Liesel* (21.3.63; Lustspiel von Adolf Bäuerle); *Über Land und Meer* (23.–24.3.63; Posse von L. Feldmann); *Die Mehlmesser=Pepi* (19.3.63; Posse von Anton Langer); *Der elegante Tini* (7.–14.4., 16.–29.4.63; Parodie von F. Zell); *Ein Abenteuer in der Waldmühle* (19.–23.4., 25.4., 1.5.63; Posse von Blank); *Unter der Erde* (4.5.63; Charakterbild von Karl Elmar); *Cora, das Kind des Pflanzers, oder: Die Sklaverei im neunzehnten Jahrhundert. Zeitbild aus den Südstaaten Nordamerikas* (5.5.63; Zeitbild, nach einen frz. Stoffe P. V. Wichmann).

1863/65 Essek; Tätigkeiten: Schauspieler (»Intriguants u. Charakterr«), Journalist, Schriftsteller: Engagement während der Wintersaison 1863/64 im wieder eröffneten ›Stadttheater‹ (Direktor und Pächter Louis Konderla) und ›Arena-Theater‹ (Panscova).

1863 Das Wiener Milieustück *Die Eiserne Jungfrau*, verfasst von Berger zusammen mit Wilhelm Capilleri, hat ersterer im März 1863 auch »der Direktion des Theaters in der Josefstadt [...] zur Aufführung eingereicht« (»Wiener Theater-Chronik« vom 12. März 1863). – Die Rezension im »Esseker Lokalblatt« vom 3. Januar 1864 fällt ein vernichtendes Urteil über die Aufführung, vor allem über die minderwertige Qualität des Stückes und spricht von einem »Verbrechen« Bergers, der zwar ein »ganz verständiger Schauspieler« sei, aber als »Theaterdichter unverdaulich ist!« – 4. Oktober 1863: »Zur glorreichen Namensfeier Sr. Majestät uns. allergn. Herrn und Kaisers Franz Josef I« im ›Theater Esseg‹ mit einem »Fest-Prolog verfasst von Géza Berger, gesprochen von Frl. Lanius«. Anschließend: *Zwölf Uhr. Bilder aus dem Volksleben* von O. F. Berg mit Berger in der Hauptrolle als »Baron Kuff«. – Beteiligung an mindestens 27 Theaterstücken (vorwiegend Possen, Lustspiele): *Narciß*, *Wie denken Sie über Rußland?*, *Schwert, Zopf und Geld*, *Geheimrätin Seefeld*, *Die Eiserne Jungfrau* (Verf.: Géza Berger u. Wilhelm Capilleri), *Der Höllenkandidat*, *Eine Familie* (Verf.: Charlotte Birch-Pfeiffer), *Die Sternenjungfrau* (Verf.: Carl Haffner), *Ein Stockwerk zu hoch*, *Nach Mitternacht*, *Der kleine Richelieu*, *Unsere falschen guten Freunde*, *8 Tage vernünftig*, *Liebesdiplomaten*, *Lord Rochester* (Verf.: Charlotte Birch-Pfeiffer), *Unterschlagen gewesen und zu Stande gebracht* (Verf.: Langer), *Der Vicomte Letories* oder: *Die Kunst Millionen zu gewinnen*, *Während der Börse* (Verf.: Mautner), *Die Räuber* (Verf.: Friedrich

- Schiller), *Donna Diana, Marie von Medicis, Das war ich!* (Verf.: Hut), *Lorbeerbaum und Bettelstab* (Verf.: Carl Holtei), *Blicken Sie in den Spiegel* (Verf.: Glaser), *Sieben Mädchen in Uniform* (Verf.: Johann Nestroy;), *Der Witwer* (Verf.: Johann L. Deinhardstein), *Ein Goldstück*. – 19. März 1864 Saisonende: Schauspiel *Der Blinde und der Bucklige* (Verf.: A. Prir) mit Festepilog von Géza Berger. – Gründet zusammen mit dem Buchhändler und Drucker Carl Lehman als Eigentümer die erste deutsche Zeitung »Esseker Lokalblatt und Landbote. Belletristische Wochenschrift für Kunst, Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft« (1864ff.); Autor der humoristisch-kritischen Rubrik »Esseker Bummler« (1864, Nr. 1ff.).
- 1864 Februar: Anklage wegen Ehrenbeleidigung; April 1864: Vorwurf des Plagiats; Dissens mit dem neuen Zeitungsherausgeber J. F. Wawerka (1864–67; später Eigentümer und Herausgeber »Der Sirmier Bote«/Vukovar, 1868ff.). Belastende nationalistische und antisemitische Entwicklungen führen im Frühjahr 1865 zu Bergers Abreise.
- 1865/66 Hamburg, Wohnort Wandsbek. Politisches Spannungsfeld: Hanseatischer Unabhängigkeitsanspruch, preußisch-österreichische Herrschaft (1864–66), Annexion als preußische Provinz (1867). – Tätigkeiten: 1. Schauspieler: »St. Georg-Theater« (Altona): *Das Wichtelmännchen oder: Ein guter Hausgeist* am 15. März 1865. – 2. Journalist: Begründer und Herausgeber vom »Hamburger Bummler. Humoristisch-satyrisches Volksblatt« (Hamburg: Schardius, Juli-Dezember 1865; verschollen), anti-absolutistisches, anti-preußisches, pro-augustenburgisches Wochenblatt. Kein Nachweis für den Umgang mit dem linksradikalen, atheistischen, antisemitischen Journalisten und Politiker Wilhelm Marr (1819–1904; Autor des Schardius-Verlages) und der reformierten jüdischen Gemeinde (Neuer Tempel-Verein, 1817ff.).
- 1865 Mitte Dezember: Bergers pro-augustenburgische und pro-österreichische Einstellung führt zu politisch begründeter Ausweisung; 16. Dezember 1865 bis 5. April 1866 in Mannheim (wahrscheinlich vergebliche Bewerbung am Nationaltheater), anschließend Weiterreise nach Essek.
- 1866/69 Essek: Beruflich und menschlich enttäuschender Aufenthalt. – 1. Tätigkeit als Schauspieler: »Fremden-Blatt und Tags-Neuigkeiten der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien« (23. Oktober 1866): Eröffnung des Oberstädter »Aktien-Theaters« mit einem Gele-

genheitsstück vom Redakteur J. F. Wawerka und einem zweiten von dem »hier als Schauspieler und Schriftsteller beliebten Géza Berger«. »Deutscher Bühnenalmanach« 1867: »Berger, I. Intriguants u. Charakterr.« für »Esseg in Slavonien (Stadttheater)«; Streit mit Theaterdirektor Louis Konderla und Intrigen verhindern eine Verlängerung des Engagements; Saison 1868/69: Einzelauftritte für Berger (März/April: *Im Vorzimmer Sr. Exzellenz*, Gutzkows *Zopf und Schwert*, *Die Furcht vor der Freude*, *Die Familie Benoiton*, eine »Wohlthätigkeits-Akademie« mit einer »humoristischen Deklamation« Bergers, wiederholt im Prater zu Csepin). Berufliche Stabilisierung in der Wintersaison 1868/69: Zehn Auftritte am Oberstädter »Aktien-Theater« (Oktober-Dezember 1868): *Therese Krones*, *Fechter von Ravenna* (Verf.: Halm), *Uriel Acosta* (Verf.: Karl Gutzkow; vernichtende Kritik an Berger), *Stadthalter von Bengalen*, *Die Journalisten* (Verf.: Gustav Freytag); 1869: *Kaiser Josef und die Jesuiten* (Verf.: Arthur Müller; negative Kritik), *Die Ahnfrau* (Verf.: Franz Grillparzer), *Die Schlacht bei Essek* (Verf.: Géza Berger; nationales Historienschauspiel; 13. März Benefizveranstaltung für Berger), *Xantippe* (Verf.: J. J. von Littrow), *Das schönste Mädchen von Essek* (Verf.: Moser). – 2. Tätigkeit als Journalist: Der neue Besitzer des »Esseker Lokalblatts« Carl Lehmann übernimmt Berger als »Hauptmitarbeiter«, Fortführung der Rubrik »Esseker Bummeler«.

1869 »Push-Faktoren«: Kontinuierliche Konflikte mit der Theaterdirektion, öffentliche Anfeindung in Folge seiner antisozialistischen Kritik am Esseker Arbeiterverein, der Vorwurf »geistigen Diebstahls« (Drama: *Die Schlacht bei Essek*) von Frank Jakob (Redakteur, »Die Drau« vom 21. März 1869), stigmatisierende Kleinwüchsigkeit, Borniertheit der Provinzengemeinschaft und politisch virulente Verhältnisse in Mitteleuropa, wachsender Antisemitismus, fehlende Aussichten auf dauerhafte Schauspielerkarriere, vermutliche Diskriminierung als liberaler jüdischer Intellektueller. »Pull-Faktoren«: Die USA als demokratische Republik, eine prosperierende Ökonomie, die rasch wachsende »German-American Community« mit ihrem Bedarf an deutschen Schauspielern und Journalisten, möglicher Kontakt zu Berufskollegen, massenhafte Emigration aus Mitteleuropa.

1869 Öffentliche Signale der Emigrationsabsicht: Abdruck des zeitkritischen Gedichtes *Immer mehr!* des revolutionären Vormärzliteraten Georg Herwegh (1817–75) zusammen mit dem – unzutref-

fenden – Hinweis auf dessen weite Verbreitung in der US-Presse, frühere Meldung zur »Auswanderung aus Europa« samt Statistik, das Schauspiel *Nach Amerika, oder: Alte und Neue Welt* (Verf.: Berger, 1868). – Inserat: »Bei meiner Abreise / nach Amerika, / sage allen meinen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl. / Essek, am 19. Juli 1869. Géza Berger.« (»Esseker Lokalblatt« vom 18. Juli 1869).

1869 19. August: Mit der Reiseroute Essek, Wien, Kopenhagen, Stavanger, Liverpool vermeidet er deutsche Seehäfen und preußische Behörden. Das Auswandererschiff, die ›SS City of Brooklyn‹ (Dampf-/Segelschiff, gebaut 1868; Werft: Tod & McGregor, Glasgow; Reederei: Walter Inman Line, Liverpool; 122 ›cabin passengers‹, 863 ›steerage passengers‹), verlässt auf ihrer Jungfernfahrt Liverpool für die Atlantiküberquerung via Queenstown (Irland) nach New York (Zentrum amerikanischer Schaubühnenkultur). Die tatsächliche Identität verschleiender Eintrag in die Schiffsliste als Zwischendeckpassagier für den New Yorker Zoll: »Géza Berger« (Einzelreisender: Nr. 445), Nationalität: »Swede«, Herkunftsland: »Sweden«, Alter: »24« statt »29« Jahre, Beruf: »Laborer«. Ankunft in New York: 30. August 1869.

1869 September: Berger unterschlägt in seinen *Erinnerungen* den Teil seines europäischen Lebens: »An einem herrlichen Herbsttage zu Ende der Sechziger Jahre betrat ich die Office des New Yorker Stadttheaters. Ich war direkt von Wien gekommen, wo ich unter dem absoluten Regime des Theater=Despoten Strampfer, wie so viele Andere, Schweres durchzumachen hatte. Kein Wunder, dass ich der schönen Kaiserstadt an der blauen Donau leichten Herzens Abschied den Rücken gekehrt hatte. Ich fand den entthronten Bühnen=Tyrannen 25 Jahre später in Chicago – aber ›fragt mich nur nicht wie‹« (»Westliche Blätter« vom 15. Dezember 1907). Ausblenden und negative Beurteilung seiner Jugend- und Schauspielzeit in Europa 1842 bis 1869 als ärgerlicher und belastender Biographieteil. In der öffentlichen Erinnerung Verdrängung der unfreundlichen Behandlung Bergers in Essek: »Die Drau« vom 28. April 1878: »der berühmte Géza Berger von Essek« habe »prophezeit«, »Essek werde noch ein kleines ›Athen‹ werden, wie dieses einstens zu Perikles' Zeiten, Künste und Wissenschaften pflegen [...], und neben dem *Elbe=Florenz* und *Spree=Athen* wird auch das *Drau=Athen* seine Aufnahme in Büchmann's ›geflügelte Worte: finden«.

- 1869 New York City: Unmittelbar nach Ankunft beginnt der professionelle Schauspieler das Wanderleben (›one-nighter‹) an deutschen Bühnen von New York City (enge Beziehungen zu deutschen Bühnen in Europa), Baltimore MD, Chicago IL, Hoboken NJ, Milwaukee WI, New Orleans LA, Philadelphia PA, St. Louis MO, zuletzt von Cincinnati OH (ab 1873). – Spielzeiten 1869/70, 1870/71: ›Deutsches Stadt-Theater‹ (›New Stadt Theatre‹; Direktion von Eduard Hamann / Hermann Rosenberg: »Berger, I. charg. Rollen«; »Berger, charg. Rollen«).
- 1870 Gastspiel am ›Apollo Garten Theater‹ (St. Louis MO), 1871 Rückkehr nach New York an das ›Stadttheater‹ 1870/71: *Die Probir-Mamsell* (22., 24.9.70), *Die Geheimnisse von New York, mit Liedern von Berger* (29.12.70).
- 1870/71 Theatersaison, ›Theater in der Turner Halle‹ (Direktion: Heinrich Grossmann): erfolgreichstes Stück *Die Geheimnisse von Cincinnati, deutsch-amerikanisches Lebensbild von Géza Berger* (April 1871).
- 1871/72 Wintersaison in New Orleans LA: Hauptschaubühne ›New American Theater‹ (erb. 1835, 1.200 Plätze). Lebhaftes Theaterszene (Operetten, Komödien, Possen, Dramen); lokale Akteure, Gast-schauspieler aus Cincinnati, Louisville, New York, St. Louis, Wien, München, Berlin, Prag u.a.; 12. Januar bis 7. Februar 1872: mindestens sieben Rollen u.a. in *Orpheus in der Unterwelt* (Opéra bouffe, Musik: Jacques Offenbach), [Alessandro] *Stradella* (romant. Oper; Verf.: Friedrich von Flotow), *Egmont* [?], sowie im eigenen Stück *Die Geheimnisse von New Orleans* (1871/72).
- 1872/73 New York City. Bergers Auftritte lassen sich über den »Deutschen Bühnenalmanach« und die einschlägige amerikanische Literatur mit ihren ungenauen und widersprüchlichen Informationen nicht eindeutig klären. Die folgenden Angaben sind daher unter diesem Vorbehalt zu lesen: 1873: *Die Geheimnisse von New York, oder die Jesuiten in Amerika* (19., 21.–23.1., 20.–21.2. bis Monatsende 1873; Verf.: Géza Berger. Die Inszenierung des antikatholischen Stückes führt zu lokalen Protesten von Redemptoristen und Jesuiten, so dass die Aufführung abgebrochen werden musste. – *Barbara Ubryk* (Verf.: Géza Berger; 7.-8., 10., 17., 19.2.73); *Der Ball zu Ellerbrunn* (Regisseur: Géza Berger; 15.-16., 18.2.73). – ›Terrace Garden‹ / ›Bowery Theatre‹: *Liebchen auf dem Dache* (Verf.: Conradi; 28.4.73). Als Schauspieler und Regisseur zusammen mit Gustav Donald tritt Berger 1873 in der ›Concordia‹ Turn-

- halle (New Yorker Turnverein) auf und am ›Stadt Theater‹ in der Bowery u.a. in *Uriella und Satans*, am ›Terrace-Garden‹-Theater (1872–1873) in *Wirrwarr in allen Ecken* (20.4.73; Ensemble des ›Stadttheaters‹).
- 1872/73 Hoboken NJ: Engagement an ›Weber's Germania-Garten-Theater‹ in der mehrheitlich deutschsprachigen Handelsstadt Hoboken NJ (1870 US-Census: 129.000 E.); zwölf Gastauftritte: »Géza Berger (Reg.), I Charakterr. u. Intriguants«.
- 1873 Philadelphia PA, Wintersaison: Gastspiel der ›Germania Theater-gesellschaft‹ (New York City) 19. September und 21. Dezember (Bergers Auftritte unklar). 10. November: »Die Geheimnisse von New York oder die Jesuiten in Amerika, Lebensbild mit Gesang, frei nach Heinrich Börnsteins gleichnamigem Roman von Géza Berger, dem Verfasser von *Barbara Ubrik*.«
- 1873 Cincinnati OH. Ende des Wanderlebens: dauerhaftes Bühnenengagement, Familiengründung, säkularer Tempel, Großstadt (US-Census 1870: 216.239 E.), günstige Infrastruktur (Straßen-, Schienen- und Wasserstraßennetz), vielfältige Theaterszene, Zentrum deutscher Immigrantenkultur (1880: 44% Deutsch-Amerikaner), bürgerliche Gesellschaft, patriotisch-liberales deutsch-amerikanisches Vereinswesen. – Beginn der journalistischen Arbeit als Northern Kentuckian Correspondent für die deutschen Zeitungen »Tägliches Cincinnati Volksblatt« (1836–1919) und »Westliche Blätter« (1865ff.). Themen: lokale/regionale politische wie kulturelle Ereignisse (Theaterszene) und Personen der German-American Community.
- 1873/74 ›Theater in der Turner Halle‹ (gegr. 1848/49; Direktion: Julius Collmer), Engagement: »Intrigant«; Regisseur (1874). Aufführung des Unterhaltungstückes von Berger *Auf nach Cuba! oder: Das Opfer der Virginus* (politisches Bühnenstück zum ›Virginus Incident‹ 1873–1875).
- 1874 Eheschließung mit Anna Garretson (Covington KY), fünf Kinder (Albertina, 1874; Herman Lafayette, 1875; William Shakespeare, 1878; Charles Sealsfield, 1880; Sallie, 1883).
- 1874/75 Berger und Kollegen verlassen das Ensemble und übernehmen die Leitung des deutschen Theaters von Chicago in der ›Vorwärtshalle‹.
- 1875 Amerikanische Staatsbürgerschaft.
- 1876 Konkurrenz durch ›Das Deutsche Theater in Robinson's Opernhaus‹ verursacht Schließung des ›Theaters in der Turner Halle‹.

- 1876/77 Rückkehr Bergers ans ›Deutsche Stadttheater in Robinson's grand opera house‹ (Direktion: Anton Föllger), Übernahme diverser ›Chargen‹ (›Berger, Intriguants‹).
- 1877/78 Direktionswechsel zu Heinrich Wallner, Sohn des renommierten Berliner Theaterdirektors: Umbenennung in ›Wallner-Theater‹ (›Berger, Intriguants, Charakterr‹). Trotz ungünstiger Entwicklung des Unternehmens bleibt Berger bis 1885 Mitglied des örtlichen Ensembles (›Deutsches Stadttheater in Robinson's opera house‹).
- 1878/79 Direktionswechsel (bis 1880/81): Alexander Wurster (1880: ›Berger, Intriguants‹).
- 1881 3. April, zwanzigjähriges Bühnenjubiläum: Aufführung von Bergers Lokalposse *Die Armen und die Reichen von Cincinnati*.
- 1883 Gastauftritte in Chicago, Milwaukee, St. Louis (Inspizient).
- 1884/85 Cincinnati: Engagement an ›Robinson's Opernhaus‹ als ›Berger, ernste u. kom. Charakterr‹.
- 1890 4. Dezember: Berger bietet an, zur Klärung der desolaten Theatersituation die Direktion zu übernehmen.
- 1891 Ende einer substantiell beachtlichen Theaterkultur in Cincinnati.
- 1906 Reisepassantrag.
- 1906/07 Erster Europaaufenthalt (Wien; Umstände unklar), Rückreise 24. Februar – 16. März 1907, Triest – New York mit dem Schiff ›SS City Carpathia‹.
- 1907/08 Autobiographie: *Erinnerungen* (›Westliche Blätter‹, Dezember 1907 bis Januar 1908).
- 1907–15/16 Vorträge in deutsch-amerikanischen Versammlungen und republikanischen Treffen über ›Germany of Today‹ und die ›demokratische Neutralität‹ der Deutschamerikaner.
- 1910 Reisepassantrag.
- 1910/12 Zweiter Europaaufenthalt (Dresden; Umstände unklar), Rückreise 1912, Bremen – New York City mit dem ›SS Prince Friedrich Wilhelm‹.
- 1913 Reisepassantrag.
- 1913 Dritter Europaaufenthalt (Umstände unklar), Rückreise 1913, Bremen – Baltimore mit dem ›SS Neckar‹.
- 1914 Vierter Europaaufenthalt Oktober/Dezember. Kriegsberichterstatter für die ›Westlichen Blätter‹: Bad Ischl, Wien, Kriegsgefangenenlager Königsbrück b. Dresden (*Der ›Volksblattmann‹ im Gefangenenlager*, ›Westliche Blätter‹ vom 15. November 1914); Rückreise 1914, Rotterdam – New York mit dem ›SS Ryndam‹.

- 1915 Scheidung. Eine mögliche Ursache: das Verhältnis Bergers zu Johanna Maria Hartmann (Modistin; Tochter von Ernst Hartmann, Gerok Straße 33, Dresden) und Tochter Johanna Marie.
- 1919 »Tägliches Cincinnati Volksblatt« stellt Erscheinen ein, Ende der journalistischen Tätigkeit Bergers.
- 1930 26. Dezember. Géza Berger stirbt mit 88 Jahren in Clifton/Newport (Alexandria Pike Nr. 16; Campbell County, Kentucky) an einem Schlaganfall. Grab: Judah Touro Cemetery, Cincinnati, Hamilton County, Ohio, USA.

3. Werkverzeichnis

Bis auf die Publikationen von 1861 und 1864 handelt es sich um Manuskripte oder Typoskripte. Eine zuverlässige Verifikation seiner Schriften macht die Durchsicht von Bergers Nachlass im Vent Haven Museum (33 W Maple Ave, Fort Mitchell, KY 41011, USA) erforderlich.

- 1861 *Des Dichters Traum in der Sylvesternacht. Humoristisch-mythologisches Gelegenheitsstück in 1 Aufzuge*. Wien: Eurich 1861.
- 1864 Fortsetzungsserien im »Esseker Lokalblatt«: *Eine Zigeunerliebe* (Novelle; 1864, Nr. 1–10), *Ein Nachtbild aus dem Theaterleben* (Novelle; 1864, Nr. 13–17), *Das Leichenzimmer* (Roman; 1864, Nr. 27–33).
- 1868 *Nach Amerika, oder: Alte und Neue Welt* (Volksstück, Ms.); mögliche Anregung: Friedrich Gerstäcker: *Nach Amerika!* (1855).
- 1869 *Die Schlacht bei Essek* (nationales Schauspiel über den kroat. Nationalheld N. Š. Zrinjski, Ms.); *Barbara Ubryk* (antikatholisches Historienspiel nach Ereignissen aus dem europäischen Kulturkampf).
- 1871 *Die Geheimnisse von Cincinnati, deutsch-amerikanisches Lebensbild*; thematisch variabel je nach Aufführungsort: *Die Geheimnisse von New York* (1873) bzw. *Die Geheimnisse von St. Louis* (1873); Vorbilder: 1. Heinrich Börnstein (1805–1892): *Die Geheimnisse von St. Louis*, 1851 (Schauerroman/»gothic novel«) (ursprünglicher Titel: *Die Raben des Westens*); 2. Ludwig von Reitzenstein: *Die Geheimnisse von New Orleans*, als Fortsetzungsserie in der »Louisiana Staats-Zeitung« 1854/55, historischer Roman in der Tradition von Eugène Sues Bestseller *Les Mystères de Paris* (1842f.). Plagiat-Vorwurf: »Die Presse« vom 12.1.1882, »Cincinnati Volksfreund« vom 23.12.1881.

- 1873 *Auf nach Cuba! oder: Das Opfer der Virginus.*
 1876 *Der Massenmörder Thomas* (Aufführung: Baltimore ›Concordia«, 1876).
The Poor of Paris (The Streets of New York) [?].
Die Armen und die Reichen von Cincinnati [?].
Wir Deutschamerikaner [?].
 1902 *If I could only get suited.* Dramatic sketch with songs and dances.¹
 1919 *The Marquise de Beaumont.* Comedy in 3 acts, by B. F. Markbreit and Géza Berger.²

Literaturverzeichnis

1. Periodika

- Amerikanische Zeitungen: »The Appeal«, »Cincinnati Commercial Tribune«, »Cincinnati Daily Star«, »Cincinnati Enquirer«, »Cincinnati Volksfreund«, »Cincinnati Post«, »Der Deutsche Correspondent«, »Kentucky Post«, »New York Herald«, »Tägliches Cincinnati Volksblatt«, »Westliche Blätter«.
 »Deutscher Bühnen-Almanach«. Berlin: Lassar 1854–93.
 »Esseker Lokalblatt und Landbote. Belletristische Wochenschrift für Kunst, Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft«. Essek: Carl Lehmann 1864ff.
 »Der Zwischenakt«. Wien: J. B. Volkshausen 1859–71.

2. Forschungsliteratur

- Batušić, Nikola: *Geschichte des deutschsprachigen Theaters in Kroatien*. Hg. Elisabeth Großegger, Gertraud Marinelli-König. Wien: Verlag d. Österr. Akad. d. Wissenschaften 2017 (=Theatergeschichte Österreichs; 107).
 Bösendorfer, Josip: *Glumci na njemačkom kazalištu u Osijeku* [Schauspieler im deutschen Theater in Osijek]. »Osječki zbornik« 2–3. Osijek: Hrvatski državni muzej u Osijeku 1948, S. 270–271.
 Chevalley, Heinrich: *Hundert Jahre Hamburger Stadttheater*. Hamburg: Broschek 1927.
 Gojković, Gordana: *Njemački muzički teatar u Osijeku 1825–1907* [Deutsches Musiktheater in Osijek 1825–1907]. Osijek: Hrvatsko narodno kazalište 1997.
 Heinrici, Max (Hg.): *Das Buch der Deutschen in Amerika*. Philadelphia: Deutsch-Amerikanischer Nationalbund 1909.
 Levak, Tomislav: *Osječke novine na njemačkom jeziku od 1848. do kraja Prvoga svjetskog rata* [Osijecker Zeitungen in deutscher Sprache von 1848 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs]. »DG Jahrbuch« 20 (2013), S. 247–266.

1 Vgl. *Dramatic Compositions Copyrighted in the United States 1870 to 1916*, Vol. 1. Washington: Library of Congress 1918, S. 1034.

2 Vgl. *Catalog of Copyright Entries, 1919 Pamphlets, Dramas, Maps*, Vol. 15, Teil 1. Washington: Library of Congress 1919, S. 810.

- Marijanović, Stanislav: *Njemački teatar u Osijeku. Kazališni plakati i almanasi* [Deutsches Theater in Osijek. Theaterzettel und Almanache]. In: *Krležini dani u Osijeku 1987–1990–1991*. Hg. Branko Hećimović. Osijek: Hrvatsko narodno kazalište u Osijeku 1992, S. 134–191.
- Obad, Vlado: *Roda Roda und die deutschsprachige Literatur aus Slawonien*. Wien: Böhlau 1996.
- Obad, Vlado (Hg.): *Regionalpresse in Österreich-Ungarn und die urbane Kultur*. Wien: Feldmann u.a. 2007.
- Ritter, Alexander: *Deutsche Minderheitenliteraturen. Regionalliterarische und interkulturelle Perspektiven der Kritik. Mit einer Bibliographie zur Forschung 1970–2000*. München: Südostdeutsches Kulturwerk 2001 (=Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks. Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten; 88).
- Ritter, Alexander: *Charles Sealsfield Berger, US-Bürger. Namensadaption, ›German-American Community‹ und die defizitäre Forschungslage der Charles Sealsfield-Rezeption in den USA um 1880*. »Yearbook of German-American Studies« 46 (2011/b 12), S. 39–59 (dass. gekürzt: *Géza Berger und Charles Sealsfield Berger. Zu einem biographischen und namengeschichtlichen Fall transatlantischer Verbindungen im späten 19. Jahrhundert*. »Zagreber Germanistische Beiträge« 21/2012, S. 261–277).
- Ritter, Alexander: *Zwei Rezeptionsvarianten der Sealsfield-Biographie. Zur privaten Adaption durch die amerikanische Familie Géza Berger (1880) und zur literarischen in Robert Kohlruschs Detektiv- und Künstlerroman Der Fremde (1895)*. In: *Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May und andere. Übersetzungen, Bearbeitungen, Adaptionen*. Hgg. Wynfrid Kriegleder, Alexander Ritter. Wien: Praesens 2014 (=Sealsfield Bibliothek; 10), S. 53–104.
- Ritter, Alexander: »Bei meiner Abreise nach Amerika ...« *Schauspieler, Journalist, Flaneur, Jude: Der unstete konservativ-liberale Géza Berger in Europa und der ›German-American Community‹ 1869 bis 1930. Zur internationalen Theatergeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. »Yearbook of German-American Studies« (in Vorb.).
- Ritter, Alexander: *Berger, Géza*. In: *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*. Bd. 7. Göttingen: Wallstein 2019 (in Vorb.).
- Schubert, Gabriella: *Das deutsche Theater in Esseg (Osijek/Eszék)*. »ZfB« 39 (2003), S. 90–100.
- Stančić, Mirjana: *Verschüttete Literatur. Die deutschsprachige Dichtung auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien von 1800 bis 1945*. Wien: Böhlau 2013 (=Literaturgeschichte in Studien und Quellen; 22) (bes. »Osijek/Esseg«, S. 157–171).
- Tolzmann, Don Heinrich: *Images of America. German Cincinnati*. Charleston SC u.a.: Arcadia Publishing 2005.
- Tolzmann, Don Heinrich: *Covington's Heritage*. Westminster MD: Heritage Books 2008.
- Tolzmann, Don Heinrich: *The German-American Experience*. Amherst NY: Humanity Books 2000 (bes. »The First World War«, S. 268–295).
- Trommler, Frank; McVeigh, Joseph (Hgg.): *America and the Germans. An Assessment of a Three-Hundred-Year Story*. 2 Vol. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1985.
- Zyla, Wolodmyr T.; Aycock, Wendell M. (Hgg.): *Ethnic Literatures since 1776: The Many Voices of America*. Part 1. Lubbock TX: Texas Tech Press 1978.
- Ward, Robert Elmer: *A bio-bibliography of German-American writers 1670–1970*. White Plains NY: Kraus International Publications 1985.
- Wood, Ralph: *Geschichte des deutschen Theaters von Cincinnati*. »Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois« 32 (1932), S. 411–522.



Abb. 1: Géza Berger (USA, undatiert; Quelle: Abdruck mit Erlaubnis des Vent Haven Museum, USA)



Abb. 2: Karikatur Bergers als ›Esseker Bummler‹ mit wiedererkennbaren physiognomischen Zügen (»Esseker Landbote« vom 3. Januar 1869)

Abonnement **THEATER IN ESSEGG.** Suspendu.

Heute Sonntag den 4. Oktober 1863, unter der Direktion des Louis Konderla.

Zur glorreichen Namensfeier Sr. Majestät uns. allergn. Herrn und Kaisers Franz Josef I.
Bei Beleuchtung des äußeren Schauspielplatzes

Fest-Prolog,

verfaßt von Géza Berger, gesprochen von Fr. Vanini.

Sierauf zum Erstenmale:

Zwölf Uhr.

Bilder aus dem Volksleben mit Gesang in 3 Abtheilungen und 9 Bildern von D. F. Berg.

1. Bild: Der Weber und sein Haus.	6. Bild: Ein alter Husar.
2. „ Im Vorzimmer des Präsidenten.	7. „ Nachtsleben-Abenteuer.
3. „ 12 Uhr.	8. „ Der Banknotenfälscher.
4. „ Im Gefangenhause.	9. „ Glückliche Stunden.
5. „ Bekannte Gesichter.	

Personen:

Baron Kuff — —	Fr. Berger.	Der Präsident — —	Fr. Vanini.
Oberst Winter — —	Fr. Vanini.	Stampl, Schneidermeister	Fr. Seib.
Frau Winter, eine arme Witwe	Fr. Buchmann.	Anastasia, seine Frau —	Fr. Vellar.
Theodor, absolvirter Jurist ihr		Wißbach, Diurnist —	L. Konderla.
Sohn — —	Fr. Brémont.	Banigl } Amtsdienner	Fr. Druggmeier.
Johann Koller, ein verarmter		Größlsta }	Fr. Lungner.
Weber — —	Fr. Carl.	Mali, Köchin beim Obersten	Fr. Bertowitsch.
Reß, sein Weib — —	Fr. Kroni.	Ein Gerichtsbeamter —	Fr. Walter.
Lini — —	Fr. Vanini.	Ein Fotograf — —	Fr. Reitmann.
Thomas } seine Kinder —	Leo Leitermeier.	Eine Wache — —	Fr. Neu.
Marie — —	Marie Leitermeier.	Ein Webergeselle —	Fr. Gold.

Volk, Wachen, Arrestanten, Debardeurs.

Preise der Plätze in österr. Währung:

Eineloge 2 fl. 50 kr. — Sperrstüb 50 kr. — Parterre-Entré 35 kr. — Gallerie 20 kr. — Garnisonbilleten vom Feldweibel abwärts 20 kr.

Anfang um 7 Uhr.

Druck von Carl Lehmann & Comp. in Esseg.

Abb. 3: Theaterzettel zur Festveranstaltung anlässlich der Namensfeier von Kaiser Franz Josef I. am 4. Oktober 1863 im »Theater in Essegg«



BESPRECHUNGEN

Svetlan Lacko Vidulić | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, svidulic@ffzg.hr

Raumkonzept ›Balkan‹: neue Bausteine

»*Den Balkan gibt es nicht*«. *Erbschaften im südöstlichen Europa*. Hgg. Martina Baleva, Boris Previšić. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2016, 222 S.

Die Ambivalenzen und Paradoxien des Balkan-Begriffs könnten mit einer Paraphrase des Sachbuchtitels von R. D. Precht (*Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?*) auf den Punkt gebracht werden: Was ist der Balkan – und wenn ja, wie viele? Die an sich so unterschiedlichen Bereiche der Identitätsproblematik und der Balkan-Kontroverse berühren sich nicht nur auf der Ebene erkenntnistheoretischer oder methodologischer Skepsis, sondern auch in imagologischer Perspektive: in der Frage nach den ›balkanischen‹ Anteilen südosteuropäischer Identitätskonstrukte im persönlichen und kollektiven Maßstab. Eine Studie, die just dieser Frage explizit und prominent nachgeht – Maria Todorovas *Imagining the Balkans* (1997) – hat eine klärende Debatte über methodologische Voraussetzungen und konzeptionelle Ausrichtungen der Balkan-Forschung ausgelöst (nachgezeichnet und diskutiert wird die sog. Todorova-Sundhaussen-Debatte etwa bei Previšić: *Literatur topographiert*, S. 54–66). Mit den Ergebnissen dieser Debatte vor Augen kann heute gelassener auf die Frage nach ›dem Balkan‹ eingegangen bzw. die jeweils aktuelle Diskussion verfolgt werden.

Greift man zu dem einschlägigen aktuellen Balkan-Handbuch unter dem Titel *Handbuch Balkan* (2014), begegnet man dem »Balkan als Kompaktregion« (S. 1), einem »Kulturraum sui generis« (S. 3),

der nicht mit Südosteuropa identisch ist, sondern *per definitionem* nur jenen Raum beschreibt, der im Hochmittelalter unter osmanischer Herrschaft stand und von ihr kulturell massiv geprägt wurde – *grosso modo* also (heutiges) Bulgarien, Serbien, Montenegro, Bosnien, Makedonien, Kosovo, Albanien, dann, spezieller und mit Einschränkungen, Rumänien und Griechenland. (S. 3, Herv. dort)

Großteils im Zusammenhang mit der osmanischen Herrschaft steht eine Reihe von historischen Differenzmerkmalen und Erbschaftskomplexen, die den Balkan als heuristische Raumkonstruktion plausibilisieren (sollen).

Dass dabei Differenzen etabliert und Grenzen gezogen werden, wo immer auch Kontinua, Überlappungen, Interferenzen und innere Differenzen im Spiel sind, liegt auf der Hand. Erhellend ist in dieser Hinsicht etwa der Forschungsgegenstand ›Literaturen des Balkans‹, der im Bereich der kroatischen und slowenischen Literatur in methodologisch bedenklicher Weise ausfranst.

Das *Handbuch Balkan* geht mit dem von Dagmar Burkhart verfassten Kapitel »Kulturraum ›Balkan« auch den imagologischen, kulturanthropologischen und kulturraumphänomenologischen Dimensionen des vorliegenden Raumbegriffes nach. In der tendenziell ›essenzialisierenden‹ Perspektive des geographischen Balkan-Begriffes, der dem Handbuch zugrunde liegt, ergeben die genannten Dimensionen einen »Zeichen-, Gedächtnis- und Kommunikationsraum« (S. 521), der als semiotisches, erinnerungskulturelles und kommunikatives Phänomen dem empirisch nachweisbaren Raum gleichen Namens wohl ontologisch nachgeordnet ist. Genau diese Grundannahme wird von Todorovas ›sozialkonstruktivistischem‹ Ansatz in Frage gestellt, indem auch die scheinbar rein empirisch fundierte, dabei immer auch implizit wertende Raumkonstruktion als Produkt und Verstärker eben jener Balkan-Diskurse gedeutet wird, die die ›Kompaktregion‹ als das ›europäische Andere‹ erst etablieren halfen – besonders intensiv im Umfeld der Balkan-Kriege am Anfang und den ›Kriegen auf dem Balkan‹ am Ende des 20. Jhs. Dass im *Handbuch Balkan* die Kapitel zur Entwicklung nach 1989 ausgerechnet unter dem Obertitel »Europäisierung« stehen, könnte für diese diskurskritische Sicht einen Beleg darstellen.

Todorovas Polemik ist für die Herausgeber des nun zu besprechenden Sammelbandes – die Kunsthistorikerin Martina Baleva (Univ. Basel) und den Literatur- und Kulturwissenschaftler Boris Previšić (Univ. Luzern) – ein Anlass, »alternative Blickwinkel auf den Balkan vorzuschlagen« (S. 20). Die Ringvorlesung des Kompetenzzentrums Kulturelle Topographien an der Universität Basel von 2013 und der daraus hervorgegangene Sammelband von 2016 widersetzen sich bereits im Titel den gängigen Festschreibungen. Das Schlagwort »Den Balkan gibt es nicht« ist allerdings nicht mit Betonung auf *nicht*, also apodiktisch diskurskritisch gemeint, sondern stellt *den* Balkan als Gegenstand eindeutiger Bestimmungen zugunsten vielfältiger Sichtweisen auf »plurale Erbschaften« in Frage (inspiriert durch die Infragestellung tradierter Schweiz-Images im Motto des Schweizer Pavillons bei der Weltausstellung in Sevilla 1992, ein Zitat des Künstlers Ben Vautier: »La Suisse n'existe pas«). Dabei wird den Aporien der frühen Todorova-Sundhaussen-Debatte – hie ›Kompaktregion‹, dort ›diskursives Konstrukt‹ – mit der Betonung gerade jener Besonderheiten im Südosten Europas entgangen,

die sich aus Übergängen und Interferenzen ergeben: »Der Balkan zeichnet sich gerade nicht durch topografische und chronologische Spezifika aus. Vielmehr besetzt er geografisch, kulturell und historisch wichtige Bruch- und Schnittstellen, die es genauer in den Blick zu nehmen gilt.« (S. 10)

Der Sammelband leistet in diesem Sinne hervorragende Arbeit. Zunächst werden in der Einleitung die Facetten des Balkan-Begriffs in mehreren Schritten ausgeleuchtet. Die meiste Aufmerksamkeit gilt den dominanten Diskursen in der akademischen Debatte, die hier als ›historischer‹ vs. ›symbolischer‹ Balkan-Diskurs bezeichnet werden und maßgeblich durch die oben erwähnte Polemik zwischen H. Sundhaussen und M. Todorova konturiert worden sind. Die Hinweise zum universitären und lebensweltlichen Kontext dieser Debatte (geliefert von Sundhaussens Studentin Martina Baleva) und die Skizze der Argumentationsverläufe im Zusammenhang – Todorovas Balkanismus-Kritik im Verhältnis zum Orientalismus, der ›Vermächtnis‹-Begriff als Alternative zur Strukturanalyse à la Sundhaussen, nicht zuletzt der Wiederhall des jüngsten ›Balkan-Konflikts‹ – zeigen das Maß auf, in welchem auch die akademische Debatte mit Entwicklungen im Nachfeld des Epochenumbruchs von 1989 verflochten ist. Doch sollen in dem vorliegenden Sammelband nicht die akademischen Balkan-Diskurse an sich, sondern ihre ›orthodoxen‹ Lesarten überwunden werden: »Die These dazu lautet, dass der Balkan – im Unterschied zu vielen anderen Regionen – ein äußerst reichhaltiges und vielschichtiges Erbe vorzuweisen hat, welches sich gerade nicht auf ein Merkmal-Cluster oder eine Projektionsfläche reduzieren lässt.« (S. 22) Die Anerkennung besonderer Heterogenität und Vieldeutigkeit bei gleichzeitiger Zurückweisung historischer und symbolischer Festschreibungen ist eine konzeptionelle Rettung des europäischen ›Sonderfalls‹ Balkan, mit der sicherlich auch fachpolitisch gepunktet werden kann (aufschlussreich in diesem Sinne sind etwa die Ausführungen über »Balkan Studies as a Transnational/Translational Paradigm« von Zrinka Blažević). Ganz im Sinne der eingeforderten Perspektivenvielfalt, die allein der Komplexität des Gegenstandes gerecht werden könne, ist auch die Vielfalt der Fachbereiche und Ansätze, die in den elf Beiträgen des Sammelbandes zu Fragen der Geschichte, Kunst, Literatur, Religion, Erinnerungskultur, Identitätskonstruktion und EU-Politik vertreten sind. In partieller Abweichung von der Vorlesungsreihe haben die Herausgeber ein thematisch facettenreiches, zum Teil auch überraschendes Balkan-Bild arrangiert, dessen Verfasserinnen und Verfasser profilierte VertreterInnen ihrer Forschungsbereiche sind, so dass sie hier auf die Ergebnisse ihrer intensiven Forschungen zum jeweiligen Gegenstand aufbauen können.

Der historische Querschnitt des Basler Islamwissenschaftlers Markus Reinkowski, der die türkischen Erinnerungskulturen zur »Verlustsache Rumelien« (Titel) seit den Balkankriegen nachzeichnet, ist in mehrfacher Hinsicht ein aufschlussreicher Einstieg. Da der Balkan gemeinhin als eine maßgeblich vom osmanischen Erbe geprägte Region gilt, ist dieses Erbe nicht (nur) als ›Fremdeinwirkung‹, sondern als zentrale kulturelle Konstituente und als solche in ihren komplexen historischen Zusammenhängen zu betrachten. Dabei sind die Selbstwahrnehmung der osmanischen imperialen Strukturen und die postimperialen Narrative in der Türkei mindestens so bedeutsam wie die im Zeichen nationaler Befreiungsnarrative und der ›westlichen‹ Imperialstrukturen stehenden Deutungsmuster in Mittel- und Südosteuropa. Im Licht des postosmanischen Diskurswandels – der von der Klage über den Niedergang ›Rumeliens‹ (der osmanischen ›Kernländer‹ in der europäischen Türkei), über die Verleugnung des osmanischen Erbes im Kemalismus, bis zur ›türkisch-islamischen Synthese‹ seit den 1960er Jahren und dem Gerede vom ›Neo-Osmanismus‹ der jüngsten Zeit reicht – erkennen wir schlagartig die kulturelle Relativität der (zumindest in den Erinnerungskulturen südosteuropäischer Gesellschaften) wie selbstverständlichen ›osmanophoben‹ und ›orientalistischen‹ Perspektiven, die nicht zuletzt auch die Geschichte des Balkan-Begriffes geprägt haben.

Die zwei folgenden Beiträge hinterfragen die gängigen Perspektiven auf die Region von ihren Rändern her. Die Berliner Historikerin und Islamwissenschaftlerin Elke Hartmann rekonstruiert den »Balkan im Blick armenischer Revolutionäre« (Untertitel) nach dem jungtürkischen Umsturz, als die Hoffnung auf eine verfassungskonforme Gleichstellung der zerstreuten armenischen Bevölkerung im Osmanischen Reich aufkommen konnte. Als zentraler Beleg dient der »wohl einflussreichste[] autobiographische[] Text der armenischen Diaspora nach dem Ersten Weltkrieg« (S. 45), die Memoiren des Nationalrevolutionärs Roupén Der Minasian, der 1909 die Donau aufwärts vom Schwarzen Meer bis nach Wien reist und dabei eine von Assimilationsängsten und Emanzipationshoffnungen geprägte imagologische Perspektive einnimmt. »Die Betrachtung aus dem armenischen Osten auf den balkanischen Westen des Osmanischen Reiches kehrt das von West nach Ost blickende europäische Bild des Balkans in sein Gegenteil um.« (S. 55) Dies in dem Sinne, dass der osmanisch geprägte Raum aufgrund der osmanischen Reformen oder aber der antiosmanischen Befreiungserfolge als Vorbild, das habsburgische Europa aufgrund von Assimilation und Entfremdung hingegen als Schreckbild galt. – Auch der Beitrag des Zürcher Historikers Daniel Ursprung bestätigt die These von der osmanischen Prägung der Region, allerdings im Rahmen einer methodologischen

Diskussion über die Reichweite dieser These für die postosmanische Zeit und bis in die Gegenwart. Angelpunkt der Diskussion ist ein dynamisches Raumverständnis Südosteuropas, das durch ›Reichweite‹ und ›Kommunikation‹ bestimmt ist, und nicht durch strikte Territorialität und die damit verbundenen topographischen Anachronismen. Ausgeführt wird dies am Beispiel von Rumänien und Albanien während und nach der osmanischen Zeit: ehemals Randzonen des Imperiums als Raum mit »verdichteter Kommunikation« im Sinne der osmanischen Herrschaftslogik, heute getrennte Räume »paralleler, aber analoger Kommunikation« (S. 77) im Sinne vergleichbarer politischer Kulturen, Wertvorstellungen und Problemlagen.

Während Ursprung den Beitrag der Region bzw. ihrer Menschen zum Balkanismus gegen Todorovas Fokussierung von Heterostereotypen in Anschlag bringt und damit vorerst die Reihe von Beiträgen schließt, die sich der Erinnerungskultur in nicht-künstlerischen Diskursen widmen, fokussieren die Untersuchungen im Mittelteil des Sammelbandes die komplexen imagologischen Verflechtungen und Brechungen, wie sie für künstlerische Diskurse im weitesten Sinne insgesamt charakteristisch sind. Dass dies auch für die sog. ›Schema-Literatur‹ (Hans Dieter Zimmermann) zutreffen kann, wird in Boris Previšićs Lektüre des auf dem Balkan endenden Orientzyklus von Karl May überzeugend dargelegt. Die kritische Sichtung einer literaturwissenschaftlichen Polemik aus den 1990er Jahren und einer neueren postkolonialen Interpretation soll die Grenzen identitätspolitisch motivierter, literaturimmanenter und antikolonialistischer Deutungen belegen, von denen sich eine kulturhistorisch und narratologisch sorgfältige Lesart einschlägiger Passagen des Bandes *In den Schluchten des Balkan* abhebt. Das Balkan-Bild des wohl populärsten Autors des deutschen Orientalismus und sein Verhältnis zu den imperialen Konstellationen erscheinen nun mitnichten eindeutig, sind sie doch geprägt von einer grundlegenden Ambivalenz: »Das literarische Erzählen unterwandert [...] jegliche eindeutige Kategorisierung«, einschließlich die »des jeweils eigenen kulturellen Hintergrunds« (S. 92).

In Previšićs Beitrag werden einem ›literarischen Balkanismus‹ Grenzen gesetzt – in anderen Beiträgen wird ein ›visueller Balkanismus‹ zunächst einmal konzeptionell erarbeitet. Ausgehend von Todorovas These vom ausschließlich *männlichen* Balkan (im balkanistischen) bzw. im Gegensatz zum *weiblichen* Orient (im orientalistischen Diskurs), unternimmt Baleva den Versuch, »den Balkanismus als visuellen Diskurs zu konzeptualisieren« (S. 97) und im Hinblick auf Weiblichkeitsentwürfe mit dem visuellen Orientalismus zu vergleichen. An einschlägigen Beispielen des 19. Jhs., angesiedelt zwischen Romantik (E. Delacroix) und Realismus bzw. Historismus (A.

Piotrowski, J. Čermák, K. E. Makovsky), wird an den Motiven des Massakers und der vergewaltigten Frau eine charakteristische, politisch-symbolische »Ethnopornografie« (S. 111) des visuellen Balkanismus nachgewiesen, die sich von dem visuellen Orientalismus durch explizite Gewaltdarstellung abhebt, obwohl sie mit diesem eine analoge maskuline Agenda teilt. – Eine Verschiebung der politischen Agenden und eine damit verbundene, extrem negative Profilierung des Balkanismus in Todorovas Sinne fand im Zuge der Kriege auf dem Balkan 1912–1918 statt. Der Grazer Historiker Karl Kaser geht nun der Hypothese nach, dass die damalige »visuelle Kriegsberichterstattung [...] eine erste visuelle Revolution auf dem Balkan auslöste« (S. 147), die dem Balkanismus ebenda Vorschub leistete, und zwar in einer von den textlichen Diskursen quantitativ und qualitativ abweichenden Weise: Ging es doch um massenhaft verbreitetes, quasi empirisches »Beweismaterial« für eine Dominanz der ›westlichen Zivilisation‹ über einen ›barbarischen Balkan‹« (S. 157). – War die ›maskuline Agenda‹ des 19. Jahrhunderts aufs engste mit dem Kampf gegen die osmanische Herrschaft verbunden, so kamen nach dem endgültigen Ende dieser Herrschaft in der Region selbst neue Agenden und damit verbundene Arrangements der ›pluralen Erbschaften‹ zum Tragen. Wie divergent die Konstruktionen dominanter Erbschaftsnarrative in den jugoslawischen Staatsgebilden gewesen waren und wie unmittelbar diese mit den jeweiligen politisch-ideologischen Zielsetzungen verbunden waren und sind, dies zeigt auf eindrucksvolle Weise der Beitrag der Leipziger Kunsthistorikerin Tanja Zimmermann über »Archaisierung und Antikisierung im Kampf gegen den Orientalismus« (Untertitel). Der kunsthistorische Querschnitt, der auch kunsttheoretische und anthropologische Diskussionen der jeweiligen Epoche in den Blick nimmt, führt von den Konzepten panslawisch motivierter Archaisierung und (vorklassischer) Antikisierung bei dem kroatischen Bildhauer Ivan Meštrović und dem slowenischen Architekten Jože Plečnik in der Epoche integralistischer Nationsentwürfe der Zwischenkriegszeit, über die »vermeintlich autarke jugoslawische Volkskunst« (S. 137) im Sozialismus, mit der an das vermeintliche historische Substrat eines ›dritten Weges‹ angeknüpft werden sollte, bis zur quasi-antiken Ästhetik des monumentalen Bauprojektes ›Skopje 2014‹, mit dem im postsozialistischen Makedonien eine nationale, tendenziell anti-slawische Agenda betrieben wird. Die politischen Kausalitäten, die erinnerungspolitischen Zusammenhänge und die urbanistischen Kontexte dieses Projekts, mit dem sich »Makedonien auf der Suche nach seiner Vergangenheit« befindet, werden in einem Beitrag (das Zitat ist der Untertitel) der Zürcher Historikerin Nada Boškowska aufgearbeitet. Dabei wird deutlich, dass auch ein prekärer Extremfall des

›Erbschaftsmanagements‹ in seiner Verflechtung mit der aktuellen europäischen Politik nicht pauschal *verurteilt*, sondern in differenzierter und kontextgebundener Beobachtung angemessen *beurteilt* werden sollte. – Auch die Kunsthistorikerin Louisa Avgita aus Thessaloniki bespricht aktuelle kulturpolitische Volten des (Anti-)Balkanismus, freilich in einem Bereich, in dem erinnerungspolitische Reflexion großgeschrieben wird. Der Beitrag ist eine aktualisierte Fassung von Avgitas Aufsatz von 2007 unter dem Titel »The Balkans Does Not Exist«, in dem der ›kuratorische Diskurs‹ von Balkan-Ausstellungen zwischen 2002 und 2007 einer scharfen Kritik unterzogen wird. Von einer kulturpolitik- und kapitalismuskritischen Warte aus wird argumentiert, dass auch dort, wo im Sinne von Multikulturalität und politischer Korrektheit eine Umkehrung des negativen Balkan-Image betrieben und der Region selbst das Wort erteilt wird, unausweichlich mit Stereotypen operiert wird: »Die neutrale oder gar positive Darstellung des Balkan stärkt die Marke ›Balkan‹, die sowohl als Mittel zur wirtschaftlichen Verwertung als auch und vor allem als ideologisches Produkt der absoluten Entpolitisierung dient.« (S. 166) Der Ausweg liege in der Reflexion der »Produktionsmodi« und der »zugehörigen Sozialgebilde« (S. 160), sprich: in der Ersetzung von Raumphantasmen durch sozialanalytisch und -kritisch relevante Perspektiven.

Der Sammelband ist in Bezug auf die wechselnden Untersuchungsobjekte chronologisch aufgebaut und öffnet daher zunehmend Raum für gegenwartsbezogene und zeitkritische Perspektiven. Eine solche ergibt sich auch mit der Rückkehr zum ›Tatort Westwelt‹, der am Ende des Bandes zudem mit der Schweiz als Austragungsort der Vorlesungs- und Publikationsprojekte in Verbindung gebracht wird. So wird in der Studie des Freiburger Religionsforschers Samuel M. Behloul die »Identitätsbildung der muslimisch-jugoslawischen Diaspora in der Schweiz« (so der Untertitel) unter die Lupe genommen, mit besonderer Berücksichtigung »ethnischer und religiöser Selbstzuschreibungen« bei Albanern und Bosniaken »unter den Bedingungen der Diaspora« (S. 193). Die differenzierte religionssoziologische Rekonstruktion der komplexen Entwicklung in den Herkunfts- und Residenzgesellschaften (einschließlich der globalen Umstände, Stichworte Terrorismus und Migration) führt nicht nur die Verschiebungen »[z]wischen *Balkan-Hypothek* und *Balkan-Bonus*« (Titel) im Zusammenhang mit der Aufwertung des ›europäischen Islams‹ vor Augen und detektiert Strategien einer ›Ethnisierung‹ des Islams bei Bosniaken im Unterschied zu einer ›De-Ethnisierung‹ bei Albanern, sondern verweist einmal mehr, implizit aber eindrucksvoll, auf den horrenden Widerspruch zwischen der hoch komplexen sozialen Wirklichkeit und ›unseren‹ Alltagsklischees von ›den Jugos‹, ›dem

Balkan«, ›der Schweiz‹. – Die ambivalente Funktion von Stereotypen wird in den »Überlegungen zum europäischen Konfliktmanagement auf dem Balkan« (Untertitel) aus der Feder des Schweizer Journalisten Andreas Ernst (NZZ) unter Beweis gestellt. In seiner Analyse zur Rolle der EU als semi-imperialer Macht im postjugoslawischen Raum werden einerseits Aspekte des Balkanismus im »kollektiven Bewusstsein des Westens« (S. 220) kritisiert, die zu den Ursachen des Missmanagements der EU in den Nachfolgestaaten gehören. Andererseits geht der Beitrag mit den geläufigen, balkanismus-affinen Raumkonzepten wie ›Balkan‹, ›West-Balkan‹ oder ›Westen‹ so unbekümmert um, wie es für den journalistischen und den politischen Diskurs in ihrem pragmatischen Benennungs- und Handlungsbedarf eben charakteristisch ist. Für einen Band zur Theorie und Praxis von Raumkonzepten ist dies ein passender Abschluss: als Verweis auf die Grenzen und Vermittlungsprobleme kulturwissenschaftlicher Reflexion.

Literaturverzeichnis

- Blažević, Zrinka: *Globalizing the Balkans. Balkan Studies as a Transnational/Translational Paradigm*. »Kakanien Revisited« (22.6.2009). <<http://www.kakanien.ac.at/beitr/balkans/ZBlazevic1.pdf>>
- Handbuch Balkan*. Hgg. Petra Himstedt-Vaid, Uwe Hinrichs, Thede Kahl. Wiesbaden: Harrassowitz 2015.
- Precht, Richard David: *Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Eine philosophische Reise*. München: Goldmann 2007.
- Previšić, Boris: *Literatur topographiert. Der Balkan und die postjugoslawischen Kriege im Fadenkreuz des Erzählens*. Berlin: Kulturverlag Kadmos 2014.
- Todorova, Maria: *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt / Primus Verlag 1999.

Veronika Studer-Kovács | Universität Luzern, kovacs.veronika@outlook.com

Kolonialmacht Österreich-Ungarn?

Clemens Ruthner: *Habsburgs ›Dark Continent‹. Postkoloniale Lektüren zur österreichischen Literatur und Kultur im langen 19. Jahrhundert.* Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2018 (=Kultur – Herrschaft – Differenz, Bd. 23), 401 S.

Können wir die Österreich-Ungarische Monarchie als Kolonialmacht lesen? Dies ist die zentrale Thematik von Clemens Ruthners Buch, in welchem der Frage nach der Anwendbarkeit der postkolonialen Theorie auf die Verhältnisse der ehemaligen mitteleuropäischen Großmacht nachgegangen wird. Die im Titel erscheinende, von Freud übernommene Metapher des ›dunklen Kontinents‹ weist darauf hin, dass der Autor sich weniger für ein Österreich-Ungarn als historisch-sozialwissenschaftlich nachweisbare Kolonialmacht interessiert, sondern eher auf der Suche nach den Spuren kolonialistischen Denkens im Unbewussten der Monarchie ist, um »dieses Verdrängte in den kulturellen Ordnungen ›Kakaniens‹ im langen 19. Jahrhundert wieder sichtbar zu machen« (S. 20). Clemens Ruthner ist Assistenzprofessor für Germanistik an der School of Languages, Literatures and Cultural Studies am Trinity College Dublin. Sein Forschungsgebiet umfasst neben dem habsburgischen Zentraleuropa und der postkolonialen Theoriebildung die Problematiken von Imagologie, Alterität und Liminalität sowie die Kanon- und Kulturökonomie. Er wirkte bei mehreren internationalen Wiener Forschungsprojekten mit, wie etwa bei »Kakanien revisited«, sowie bei der Herausgabe der Buchreihe »Kultur – Herrschaft – Differenz« (Hgg. Milka Car, Moritz Csáky, Wolfgang Müller-Funk und Klaus R. Scherpe), als deren Band 23 die vorliegende Monografie erschienen ist.

Das Buch ist in drei Hauptkapitel unterteilt. Im ersten werden die theoretischen Grundlagen gelegt und die wichtigsten Begriffe der postkolonialen Theorie besprochen, beispielsweise ›mission civilisatrice‹, ›othering‹, ›gendering‹ oder ›Kippbild‹. Die zweite Einheit ist der österreichischen Literatur des langen 19. Jahrhunderts gewidmet: In drei Fallstudien oder

»Stichproben«, welche sich mit Werken von Franz Grillparzer, Peter Altenberg und Alfred Kubin auseinandersetzen, werden die Präsenz kolonialistischer Denkmuster und deren unterschwelliges Wirken gezeigt. Im dritten Teil wird der Fall Bosnien-Herzegowina untersucht, welches nach seiner österreich-ungarischen Besetzung im Jahre 1878 und der anschließenden Annexion (1914) einen kolonieähnlichen Status innerhalb der Monarchie erlangte und somit – so Ruthner – als ›Ersatzkolonie‹ betrachtet werden kann. Die Perzeption Bosnien-Herzegowinas und die daraus entstehenden Alteritätskonstruktionen werden in der Monografie vor allem anhand der Lektüre von österreichischen Ego-Dokumenten und nur zu einem geringen Anteil anhand bosnisch-herzegowinischer Quellen dargestellt. Ruthner bemerkt in einer Referenz auf die Kritik postkolonialer Vorgehensweisen von Stefan Simonek, dass »ein komparatives Herangehen an den Untersuchungsgegenstand in Form von kontrastiven Lektüren kultureller Texte ›gegen den Strich‹ sich von selbst verstehe (auch wenn dies nicht immer von einzelnen Forscher/inne/n, sondern nur als Teamarbeit zu leisten ist).« (S. 56) In diesem Sinn verweist der Autor auf das Komplementärverhältnis zwischen seinen Arbeiten und jenen von Vahidin Preljević und Stijn Vervaet. Damit wird ein Schlüsselproblem der Forschung zur Habsburgermonarchie angedeutet: Sie war nach der Auflösung des Vielvölkerstaates nicht nur wegen der linguistischen Pluralität des Forschungsgegenstandes, sondern auch wegen isolationistischer Verhaltensweisen der sich ausdifferenzierenden Nationalkulturen erschwert. Die Bemühungen wissenschaftlicher Gemeinschaften – wie jene der Herausgeber der Buchreihe, in welcher Ruthners Buch erscheint –, innerhalb der Forschung die Grenzen zwischen den Nationalstaaten aufzuheben, sind somit von besonderer Wichtigkeit und großem Interesse.

Nach einer kurzen Zusammenfassung des Forschungsstandes und einer Projektskizze zeigt Ruthner drei mögliche Szenarien auf, in welchen das koloniale Paradigma auf die Verhältnisse in Österreich-Ungarn übertragen werden kann. Dabei spricht der Autor von Kolonialismus als Befund, als Befindlichkeit und als Betrachtungsweise. Kolonialismus ist als Befund zu verstehen, sofern die Habsburgermonarchie im historisch-sozialwissenschaftlichen Sinn als Kolonialmacht betrachtet wird. Durch eine kurze Begriffsgeschichte bestimmt Ruthner die verschiedenen Definitionen von ›Kolonie‹ und ›Kolonisierung‹ und zählt die Faktoren auf, welche bei der Entstehung von kolonialen Verhältnissen entscheidend sind. Der Autor misst – in Anlehnung an Jürgen Osterhammels Ausdifferenzierung des Begriffs – neben dem Machtverhältnis zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten sowie der speziellen Art der Fremdheit, welche zwischen ihnen besteht, der

besonderen Interpretation des Machtverhältnisses eine große Wichtigkeit bei. Diese Interpretation entsteht aus einem Bewusstsein kultureller und moralischer Überlegenheit des Kolonisators und zieht die Narrative einer ›mission civilisatrice‹ nach sich. Dabei betont Ruthner die besondere Bedeutung dieses wesentlichen Faktors des modernen Kolonialismus im Fall der Habsburgermonarchie und ihrer Mitgliedstaaten. Die ursprüngliche Definition der Kolonialmacht, in welcher die rechtlichen und geographischen Faktoren zentral sind, ist auf die Österreich-Ungarische Monarchie nur beschränkt oder gar nicht anwendbar. Das kollektive Bewusstsein der Monarchie brachte indes Interpretationen des Machtverhältnisses zwischen dem Wiener Zentrum und seinen Peripherien hervor, welche mit jenen der bekannten Kolonialmächte durchaus vergleichbar sind. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, das koloniale Paradigma im Fall der Monarchie weniger als Befund und mehr als kulturelle Befindlichkeit zu betrachten: »Interessanter indes wäre die Frage nach dem kulturellen Ausdruck bzw. Niederschlag von Dominanzverhältnissen zwischen Herrschaftszentrale(n) und beherrschten, andersethnischen Peripherien in ›structures of feeling‹ [...].« (S. 53) In diesem Sinn richtet Ruthner das Augenmerk im zweiten Teil seiner theoretischen Grundlagen auf die Imagologie oder die Analyse stereotyper Selbst- und Fremdbilder, d.h. auf die Entstehung, die Funktionsweisen und das komplexe Ineinander von Identitäts- und Alteritätskonstruktionen.

In den Textanalysen, welche die zwei weiteren Hauptkapitel der Monografie füllen, konzentriert sich Ruthner vor allem auf diese Selbst- und Fremdbilder. Dies tut der Autor mit einer postkolonialen Zugangsweise, um herauszufinden, was diese Letztere im mitteleuropäischen Kontext konkret leisten kann (S. 59). Die postkoloniale Theorie wird in Ruthners Anwendung als heuristische Denkfigur verwendet, welche »die Aufmerksamkeit auf die Modellierung kollektiver Identitäten unter den Herrschafts- und Kulturverhältnissen des k. u. k. Reichs lenken« (S. 61) soll. Der postkoloniale Fokus soll als Alternative zum nostalgischen Diskurs des ›habsburgischen Mythos‹ dienen und einen differenzierten Blick auf die Multikulturalität der Monarchie werfen. Die Aktualität von Ruthners Projekt geht somit über den wissenschaftlichen Kontext hinaus, da es eine Sichtweise liefert, welche sich in Bezug auf den »Erfolgsdruck« der heutigen »Zeitumgebung«, »mit der wankenden E.U. einen neuen, besseren Vielvölker(meta)staat begründen zu müssen« (S. 61), als hilfreich erweisen könnte.

Im zweiten Kapitel erfolgt eine Analyse der österreichischen »Kolonialphantasien«: Ruthner untersucht *Das goldene Vlies* von Franz Grillparzer (1819–20), *Ashantee* von Peter Altenberg (1897) und Alfred Kubins Roman *Die andere Seite* (1909). Diese literarischen Texte werden jeweils im Kon-

text von Selbstzeugnissen, Korrespondenzen und Tagebüchern gelesen – im Fall von Kubin etwa im Spiegel seiner Korrespondenz mit Fritz von Herzmanovsky-Orlando. Ruthner betont, dass die Heranziehung der Ego-Dokumente nicht als Biografismus missverstanden werden sollte, sondern einen ersten Schritt in Richtung einer postkolonialen Lesart konstituiert. Durch das Aufeinanderprojizieren von literarischen Texten und privaten Dokumenten könne aufgezeigt werden, dass die Schriftsteller gleichzeitig Kinder und Gegner ihrer Zeiten waren (S. 120). Dies wird unter anderem am Beispiel von Peter Altenbergs Texten aufgezeigt und mit einer treffenden Auswahl weiterer Zeitdokumente, z.B. Zeitungsberichten, zusätzlich nuanciert. Die Geschichte des im Wiener ›Thiergarten am Schüttel‹ 1896 zur Schau gestellten Aschanti-Dorfes – solche Völkerschauen werden von Ruthner als »ethnographische Peep-Shows« bezeichnet – ist äußerst anregendes Material. In der Analyse wird einerseits Altenbergs humanistisches Engagement für eine menschenwürdige Betrachtung aufgezeigt, wodurch sich der Autor von seinen Zeitgenossen unterscheidet. Andererseits wird textnah belegt, dass Altenbergs Denkweise durch die unterschwellige Reproduktion von kolonialen Stereotypen und Verhaltensweisen korrumpiert wird, z.B. durch die Tendenz zur Idealisierung, Erotisierung oder Infantilisierung der Aschanti-Frauen. Ähnlich aufschlussreich sind die Analysen von Alfred Kubins Roman bzw. die Parallele zwischen Herzmanovsky-Orlandos Aktualisierungen der Fiktion und den weiteren Interpretationsmöglichkeiten des kubinischen Traumreichs. Die Auseinandersetzung mit Kubins Roman, welcher mit seiner Idee der südlichen Expansion als eine Anspielung auf die Ausdehnung der Monarchie in Richtung Bosnien-Herzegowina gelesen werden kann, bildet eine elegante Brücke zum letzten großen Kapitel.

Während die postkoloniale Zugangsweise sich bei den Analysen der Texte von Altenberg und Kubin wie selbstverständlich anbietet und als hilfreich erweist, wirft sie im Fall von Grillparzer einige Fragen auf. Die Argonauten-Trilogie liefert zweifelsohne Material für Ruthners Diskurs: In Bezug auf die Fremdbegegnung oder die Problematik von Heimat und Identität erweist sich das methodische Instrumentarium als angemessen. Zuweilen ist die Mutmaßung kolonialer Muster jedoch weniger treffend: so zum Beispiel in den Erläuterungen über die sprachliche Barriere zwischen Medea und Jason. Ruthners These zufolge haben Jason und Medea keine gemeinsame Sprache, und Grillparzer, der die zivilisierte österreichische Welt in Parallele zur griechischen sieht, entmündige Medea, indem er sie sprechen lässt. »Die Imagination des bzw. der Fremden erfolgt also – hier, wenn nicht immer – vom Eigenen aus; und da die Barbarin nicht adäquat im eigenen Idiom sprechen kann, sprechen andere an ihrer Statt: bei Grill-

parzer ist es der ›zivilisierte‹ männliche Autor und seine Einbildungskraft.« (S. 129) Die Tatsachen, dass es sich um mythologische Figuren handelt und dass Medea zwar keine Griechin, aber eine Königstochter göttlicher Abstammung ist, widersprechen der These, sie könne sich nicht verständigen. Überdies handelt es sich hier eher um eine allgemeine Eigenschaft der Fiktion als um die unterschwellige Wirkung einer kolonialen Denkweise.¹ Bei solchen Interpretationen entsteht die Gefahr, dass die postkoloniale Einstellung selbst koloniale Verhaltensweisen schafft.

Ähnlich problematisch sind Ruthners Bemerkungen und Ausrufezeichen bei den Zitaten, in denen der eine oder andere Autor sich als Deutschen bezeichnet, obwohl er »im engeren Sinn gar kein Deutscher« (S. 98), sondern Österreicher ist. Ruthners explizites Ziel ist es, die Aufmerksamkeit auf die Modellierung kollektiver Identitäten zu lenken, doch wirft er einen zu wenig differenzierten Blick auf die Selbstbezeichnung der Autoren. Diese könnten unter Berücksichtigung der soziohistorischen Umstände in der Monarchie und ihrer verschiedenen Gemeinschaften und Identitätsvarianten nuancierter gelesen werden. Ein Eingehen auf die genannten Umstände fehlt der Monografie am meisten, vor allem wenn man in Betracht zieht, dass ein Drittel des Buchumfangs den theoretischen Grundlagen gewidmet ist. Es stellt sich die Frage, ob der thematische Schwerpunkt der Monografie die Österreich-Ungarische Monarchie oder die postkoloniale Theorie ist. Das Kapitel über die Besetzung Bosnien-Herzegowinas weist in dieser Hinsicht ein besseres Gleichgewicht auf und liefert den nötigen historischen Kontext zu den untersuchten Ego-Dokumenten und literarischen Texten. Die Analysen zeigen die klare Präsenz der Gesten einer Kolonialmacht: Die ›mission civilisatrice‹ und die verschiedensten Varianten des ›othering‹ wären in dem von Ruthner vorgestellten Korpus schwer zu übersehen. Die österreichischen Texte und Ereignisse, welche das Verhältnis mit Bosnien-Herzegowina thematisieren, sind mit Bravour ausgewählt. Besonders interessant sind die Fallstudien über die ›Maglajer Katastrophe‹ sowie über die Eroberung Sarajevos. In diesen Fällen zeigen sich die drastischen Unterschiede der verschiedenen Perspektiven und Narrative – teils der Zeitgenossen, teils der Geschichtsschreibung – mit besonderer Schärfe.

Ruthner hat einen angenehmen Stil, der die Grenzen des wissenschaftlichen Diskurses niemals verlässt, aber dennoch erzählerisch wirkt und durchaus genossen werden kann. Die Lektüre wird jedoch durch einige Be-

1 Es sei denn, wir läsen die gesamte westliche Literatur als Ausdruck kolonialer Denkweisen und teilten die von Ruthner zitierte Sichtweise von Maria Mies, nach welcher Kolonialverhältnisse die Tiefenstrukturen der europäischen Zivilisation bilden (S. 336).

sonderheiten erschwert. Die Quellenangaben sind nicht leicht zu finden, da die Einheiten der Bibliografie nicht jenen der Kapitel entsprechen. Auch ist die Suche nach früheren Textstellen anhand von Ruthners Verweisen mühsam, da die Unterteilungen der Hauptkapitel im Inhaltsverzeichnis nicht vollständig wiedergegeben sind. Schließlich wäre eine Vereinheitlichung der Schreibweisen wünschenswert gewesen: Die wichtigsten Begriffe, z.B. ›postkolonial‹ oder ›mission civilisatrice‹ kommen in mehreren Schreibweisen vor. Teilweise ist dies offensichtlich Absicht des Autors, aber häufiger handelt es sich dabei ganz klar um Druckfehler oder übersehene Details.

Ruthner beantwortet die anfangs gestellte Frage positiv und zeigt auf, dass eine postkoloniale Zugangsweise anwendbar und berechtigt sein kann, wenn es um den ›dunklen Kontinent‹ der Habsburgermonarchie geht. Doch da die Monografie auf die postkoloniale Perspektive fixiert ist, werden die Verhältnisse der Monarchie oft ex negativo beschrieben. Der Autor reflektiert schon mit seiner Fragestellung dieses Problem und bewahrt Offenheit für alternative Wege. Er sucht stets nach Möglichkeiten, die von der postkolonialen Theorie provozierten Empfindlichkeiten in einem neuen Rahmen zur Geltung zu bringen. In diesem Zusammenhang wird zum Beispiel der indische Germanist Anil Bhatti erwähnt, der anstelle der Differenz die Ähnlichkeit zum Gegenstand der Kulturwissenschaften zu erheben vorschlägt. Ein entsprechender Blick auf die Monarchie würde zweifelsohne zu reizvollen Ergebnissen führen.

Eldi Grubišić Pulišelić | Sveučilište u Splitu, eldi@ffst.hr

Frauenbildung und Emanzipation in ›Kakanien‹

»Wir wollen der Gerechtigkeit und Menschenliebe dienen...« Frauenbildung und Emanzipation in der Habsburger Monarchie – der südslawische Raum und seine Wechselwirkung mit Wien, Prag und Budapest. Hgg. Vesela Tutavac, Ilse Korotin. Wien: Praesens Verlag 2016 (=Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung 18), 380 S.

Männer dominierten in allen Segmenten des öffentlichen Lebens im 19. Jahrhundert, während weibliche Namen in der europäischen Kulturgeschichte weitgehend fehlen, da Frauen der Zugang zum gesellschaftlichen Leben wesentlich erschwert, aufgrund von Rechtsvorschriften sowie frauenfeindlichen Verhaltensnormen oft sogar verwehrt war. Erst die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert bringt bedeutende Veränderungen, welche den Frauen auch in der Habsburger Monarchie erlauben, das öffentliche Leben stärker mitzugestalten: als Pädagoginnen, Schriftstellerinnen und Journalistinnen. Durch ihr unermüdliches intellektuelles Schaffen und nicht selten durch wahre Kämpfe für Frauenrechte gelang es ihnen, den Stereotyp der weiblichen Unterlegenheit zumindest abzuschwächen und sich in einer bis dahin metaphorisch als auch tatsächlich den Männern gehörenden Welt als Gleichgestellte zu behaupten.

In den letzten Jahrzehnten sind wir Zeugen einer nachgeholten Erforschung und Wertschätzung des Einflusses der Frauen im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, d.h. bis zum Zeitpunkt der gesetzlichen Gleichstellung der Frauen in den meisten europäischen Ländern. Dieses Interesse lässt sich als Schuldentilgung an die ›weibliche Hälfte der Kultur‹ verstehen, aber auch als Versuch, eine neue, ausgeglichene und objektivere Kulturgeschichte zu gestalten. In diesem Sinne ist der vorliegende Sammelband ein bedeutender Beitrag zur Erforschung der Rolle von Frauen in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die maßgeblich zu Veränderungen auf dem Gebiet der ›Frauengeschichte‹ beigetragen haben. Obwohl im Un-

tertitel des Bandes auf das südslawische Gebiet verwiesen wird, befassen sich die Texte auch mit anderen Teilen der damaligen Monarchie und bieten Einsicht in die Verdienste der Frauen vor allem im Bereich der Emanzipation und Bildung. Das Wirken dieser Frauen umfasst die heutigen Gebiete von Kroatien, Serbien, Montenegro, Slowenien und Bosnien-Herzegowina, aber auch Tschechien, Ungarn, Polen und Österreich.

Die vorliegende Publikation ist das Ergebnis eines interdisziplinär konzipierten und international durchgeführten wissenschaftlichen Vorhabens, an dessen Abschluss am 13. und 14. Juni 2014 unter der Ägide des Wiener Instituts für Wissenschaft und Kunst eine Tagung stattfand. ForscherInnen haben unterschiedliche Aspekte der Frauengeschichte Mittel- und Südosteuropas untersucht, wobei Frauenbildung und Emanzipation im Mittelpunkt standen. In den Beiträgen werden »Biografien, Wirkungsstätten und Wege jener Frauen erforscht, die Pionierarbeit im Kampf für die Gleichberechtigung der Frau – politische, kulturelle und gesellschaftliche, über die Sprach- und Nationalgrenzen hinaus – geleistet haben« (ebd., S. 8). Der historische Rahmen wurde auf das letzte Jahrhundert des Bestehens der Habsburger Monarchie begrenzt, wird jedoch in einigen Fällen in Richtung Zwischenkriegszeit geöffnet. Die Beiträge können in drei Gruppen untergliedert werden: 1. Beiträge über Leben und Wirken von Frauen-Migrantinnen, 2. Beiträge über Frauen, die einen gewissen politischen und gesellschaftlichen Einfluss in ihrem eigenen Lebens- und Kulturraum genossen, 3. Beiträge über Kosmopolitinnen, die sich ungeachtet der Kultur- oder Sprachgrenzen einen internationalen Einflussbereich schafften (ebd., S. 13f.).

In dem Beitrag »»Oh da sam muž!!!« – »Ach wäre ich ein Mann!!!« Feministische Ansätze in der autobiografischen Prosa von Dragojla Jarnević« berichtet die Autorin Birgit Hohlbrugger vom Leben und Wirken der kroatischen Schriftstellerin, Pädagogin und Feministin Dragojla Jarnević (1812–1875). Es wird betont, dass Jarnević die prominenteste von den patriotisch engagierten kroatischen Frauen während der Illyrischen Bewegung war. Ihr 1094 Seiten umfassendes Tagebuch dokumentiert 42 Jahre ihres Lebens und stellt die wertvollste Hinterlassenschaft der Autorin dar. Hohlbrugger kommt zu dem Schluss, »dass die Autorin wirtschaftliche Absicherung als wichtigstes Ziel von Frauen ansah, um dass sie selbst ihr Leben lang gekämpft hatte. Als alleinstehende und erfolgreiche Frau brach sie mit dem Klischee, Frauen würden nur nach der Liebe eines Mannes streben« (S. 60).

In Ihrem Beitrag »»Immer reißt der Sturm Brücken fort. Immer werden sie wieder geschlagen.« Camilla Lucerna – Ein Leben zwischen dem deutschsprachigen und dem slawischen Kulturraum« stellt Vesela Tutavac

die österreichisch-kroatische Autorin, Pädagogin und Wissenschaftlerin Camilla Lucerna (1868–1963) vor und untersucht »das Wirken der Autorin in den Anfängen der Frauenforschung, ihre Arbeit am Erstellen und Erforschen kultureller Verbindungen im historischen Rahmen der Monarchie« (S. 12). Im Mittelpunkt steht Lucernas soziales und politisches Engagement im Kampf für Frauenrechte und Geschlechtergleichheit, wobei ihre Arbeit als Lehrerin, Schriftstellerin und Kultur- und Literaturvermittlerin berücksichtigt wird.

In dem Beitrag »Ilka Maria Ungar. Ein Kampf um die dichterische Selbstverwirklichung« widmet sich Vlado Obad dem Leben und literarischen Werk Ilka Maria Ungars (1879–1911), einer vergessenen Dichterin aus Wien, die 1904–1909 in Osijek lebte. Obad stellt fest, dass Ungar trotz kurzer Lebensspanne zu den ersten ergreifenden Frauenstimmen der deutschsprachigen Lyrik zählt. Obad kommt zu dem Schluss: »Was könnte die Wiederentdeckung der Dichterin Ungar nach vollen hundert Jahren noch bewirken? Es gibt Verspätungen, die nicht mehr gutzumachen sind. [...] Die Aufnahme einiger ihrer Lieder in die neuen Anthologien der Lyrik wäre immer noch eine Bereicherung für die österreichische Literatur und ein Akt, zwar der verspäteten, aber noch vollzogenen Gerechtigkeit.« (S. 93)

»Ärztinnen für Frauen«. Eine feministische Kampagne zwischen Wien, Prag und Sarajewo« ist Gegenstand des Beitrags von Brigitte Fuchs. Zwischen 1892 und 1914 wurden sieben Amtsärztinnen in Bosnien und Herzegowina an fünf Standorten mit mehrheitlich muslimischer Population eingesetzt. Die österreichisch-ungarische Militäradministration entschloss sich »zur Anwerbung von ›weiblichen Ärzten‹ mit dem Argument, dass die Musliminnen des Landes aus Gründen ›religiöser Scham‹ männliche Ärzte nicht akzeptieren würden« (S. 123). Die Tätigkeit der Ärztinnen im peripheren Bosnien-Herzegowina bildete, im Sinn eines »imperialen Feminismus« den Hintergrund für die in den Zentren Prag und Wien entfaltete Kampagne ›Ärztinnen für Frauen‹ der tschechischen Frauenbewegung, die von der österreichischen Sozialdemokratie aufgegriffen wurde (S. 123).

Zofia Krzysztoforska-Weisswasser schreibt in dem Beitrag »Bildungs- und Emanzipationsbestrebungen der polnischen Frau in Galizien – Arbeit und Solidarität mit bosnischen Frauen« über Frauen, die mit ihren emanzipatorischen Ambitionen eine schmale Elite in Galizien bildeten. Die Autorin stellt fest, dass »es bis zum Jahr 1918 in Galizien ein gewisses Emanzipationsstreben einer kleinen Schicht gebildeter Frauen gab, die beinahe die gleichen Postulate wie im Westen erhoben, wobei die wichtigsten Forderungen die Bildung und das Wahlrecht für Frauen waren.« Aufs Ganze gesehen habe es in Galizien jedoch »an einem allgemeinen

breiten Bildungsstreben als Weg der weiblichen Emanzipation« gemangelt, ebenso seien radikale feministische Forderungen sowie »ein offener Anti-Patriarchalismus« ausgeblieben (S. 156). Die Frauenbewegung entwickelte sich in Polen anders als im Westen, was mit der spezifischen polnischen Situation und dem Fehlen eines eigenen Staates zusammenhing. Gebildete Frauen versammelten sich um Frauenzeitschriften, wo sie die Emanzipationsforderungen mit Bildungs- und Sozialfragen in Verbindung brachten. Da Polen eine Nation ohne eigenen Staat war, herrschten in allen drei Teilungsgebieten verschiedene politische Bedingungen. Zur gleichen Zeit, als die westlichen Frauen um Gleichberechtigung kämpften, setzten sich die polnischen Frauen für die Befreiung des Landes ein.

In dem Beitrag »Lydia von Wolfring – eine deutsch-polnische Feministin und Kinderschutzaktivistin in Wien um 1900« schreibt Elisabeth Malleier über eine der wichtigsten Aktivistinnen in den Anfängen der Kinderschutzbewegung in Wien, die im Jahr 1899 die »Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft« gründete. Lydia von Wolfring war stark vom damaligen juristischen und medizinisch-eugenischen Diskurs geprägt. Ihrer Meinung nach hat die Gesellschaft, im Interesse von Individuum und Gemeinschaft, »das Recht in die Privatsphäre einer Familie einzugreifen« (S. 170) – unter anderem in Form der Kinderschutzvereine.

Jozo Džambo untersucht in seinem Beitrag eine zwischen den Kulturen, zwischen Wien und Sarajewo lebende Autorin: »Milena Preindlsberger-Mrazović – eine Publizistin zwischen Folklore und Modernität«. Mrazović wird als bosnische, dann wieder als österreichische Schriftstellerin und Journalistin bezeichnet, wobei man ihre kroatische Herkunft nicht vergessen sollte. Sie besuchte in Budapest ein Mädcheninstitut, über die weitere Schulbildung ist nichts bekannt, »obwohl ihr gesamtes publizistisches Werk und ihre Fremdsprachenkenntnisse zeigen, dass sie über eine solide Bildung verfügt hat« (S. 174). Im Beitrag wird die Beziehung von Milena Mrazović zu der österreichisch-ungarischen Herrschaft in Bosnien und Herzegowina beleuchtet. Das Fazit: »Wo sie die bosnisch-herzegowinischen Zustände beanstandet, ist sie frei von Paternalismus; wo sie die Irrungen und Fehleinschätzungen der Wiener Politik in dieser Peripherie thematisiert, tut sie dies mit Maß und Realitätssinn – mehr konnte man von einer verantwortungsvollen Publizistin zu jener Zeit und in den gegebenen Verhältnissen wahrlich nicht erwarten.« (S. 210)

In dem Beitrag »Emília Kánya: the life of a periodical editor and educator in 19th century Hungary« schreibt Zsuzsanna Varga über eine Ungarin, die Bedeutung und Kraft der intellektuellen Emanzipation für Frauen besonders hervorhob. »So wie Jarnević in Kroatien und Mrazović in Bosnien,

arbeitete Emília Kánya unermüdlich im Ungarn des 19. Jahrhunderts als Autorin, Pädagogin und Zeitungsherausgeberin.« (S. 13) Ihre Arbeit als Verlegerin und Pädagogin biete wichtige Ergänzungen zu allgemeinen europäischen Konzeptualisierungen von Geschlechteridentität und zu Strategien der autoritären Selbstlegitimierung, während ihre Rolle als Aktivistin zusätzliche Einblicke in die Geschichte von Bildung und Emanzipation in Ungarn ermögliche.

In dem Beitrag »Frauenbildung und Emanzipation in der Bucht von Kotor (Handelsschule für Mädchen in Kotor)« untersuchen Neda Donat und Ana Djordjevic institutionelle Bildungsangebote für Frauen in der (heute zur Republik Montenegro gehörenden) Bucht von Kotor. Mit Hilfe relevanter Quellen unterbreiten die Autorinnen eine detaillierte Analyse der Geschichte der Frauenbildung in jener Region und stellen fest, dass Bildung oft mit Emanzipierung einher ging, »die sich aber eher auf kleinere Schritte beschränkte, mit denen sich Frauen langsam ihren Platz in der konservativen, von Männern geprägten Gesellschaft erkämpften« (S. 244). Männer und Frauen in der Bucht von Kotor erhielten relativ spät die Möglichkeit, institutionelle Bildungsangebote wahrzunehmen. »Frauenbildung war zur Zeit der Habsburgermonarchie auf die drei erwähnten Schulen in Kotor, Dubrovnik und Cetinje begrenzt. [...] Bildung war aber nicht in der wahren Funktion einer Frauenemanzipierung und eines Kampfes für Frauenrechte, die sie zu der Zeit nicht hatten.« (S. 244)

Stanislava Barać setzt sich in dem Beitrag »The Depiction of Women's Education and Emancipation at the Periphery of the Austro-Hungarian Empire: A Novel of a Young Girl by Draga Gavrilović (1889)« mit dem Thema Bildungsgeschichte der Frauen in Serbien bzw. mit dem Werk der serbischen Schriftstellerin und Feministin Draga Gavrilović auseinander. Ihre Texte trugen zum Erwachen der neuen weiblichen Leseöffentlichkeit und zum Übergang vom passiven zum aktiven sozialen Handeln bei, ebenso wie zur allmählichen Transformation der serbischen bürgerlichen Öffentlichkeit. Man könnte sagen, dass emanzipatorische Prozesse, die in der serbischen Öffentlichkeit als zentral galten, an der Peripherie des Österreich-Ungarischen Reiches stattfanden. Mit dem Zusammenbruch der Monarchie und der Konstitution neuer Staatsformen haben diese Prozesse ihre periphere Bedeutung verloren.

Drei Beiträge befassen sich mit Leben und Werk der Autorin Zofka Kveder. In dem Beitrag »The influence of Czech women writers on the first literary work of Slovene Zofka Kveder« geht Alenka Jensterle Doležal den Netzwerken der slowenischen und kroatischen Schriftstellerin und mitteleuropäischen Intellektuellen Zofka Kveder (1878–1926) nach. Geboren

wurde Kveder in Ljubljana, verbrachte den größten Teil ihrer Kindheit auf dem Land, lebte danach in Triest, München, Prag und Zagreb. Sie war bekannt für ihre, mit heutigen Worten gesprochen, kulturelle Hybridität; sie wechselte Identitäten und Sprachcodes (Slowenisch, Deutsch, Tschechisch, Kroatisch). Anfang des 20. Jahrhunderts bildete Kveder in Prag eine Art literarisches ›tschechisches Kommunikationsnetz‹, das bis zum Ersten Weltkrieg stabil blieb. Von tschechischen Schriftstellerinnen, Feministinnen und Journalisten kamen in der Prager Zeit die wichtigsten Einflüsse auf Kveders Schriften und ihre öffentliche Rolle. Gleichzeitig wurde Kveder als herausragende Kritikerin und agile Autorin zu einer großen Inspiration für andere.

Matjaž Birk stellt in seinem Beitrag »Erzählen zur Repräsentation von kollektivem Gedächtnis in Zofka Kveders literarischen Beiträgen aus der Zagreber ›Frauenzeitung‹ (1914)« fest, dass die Autorin zwischen 1899 und 1914 in mehr als 45 verschiedenen Zeitungsperiodika in Mittel- und Südosteuropa publiziert hatte und sich mit ihren Berichten als Vermittlerin zwischen slowenischen, kroatischen, serbischen, tschechischen, slowakischen, ungarischen und bulgarischen Kulturräumen affirmierte. Im Fokus der Untersuchung stehen Erzählungen mit historischen und zeitgeschichtlichen Stoffen, publiziert in der »Frauenzeitung« im Umbruchjahr 1914.

In dem Beitrag »Südslawische Frauenwelten: Zofka Kveders Zeitschrift ›Ženski svijet‹ (›Frauenwelt‹) / ›Jugoslavenska Žena‹ (›Jugoslawische Frau‹) in den Jahren 1917 bis 1920« geht Tina Bahovec der journalistischen Tätigkeit der Autorin in Zagreb nach. Kveders Zeitschrift erschien von September 1917 bis Juni 1920 und wechselte im November 1918 den Titel. Laut Untertitel war es eine Monatsschrift für kulturelle, soziale und politische Interessen der Frauen. Das Thema der Zeitschrift waren »Emanzipation und Gleichberechtigung von Frauen, Frauenrechte, aber auch Frauenpflichten«; in den Beiträgen ging es konkret um Bildungsfragen, weibliche Berufstätigkeit, Vereine, nationale Fragen sowie (staats-)bürgerliche, soziale, wirtschaftliche und politische Rechte der Frauen.

Mit dem Schaffen und Wirken einer ungarischen Pazifistin und Feministin beschäftigt sich Dagmar Wernitznig in dem Beitrag »Illyrismus, Internationalismus, Interaktion, Interferenz: Rosika Schwimmer (1877–1948) und der südslawische Raum (ca. 1900 bis 1914)«. Priorisiert wird dabei Schwimmers Intention, diese geografische und kulturelle Region auf dem transnationalen feministischen Parkett zu repräsentieren. Schwimmer trat erstmals im ausgehenden 19. Jahrhundert in ihrer Geburtsstadt Budapest als Aktivistin für vielerlei soziale Reformen in Erscheinung und spielte zunehmend eine entscheidende Rolle in zahlreichen Organisationen, besonders in dem von ihr mitgegründeten »Feministák Egyesülete« (»Verein

der Feministinnen«). »Wie beispielsweise Marija Jurić Zagorka betätigte sich auch Schwimmer literarisch und war bemüht, sich gerade in den Anfängen ihrer Karriere auch als respektable Schriftstellerin zu etablieren.« (S. 336f.)

In dem Beitrag von Ingrid Kapsamer »Die Schauspielerin Tilla Durieux (1880–1971): Vom Fluchtpunkt Theater zum politischen Widerstand. Ein Beitrag zu weiblicher Emanzipation und Kulturtransfer in den ehemaligen Ländern der k. u. k. Monarchie« wird die sozial- und kulturpolitische Rolle der berühmten Schauspielerin untersucht. Ihr Eintreten für Pazifismus, Gleichberechtigung und weibliche Emanzipation war von Beginn ihrer Karriere im frühen 20. Jahrhundert mit ihrer Kunst eng verwoben. Das Theater als Wirkungsstätte war einer der wenigen Orte emanzipierter Lebensführung, der Frauen offen stand. In den dreißiger Jahren unternahm Durieux zahlreiche Gastspielreisen in die ehemaligen Zentren der Monarchie. Zagreb, Wien, Prag und weitere Orte erweisen sich, so Kapsamer, als »eminente Gedächtnisorte ihres Kulturtransfers« (S. 365).

Der vorliegende Sammelband, in dem alle Beiträge mit relevanter Sekundärliteratur belegt sind und der mit bio-bibliografischen Angaben zu den 15 Beiträgerinnen und Beiträger schließt, wird all jenen empfohlen, die sich mit der Problematik der Frauenbildung und Emanzipation im Kulturraum der südslawischen Länder der Habsburger Monarchie vertraut machen wollen. Der Band öffnet bisher unentdeckte oder wenig bekannte Perspektiven und stellt einen wichtigen Ausgangspunkt für künftige Forschungsarbeiten zu dieser Problematik dar.

Christine Magerski | Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, cmagerski@ffzg.hr

Neubewertung der österreichischen Kultur der Zwischenkriegszeit

Verdrängte Moderne – vergessene Avantgarde. Diskurskonstellationen zwischen Literatur, Theater, Kunst und Musik in Österreich 1918–1938. Hg. Primus-Heinz Kucher. Göttingen: V&R unipress 2016, 296 S.

1. Wien: Vom Zentrum der Donaumonarchie zum europäischen Avantgarde-Zentrum

Vorzustellen ist ein Band, dessen Titel etwas Investigatives verspricht, nämlich das Aufspüren verdrängter und vergessener künstlerischer Programme und Praktiken im Österreich der Zwischenkriegszeit. In diesem Sinne will der Band als Korrektiv wirken: Die Wiener Kultur der Zwischenkriegszeit, so heißt es auf dem Buchrücken, gelte als weitgehend unberührt von der sich seit 1880 etablierenden Moderne und der ihr nachfolgenden Avantgarde – eine Sicht, die der Band korrigieren will, indem er das breite Spektrum konstruktivistischer Experimente an den Schnittflächen von Theater, Architektur, Literatur, Tanz und Musik rekonstruiert und dessen weit über Österreich hinaus reichende Wirkungsgeschichte verfolgt. Damit formuliert der Herausgeber, Primus-Heinz Kucher, in seinen einleitenden Bemerkungen vorsichtig die Frage, ob es denn gerechtfertigt sei, vor dem Hintergrund eher verstreuter Hinweise auf einzelne Texte, Kunstwerke, Gruppenbildungen oder Theaterexperimente die Frage nach Avantgarde und Moderne im Hinblick auf die österreichische Kunst und Kultur der 1920er Jahre überhaupt zu stellen – und gibt die Antwort, indem er Wien für die Zeit zwischen 1910 und 1930 den Status einer neben London und Berlin zu situierenden avantgardefähigen Metropole zuschreibt.

Die Vorlage für diese These bietet Hubert van den Berg, auf dessen Topographie der europäischen Avantgarde sich Kucher beruft. Entgegen der verbreiteten Annahme, dass Wien mit dem Untergang der k.u.k. Monarchie seine Anziehungskraft verloren habe, wird dann auch »eine fast ungebrochene, Projekte aufgreifende wie auch eigenständige Ideen lancierende

kulturell-künstlerische Gemengelage« attestiert, die auch »im verkleinerten staatlichen Rahmen international ausgerichtet war« (S. 9). Die Brisanz dieser These wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, was unausgesprochen hinter ihr steht, die Behauptung nämlich, dass in der europäischen Welt der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Großstadt wie Wien mehr oder weniger bruchlos künstlerisch-kulturell weiter funktionieren konnte, selbst wenn sie vom Zentrum eines bis Russland ausgreifenden Großreiches zur Hauptstadt eines Kleinstaates degradiert wurde. Und allein um Wien geht es, auch wenn im Titel des Bandes von Österreich die Rede ist. Kucher sieht in Wien »eine Art exterritoriale Enklave im zeitgenössischen Österreich« (S. 12). Dass diese Enklave zudem ein »Kreuzungspunkt verschiedener Avantgarden« (S. 12) war, wird mit Hinweisen auf avantgardistische Großereignisse belegt: die erste Präsentation russischer Konstruktivisten im Jahr 1920, eine von Kassák und Tzara 1921 organisierte Dada-Matinee, die für die internationale Wirkung des Wiener Kinetismus impulsgebende Ausstellung im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie 1923 sowie die ein Jahr darauf unter prominenter Beteiligung und großer Resonanz abgehaltene Internationale Ausstellung neuer Theatertechnik. Zudem stützt sich Kucher auf Dieter Bogner, der für das Wien der Zeit von 1920 bis 1930 zwar eine Dominanz der traditionellen Kunstformen herausstellt, gleichwohl aber daneben (und dagegen) ein kreatives Milieu ausmacht, das theoretisch und künstlerisch an die erste Wiener Moderne anschloss und in intensivem Austausch mit der europäischen Avantgarde, insbesondere dem Konstruktivismus stand.

Auf dieses Segment der Wiener Kultur fokussiert der Band, und zwar ausdrücklich interdisziplinär, um zu »einer Neubewertung des vergessenen wie verdrängten, jedenfalls hochproduktiven literarisch-kulturell-künstlerischen Feldes der 1920er und 1930er Jahre in Österreich einen Beitrag [zu] leisten« (S. 14). Dieser Zielvorgabe folgt die Gliederung des Bandes in drei Themenblöcke: Der erste Themenblock widmet sich grundsätzlichen Überlegungen zur Wiener Avantgarde sowie dem Theater, der zweite Block setzt sich mit Entwicklungen in den Bereichen der Architektur- und Musikästhetik sowie mit den für die Moderne-Debatte maßgeblichen Zeitschriften auseinander, und der dritte Block konzentriert sich auf die Literatur im engeren Sinne.

2. Experimentierfeld Theater und die Avantgarde als Netzwerk

Eröffnet wird der erste Block mit dem wohl ambitioniertesten Beitrag des Bandes. Unter dem Titel »Zur Frage des ›dritten Weges‹ in der Wiener

Avantgarde der 1920 Jahre« erinnert der Sozialwissenschaftler Zoltan Peter zunächst an die Bedeutung des gewandelten Machtfeldes und verweist mit dem russischen Konstruktivismus und der amerikanischen Massenkultur auf die beiden neuen Pole eines Spannungsfeldes, in dem sich auch die Wiener Avantgarde verorten musste. Anschließend rekonstruiert Peter kursorisch deren Grundstruktur: Der politischen Position (Ma-Kreis) steht die unpolitische Position (u.a. Wiener Kinetismus) gegenüber. Zwischen beide Pole schiebt Peter eine dritte, laut Verfasser für die Wiener Avantgarde eigentlich charakteristische Position, der neben Karl Kraus und Béla Balázs auch der Architekt Josef Frank zugeschrieben wird. Am Beispiel des Letzteren erläutert Peter die dritte Position näher und verdichtet zur These eines Sonderwegs der Wiener Moderne; eine These, die angesichts auffällender Parallelen etwa zum Bauhaus zu prüfen wäre.

Barbara Lesák zoomt anschließend mit der österreichischen Theateravantgarde von 1918 bis 1926 an ein Subfeld des kreativen Milieus näher heran. Zweierlei soll damit erreicht werden: Zum einen sollen die durch die Politik des Austrofaschismus und in der Folge des Nationalsozialismus verfemten Bewegungen und ihre Protagonisten aus dem Dunkel der Geschichte geholt werden, zum anderen und darüber hinaus sollen diese Protagonisten typisiert werden. Drei Typen stellt Lesák nebeneinander: den elitären Typus des Visionärs oder Utopisten (Friedrich Kiesler, Rudolf Steiner oder auch Jakob Levy Moreno), der für seine Zeit zu radikal dachte; der Typus des Theoretikers (Adolf Loos und Lajos Kassák), der aus dem positiv Vorhandenen neue Wege für das Theater suchte; und der auf unmittelbare Umsetzung der Ideen zielende Typ des Theaterpraktikers bzw. der Theaterpraktikerin (Hans Fritz oder auch die Malerin Erika Giovanna Klien). Dabei liegt die Stärke des Beitrags vielleicht weniger in der Typologie als vielmehr in der Anschaulichkeit, mit der Lesák die einzelnen Protagonisten und ihre Schicksale vorstellt. Zusammengenommen bilden sie noch einmal einen ganz eigenen, für die Wiener Avantgarde insgesamt bezeichnenden Typ, den man als Weltkünstler bezeichnen könnte. So wenn Kiesler, 1890 in Czernowitz geboren, in Wien mit seiner Theaterarbeit beginnt, die Stadt jedoch 1926 verlässt, um seine Arbeit in Paris und später in New York am Universal Theatre erfolgreich fortzusetzen. Oder sein Konkurrent, der aus Rumänien stammende Moreno, 1919 in Wien eingebürgert, der Wien bereits 1925 verließ, um erfolgreich in den USA weiter zu arbeiten. Und auch die Praktikerin Klien wanderte in den 1920er Jahren in die USA aus und hinterließ Wien ›nur‹ ein – Projekt gebliebenes – ›Kinetisches Marionettentheater‹. Insofern zeigt der Beitrag vor allem eindringlich, dass das, was unter dem, wie Lesák es nennt, »weiten Dach der österreichisch-ungarischen

Donaumonarchie« begann, für eine Zeit in Wien zusammenkam, um von dort in andere Kunst-Zentren weiterzuziehen.

Die von Lesák nachgezeichneten Wege der Protagonisten provozieren dann auch unweigerlich die Frage, ob die Wiener Avantgarde der Zwischenkriegszeit nicht wesentlich ein Erbe der Donaumonarchie war. Die Akteure waren mehrheitlich aus der Peripherie des Reiches ins Zentrum gekommen, um dort solange zu bleiben, bis der Bedeutungsverlust Wiens nach dem Untergang des Reiches unübersehbar wurde. Dass die Avantgarde, wie es in der Einleitung des Bandes heißt, auch »im verkleinerten staatlichen Rahmen international ausgerichtet war«, erscheint nach Lektüre des Beitrags von Lesák jedenfalls eher als ein Erbe der Habsburgischen Geschichte denn als Resultat der kulturellen Anziehungskraft Wiens nach 1918. Dies geht auch aus dem nachfolgenden Beitrag von Anke Bosse hervor. Bosse konzentriert sich auf die Kooperation zwischen Karel Čapek und Friedrich Kiesler und verfolgt die von ihnen mitgetragenen Abstraktions- und Technifizierungstendenzen in der Bühnenästhetik und Bühnenpraxis bis in die Zeit um 1900 zurück. Dabei merkt man Bosses Beitrag ebenso wie dem von Lesák die langjährige Beschäftigung mit den Themenfeldern Moderne, Avantgarde, Theater an. Bei Bosse jedoch kommt etwas hinzu, mit dessen Hilfe sie das Theater als das eigentliche Experimentierfeld der Avantgarde auszuweisen vermag, nämlich eine medienwissenschaftliche Perspektive. Diese ermöglicht Bosse (Stichwort: Plurimedialität), einen sich zunehmend radikalierenden Abstraktions- und Depersonalisierungsprozess zu rekonstruieren, an dessen Ende das Theater zur kinetischen Kunst wird und riskiert, sich selbst zu suspendieren. Die von Kiesler entworfene Vision eines optophonetischen Theaters steht eindeutig in der Tradition einer Avantgarde, die mit der Aufhebung der Kunst spielte, um es, wie wir seit Peter Bürger wissen, beim Spiel bewenden zu lassen. Das gilt, gerade der Fall Kiesler zeigt dies sehr anschaulich, auch für die Wiener Avantgarde. Gespielt wurde weiter – nur eben nicht mehr in Wien.

Komplettiert wird der Blick auf das avantgardistische Theater von Jürgen Doll, der sich mit dem sozialdemokratischen Theater jener Position zuwendet, die vor dem Hintergrund des Eröffnungsbeitrags von Peters als politische Position verstanden werden kann. Doll zeichnet die Stationen der sozialdemokratischen Theaterpraxis detailliert nach und verweist innerhalb des Subfeldes des engagierten Theaters auf eine strukturelle Differenz zwischen der Festkultur und dem revueartigen, der Proletkult-Bewegung nahestehenden Agitationstheater. Wie Bosse blickt Doll dabei in die Vorkriegszeit zurück und macht eine Kontinuität kenntlich, die von der Wiener Zauberposse bis zum revueartigen Agitationstheater reicht. Doch leistet Doll, liest man den Beitrag eben vor der Folie der von Peters implizit

herangezogenen Theorie des Feldes, noch mehr: Er zeigt, wie eng der stark institutionalisierte Bereich des Theaters mit dem Feld der Politik verbunden war und wie schwierig sich gerade deshalb eine Modernisierung (jenseits visionärer Programmatik) erwies. Dies zeigt sich auch und gerade für das sozialdemokratische Theater. Mit der Niederlage der Sozialdemokratie 1934 kamen die Experimente der engagierten Position im Bereich des Theaters an ihr vorläufiges Ende.

Ganz anders der Beitrag von Arturo Larcati, mit dem der erste Block abschließt. Larcati öffnet den Fokus wieder und geht mit der Rezeptionsgeschichte des italienischen Futurismus in Wien nicht nur über den nationalen Rahmen hinaus, sondern macht die Avantgarde auch als ein gesamteuropäisches Netzwerk kenntlich, das wesentlich auf den persönlichen Kontakten einzelner Akteure und Aktivisten beruhte. Durch immer wieder neue Projekte miteinander verbunden, waren es einzelne, in ihrer Gesamtheit aber gruppenbildende Männer, die, wie Enrico Prampolini, Hans Tietze, Friedrich Kiesler und Fortunato Depero, das heterogene und in sich konkurrenzgeladene kreative Milieu zu einer relevanten Position im Feld der Kunst ausbauten und verdichteten. Von Italien über Österreich bis nach Paris und New York reichende persönliche Kontakte, Projekte und Netzwerke sind es, die Larcati hinter dem Begriff des Futurismus zum Vorschein bringt und somit die Avantgarde als das ausweist, was sie vor allem gewesen ist: eine Bewegung. Ob das Ende ihrer Glanzzeit zwingend mit dem Beginn der nationalsozialistischen Bewegung zusammenhängt, wie es Larcati nahelegt, wäre insbesondere für den Futurismus zu diskutieren. Der Beitrag selbst reißt, wie der ganz überwiegende Teil der Beiträge des Bandes, das Verhältnis von Avantgarde und Politik und damit ein ganz wesentliches Moment der Avantgardeforschung eher an, als dass er es näher untersucht.

3. Janusköpfigkeit als Herausforderung

Den zweiten Themenblock eröffnet der auffallend engagierte Beitrag von Evelyne Polt-Heinzl über Oskar Strnad, einen laut Verfasserin unterschätzten Pionier der Moderne. Nun gibt es derer viele, weshalb jede Wiederentdeckung wohl begründet sein will. Polt-Heinzl gelingt dies, indem sie das Profil eines Architekten nachzeichnet, der jenseits manifester Programmatik neue Akzente setzte, und zwar sowohl durch seinen antiautoritären und kooperativen Arbeitsstil wie auch durch die praktische Anwendung und Weiterentwicklung der Leitkonzepte der Moderne. Strnad wird bei Polt-Heinzl zum Anstoß für ein Überdenken der Architekturgeschichtsschreibung. In

dieser Geschichte dominieren Akteure wie Loos, die für sich den Typus des modernen Künstlers reklamierten, während Strnad, sich mit konkreten Fragen sozial verantwortlichen Gestaltens und Bauens beschäftigend, zur Randfigur wird, und dies, obwohl er, wie der Beitrag überzeugend zu zeigen vermag, mit seinen Raum- und Beleuchtungslösungen für die Bühne weit in die Theatergeschichte hinein wirkte.

Dem klar strukturierten und informativen Beitrag von Polt-Heinzl folgt ein mehr als 30 Seiten langer Artikel mit dem nicht weniger voluminösen Titel »Ernst Krenek, Theodor Wiesengrund-Adorno und der ›Begriff der Avantgarde, mit dem man in Deutschland heute nicht gern zu tun hat‹. Dissonanzen zu: *Fortschritt* und *Reaktion*, (alt-)neuen Formen und dem Phänomen Surrealismus«. Länge und Titel des Beitrags zeigen an, was die Verfasserin, Rebecca Unterberger, will, sehr viel nämlich, und dies im Aufsatz-Format. Dabei wird die Fülle von Zitaten weder entlang einer These noch eines ersichtlichen roten Fadens ausgebreitet, was umso mehr zu bedauern ist, als sich gerade an Kreneks Position der katholischen Avantgarde die Ambivalenz der Moderne als einer auf das Primat der Form setzenden Konzeption hätte aufzeigen lassen. Unterberger tut dies nicht. Zwar finden sich einige der in diesem Zusammenhang zentralen Begriffe wie konservative Revolution oder europäische Intelligenz, doch gehen sie im Dickicht von Zitatfetzen unter.

Wer in dem Band (auch) Einsichten in die Ambivalenz der Moderne sucht, wird in dem Beitrag von Julia Bertschik fündig. Unter dem Titel »Janusköpfige Moderne« geht Bertschik der Gradwanderung der Berliner Zeitschrift »Der Querschnitt« zwischen künstlerischer Avantgarde, Neuer Sachlichkeit und ›Habsburgischem Mythos‹ nach. So findet sich etwa, wie die Autorin zeigt, gleich im ersten Heft des seit 1929 vom Österreicher Victor Wittner verantworteten »Querschnitt« der Artikel »Die hundert Familien. Österreichische Gesellschaft gestern und heute«, verfasst von Karl Tschuppik, der die österreichische Aristokratie zu einem »Kunstwerk aus Fleisch und Blut« erklärt, das den »politischen Bau« – gemeint ist der »Untergang Österreichs und die Degradierung Wiens zur Hauptstadt eines kleinen Landes« – überlebt habe. In scheinbar krassem Gegensatz dazu steht der insgesamt eher neusachliche Diskurs der Zeitschrift; ein Gegensatz, der jedoch laut Bertschik als heterogenes Konzept vom Ullstein-Verlag geradezu zu einer »Diskurs- und Marketingstrategie« entwickelt wurde. Auf ein möglichst breites Publikum gerichtet, kombinierte die Ullstein-Kultur ganz widersprüchliche Interessen und Genres zu einem eigenen Raum kommunikativer Interaktion. Aus diesem Grund, und dies ist für Bertschik der entscheidende Punkt, sind Neue Sachlichkeit und Habsburgischer Mythos nicht, wie es sich seit Magris durchgesetzt hat,

als unvereinbare Gegensätze zu sehen, sondern als eine spezifisch moderne, hybride Mischung, wie sie sich auch und insbesondere in der journalistischen Gebrauchsästhetik von Joseph Roth findet.

Dass sich die von Bertschik klar herausgestellte Janusköpfigkeit der Moderne nicht nur in Zeitgeistmagazinen sondern auch in Fachzeitschriften der Zwischenkriegszeit findet, belegt der sich anschließende Beitrag des Herausgebers Primus-Heinz Kucher. Mit den »Musikblätter[n] des Anbruch« widmet sich Kucher der zentralen publizistischen Plattform moderner Musik; eine Plattform, die, und allein dies zeigt die Widersprüchlichkeit der Avantgarde, zugleich das Hausorgan des den Markt dominierenden Musikverlags Universal Edition war. Um die Position der »Musikblätter« im internationalen Feld der Avantgarde zu bestimmen, wird eine vergleichende Diskursanalyse unternommen, mit dem Ergebnis, dass sich die Position der »Blätter« einer einfachen Bestimmung entzieht, ja sie im Grunde keine eigene Position vertraten, und doch als Plattform gelten können, die wesentliche Anliegen der Avantgarde im Bereich der Musik zur Diskussion stellte und einer breiten Rezeption zuführte. Dabei zeigen sich deutliche Parallelen zu der von Bertschik für die Moderne als symptomatisch herausgestellten Diskursstrategie: Kucher spricht von einer Heterogenisierung des Spektrums an Autoren und Perspektiven und einer »offenbar (kultur- und musikpolitisch) gefilterten Strategie«.

Dass sich die Vielfalt der Moderne-Konzeptionen im Bereich der Musik nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt, wird von Kucher zurecht als »interpretative Herausforderung« gewertet. Die auf Dauer gestellte Vielfalt begrifflich-methodologisch einzufangen bzw. das theoretisch zu erfassen, was mit Bertschik als Ullstein-Kultur bezeichnet werden kann, bereitet den Kulturwissenschaften (noch immer) Probleme. Um der Komplexität der Verhältnisse gerecht zu werden, bedarf es eines theoretischen Rüstzeugs, das auch in den Beiträgen des hier zu besprechenden Bandes, wenn überhaupt, so eher versteckt zum Einsatz gebracht wird. Mehr Mut zur Theorie hätte dem Band gut getan, zumal es nach langen Jahren nicht nur der Avantgardeforschung sondern auch der Theorieentwicklung keinen Grund zur Zurückhaltung gibt, nachgerade wenn man über die Aufdeckung vergessener Akteure und Diskurse zu neuen Einsichten bezüglich der Moderne gelangen möchte.

4. Themenblock Literatur

Die Theoriescheue des Bandes gilt weitestgehend auch für den dritten und letzten Themenblock. Er widmet sich der Literatur und wird von Walter

Fähnders mit einem Beitrag zum Zusammenspiel von avantgardistischer Lebensform und Vagabondage eröffnet, der Kennern der Avantgarde-Thematik in Teilen bekannt vorkommen mag. Nichtsdestoweniger ist Fähnders Beitrag erhellend, unterstreicht er doch, wie sehr die Idee der Avantgarde, also die Vorstellung einer neuen Kultur und Gesellschaft, durch eine Lebenspraxis umgesetzt wurde, mit der sich die Akteure politisch exponierten. Zumindest für die von Fähnders in Erinnerung gerufenen Vertreter der Vagabondage (Hugo Sonnenschein, Emil Szittyta und Lajos Kassák) blieb es hinsichtlich der Außenseiter-Rolle nicht bei der Rhetorik. Mit dem Fokus einerseits auf der Avantgarde und andererseits auf der Heimatlosigkeit als Referenzpunkt des Lebens und Schreibens rücken hier nicht nur zwei spezifisch moderne Aspekte in den Vordergrund, sondern es wird auch ein konkreter, für die Moderneforschung relevanter Nachweis erbracht, dass nämlich zwischen der Avantgarde als Lebensform und der ästhetischen Avantgarde Berührungspunkte zwar möglich aber nicht zwingend sind, wobei jedoch nur im Fall ihrer Vermittlung als einem Akt der Selbstermächtigung ein neuer Mensch konstruiert wird. Der von Fähnders gewagte vergleichende Blick auf die Ebene des Textes und der Lebensform steht beispielhaft für eine Avantgardeforschung, die, entlang ihrem Gegenstand, immer schon die engen Grenzen der Literaturwissenschaft übertrat.

Der Beitrag von Vivien Boxberger zur Emanzipation der ›Neuen Tochter‹ in Mela Hartwigs *Das Verbrechen* folgt dieser Bewegung nicht und verfährt ganz im Modus des ›close reading‹. Zwar liegt der von Boxberger interpretierte Roman aus dem Jahr 1927 im zeitlichen Fokus des Bandes, ob er allerdings in einem thematischen Bezug zu Avantgarde und Moderne steht, mag man nach der Lektüre des Beitrags bezweifeln. Die auf der Textebene stattfindende avantgardistische Kunstzerstörung zumindest wird eher behauptet als nachgewiesen. Als ungleich aufschlussreicher erweist sich die nachfolgende Fallstudie von Jürgen Egyptien zur Dramatik von Ernst Fischer. Egyptien versteht es, die Entwicklung von Fischer so zu kontextualisieren, dass in ihr symptomatische Züge der widersprüchlichen Kulturgeschichte der Moderne sichtbar werden: Angefangen vom Lebensstil der Bohème über die Politisierung und Modernisierung der ästhetischen Verfahren bis hin zur formkonservativen Kehrtwende, wie sie Fischer nach den Ereignissen vom 15. Juli 1927 mit einem Genre vollzog, das Egyptien treffend als »Konversationsstücke zum Thema Revolution« bezeichnet. Dabei unterstreicht der Fall Fischer noch einmal zwei wesentliche Momente der Moderne: Zum einen das Ringen mit der Form, d.h. die Schwierigkeit, den in literaturkritischen Schriften geäußerten Willen zu neuen Formen (hier der Dramatik) in der Praxis umzusetzen und, zum zweiten, das Ausgreifen

der Formfrage und mithin eines genuin ästhetischen Moments in das Politische. In seiner neusachlichen Phase, so Egyptien, sah Fischer Kunst *und* Politik als Laboratorium an und markiert somit eine Position, auf welcher die kulturwissenschaftlich faszinierende Dynamik der Zwischenkriegszeit gründet.

Gänzlich in den Mittelpunkt gerückt wird die Position der Neuen Sachlichkeit einschließlich des ihr innewohnenden entgrenzenden Potentials von Aneta Jachimowicz. Ihr Beitrag zum Romanprojekt *Karl und das 20. Jahrhundert* von Rudolf Brunngraber schließt den Band gebührend ab, erinnert er mit dem Projekt doch eindringlich daran, wie eng verwoben Kunst, Wissenschaft und Politik in der Zwischenkriegszeit waren. Jachimowicz konzentriert sich wesentlich auf die ideengeschichtliche Grundlage und rekonstruiert die Beziehung zwischen dem austromarxistischen Theoretiker und Mitbegründer der Sozialstatistik Otto Neurath und dem Schriftsteller Brunngraber. Beiden, so will Jachimowicz zeigen, ging es um Aufklärung für die Massen. Dieser Funktionszuschreibung versuchte der sozialdemokratische Wiener Schriftsteller mit einem rational-statistischen Erzählgestus formal zu entsprechen, d.h. mit der Einbindung des statistischen Diskurses in den Roman. Mit diesem Verfahren wiederum wollte Brunngraber nicht weniger, als die neue literarische Gattung des soziologischen Romans begründen. Über Jachimowicz hinaus kann diese Gattung, ganz wie der erkenntnistheoretische Roman eines Musil oder Broch, als das genuine Produkt einer Krisenerfahrung verstanden werden, in der die Krise der Gesellschaft, der Kultur, des Ichs und der Wirklichkeitswahrnehmung zur Krise des Erzählens wurde und die in der Tat neue literarische Formen hervorbrachte. Dass diesen zumindest im Fall Brunngraber keine nachhaltige Wirkungsgeschichte vergönnt war, ändert nichts daran, dass, wie der Beitrag deutlich macht, der Gesellschaftsroman mit dem soziologischen Roman Brunngrabers eine neue Reflexionsstufe erreichte.

5. Fazit oder: Ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile?

Womöglich, dies hätte eine Geschichte des Gesellschaftsromans im 20. Jahrhundert zu klären, markiert der von Jachimowicz wiederentdeckte soziologische Roman den vorläufigen Endpunkt der Genese einer Subgattung – nur eine der zahlreichen im Band aufgedeckten transdisziplinären Spuren, denen nachzugehen sich lohnte. Denn in diesem Punkt hält der Band, was er verspricht: Er ist interdisziplinär und leistet zweifelsfrei einen Beitrag zur Neubewertung des »vergessenen wie verdrängten, jedenfalls

hochproduktiven literarisch-kulturell-künstlerischen Feldes der 1920er und 1930er Jahre in Österreich«. Dies allerdings mit drei Einschränkungen, denn erstens handelt es sich, wie gesagt, nicht um Österreich sondern allein um Wien. Zweitens, und zu dieser Überzeugung kommt man nach der Lektüre einmal mehr, handelt es sich bei der vergessenen Avantgarde womöglich weniger um ein Feld als vielmehr um eine hochproduktive, mit dem Traditionalismus konkurrierende Position im Spannungsfeld der Moderne. Zu verstehen wären die avantgardistische Position wie auch ihr Vergessen dann aber nur im theoretisch erweiterten Rahmen eines Feldes widerstrebender Positionen, in dem sich die Avantgarde (allein) nicht durchzusetzen vermochte. Vielleicht wäre bei einer solchen, behutsam theoriegeleiteten Erweiterung, und dies ist die dritte Einschränkung, etwas noch stärker ins Blickfeld geraten, das die leitende These einer in der Zwischenkriegszeit zwar überaus aktiven, von der nachfolgenden Kulturgeschichte aber verdrängten Moderne erheblich relativiert hätte, die Tatsache nämlich, dass namhafte Akteure in den 1920er Jahren Österreich bereits verließen und ihre Arbeit in anderen Avantgarde-Zentren fortsetzten – bis sie auch in und aus ihnen verdrängt wurden.

Doch sind die Schwächen des Bandes gleichsam seine Stärke. Sie sind der Intention geschuldet, Wien auch nach 1918 auf der Karte der Avantgarde-Zentren zu halten und erweisen sich in dieser Hinsicht als überaus produktiv. Das von den Beiträgen aufgerissene Spektrum konstruktivistisch ausgerichteter Experimente ist, ganz wie der Buchrücken verspricht, bemerkenswert und durchaus dazu angetan, neue Akzente zum Epochenprofil der Zwischenkriegszeit zu setzen. Mehr noch als die zentrale Rolle Wiens für das europäische Netzwerk der Avantgarde führt der Band vor Augen, dass die Würfel im Wien der 1920er Jahre noch nicht gefallen waren. Gerade in diesem Sinne ist nicht nur jeder Beitrag für sich investigativ, vielmehr erweisen sich die Beiträge in der Summe als überaus instruktiv: Zusammengekommen decken sie auf, was an kulturellen Tendenzen vorhanden bzw. im Möglichkeitsraum der europäischen Kulturgeschichte vorrätig war und provozieren einmal mehr die Frage, warum sich in der retrospektiv entscheidenden Epoche des 20. Jahrhunderts die spezifisch moderne kulturell-künstlerische Gemengelage nicht halten konnte und einer Position weichen musste, die jeder widersprüchlichen Situation ein Ende zu bereiten versprach. Eine Frage von anhaltender Relevanz, die, ganz wie der Band es vormacht, nur transdisziplinär beantwortet werden kann.

Stephan Kurz | Österreichische Akademie der Wissenschaften, stephan.kurz@oeaw.ac.at

Gattungstheorie als universelles Erklärungsmodell

Michail Bachtin: *Sprechgattungen*. Hgg. Rainer Grübel, Renate Lachmann, Sylvia Sasse. Übersetzt von Rainer Grübel und Alfred Sproede. Berlin: Matthes & Seitz 2017 (=Batterien NF, 28), 336 S.

Unter dem Titel *Sprechgattungen* hat der Berliner Verlag eine aus Mitteln der Universität Zürich unterstützte Sammlung von Texten Michail M. Bachtins veröffentlicht, die erstens unterschiedliche Grade der Abgeschlossenheit aufweisen, zweitens in einem thematischen und drittens in einem chronologischen Zusammenhang stehen. Vieles davon liegt erstmals in deutscher Sprache vor; der dem Band den Titel gebende Aufsatz von 1953 in einer Neuübersetzung. Der Band beinhaltet:

- als Haupttext den Aufsatz *Sprechgattungen* (1953), S. 7–59;
- ergänzend dazu Übersetzungen der edierten Fassungen von Bachtins Vorarbeiten unter dem Titel *Aus den Archiv-Niederschriften zur Arbeit »Sprechgattungen«*; das sind ursprünglich in Hefte eingetragene Notizen aus den Jahren 1952–53, tw. fragmentarisch, tw. ausformuliert, jedenfalls nicht von Bachtin zur Veröffentlichung vorbereitet: *Der Dialog* S. 61–63, *Dialog I. Die dialogische Rede* S. 64–75, *Dialog II* S. 76–99, *Vorbereitende Materialien* S. 99–150; diese Texte folgen der russischen Ausgabe von Bachtins *Gesammelten Werken* (Bd. 5, Moskau 1996);
- mit *Die Sprache in der künstlerischen Literatur* eine weitere Skizze Bachtins (1954), die thematisch ähnliche Bereiche berührt, S. 151–164;
- sowie das Transkript eines Hefts mit Notizen, betitelt *Sprache und Rede* (1957–58), erstveröffentlicht 1991 und nicht in die genannte russische Werkausgabe aufgenommen,¹ S. 165–172;
- ein Nachwort der Herausgeberinnen, das unter dem Titel *Dialogische Obertöne* (S. 173–207) den Anhang eröffnet; dieser macht insgesamt

1 Vgl. S. 312, Anm. 1.

in etwa die Hälfte des Bandes aus und schließt einen seitenstarken Anmerkungsteil ein (S. 209–325).

Diesem Konvolut ganz unterschiedlicher Texte, die zwar von einer Hand und aus einer abgegrenzten ›Schaffensperiode‹ stammen, aber ganz unterschiedlichen Status zwischen Notiz, Entwurf, Skizze und Werk haben,² lesend gerecht zu werden, ist keine triviale Aufgabe, vor allem wenn man auch noch die Untiefen der Übersetzung mit in Betracht ziehen muss: Sie muss ja nicht zuletzt auf bisherige Übersetzungen von Bachtins Texten Rücksicht nehmen, um Mehrdeutigkeiten und terminologischen Schwierigkeiten nach Möglichkeit vorzubauen, was gerade dort problematisch ist, wo der Autortext selbst Unschärfen in der Begriffsverwendung (etwa zwischen den Vorstufen und dem von Bachtin zur Veröffentlichung vorbereiteten Text *Sprechgattungen*) in Kauf nimmt bzw. es Teil von Bachtins eigener ›dialogischer‹ Gedankenarbeit ist, an den Notaten Begriffe zu schärfen und sie zugleich zu überschreiben. All das nötigt dazu, die vorliegende Ausgabe zwar so ernst wie möglich zu nehmen, zugleich aber so vorsichtig wie nötig. Der Leser ist gezwungen, in ein ganzes – faszinierendes – Gedankengebäude einzusteigen, das im vorliegenden Band allerdings gegen die Entstehungslogik dargestellt ist (Empfehlung: Lektüre bei den »Archiv-Niederschriften« beginnen).

Abseits editorischer Herausforderungen der übersetzenden Bachtin-Philologie bietet der Band allerdings auch sechs gute Jahrzehnte nach der Entstehung des Materials ausreichend Stoff für eine ganze Reihe von Disziplinen. Bachtin, der schwer disziplinar einzuordnende Denker, wendet sich teilweise explizit gegen die zeitgenössische sowjetische Linguistik, aber auch gegen jene der Genfer Schule rund um Ferdinand de Saussure. Was ihm am ehesten vorschwebt, ist eine »Meta-Linguistik«, wie er es nennt. In diesen Kontext fügt sich auch der gesamte Band *Sprechgattungen*, in dem durchwegs über Literatur- oder Sprachwissenschaft hinausgreifende Fragen zur Sprache kommen. Bachtin geht es um eine Kommunikologie (die er nicht so nennt), die menschliches Handeln überwiegend als intersubjektives (dialogisches) synchron-diachron differenziertes Sprech-Handeln fasst, auch dort, wo geschwiegen wird.

Gegen die Saussure'sche Dyade/Triade *langue* – [*langage*] – *parole* stehen bei Bachtin »›Sprache‹ (jazyk) als System, ›Rede‹ (reč') als Gesamtheit der Texte, ›Sprechkommunikation‹ (rečevaja komunikacija) als gattungsgebundene, wirklichkeitsbezogene Tätigkeit und ›Äußerung‹

2 Zur Differenzialdiagnose vgl. die Aufsätze in »Text« 10 (2005), besonders die programmatische Einleitung von Reuß: *Text, Entwurf, Werk*, S. 1–12.

(vyskazyvanie) als Artikulation eines werthaltigen Standpunkts.« (S. 224, Anm. 23) Alle Komponenten dieses Systems sind an Handlungen (und damit an das Zwischenmenschliche) gebunden, sodass es nicht überraschen kann, wenn Sprechgattungen immer auch vom Adressatenbezug abhängen. So fasst Bachtin als Einheiten des Sprech-Handelns – und hier richtet sich Bachtins Konzept im Kontext der 1950er Jahre gegen beinahe die gesamte linguistische Forschungstradition – nicht Worte und Sätze (Lexeme und Syntagmen), sondern Äußerungen, die durch Sprecherwechsel begrenzt sind. Ähnlich wie die Bestimmung des Satzes nicht trivial ist und hinsichtlich notwendiger Bestandteile, Funktion oder schlicht dem Umfang (was macht man etwa mit einer Ein-Satz-Erzählung wie Xaver Bayers *Wenn die Kinder Steine ins Wasser werfen?*³) eine fragwürdige Einheit ist, reicht der Umfang einer Äußerung von einem Einzellaute (etwa einem langgezogenen »Ah!«) bis hin zu einem gesamten Roman (der seinerseits eine Menge dialogischer Äußerungen beinhalten kann), was Bachtins Konzept zunächst kontraintuitiv erscheinen lässt.

Der Titel des einzigen von Bachtin zur Drucklegung vorbereiteten Textes im vorliegenden Band, also *Sprechgattungen*,⁴ bezieht sich auf jene überindividuellen Vereinbarungen, die regeln, wie Äußerungen im Hinblick auf ihre kommunikative Funktion auszusehen haben. Vom Gattungsbegriff der Literaturwissenschaften unterscheidet sich Bachtins »Sprechgattung« in zumindest zweierlei Hinsicht:

Einerseits sind Sprechgattungen der weitere Begriff, indem Bachtin eine Erweiterung vornimmt auf mündliche (etwa: Alltags-)Kommunikation. Sprechgattungen formieren jede mögliche Form sprachlicher Äußerung, sei sie mündlich oder schriftlich verfasst – literarische Gattungen wären also nur ein enger Ausschnitt der allgemeinen Gattungshaftigkeit von Äußerungen. Aufgrund der auf den ersten Blick erkennbaren Offenheit und Unabschließbarkeit der Auswahl an Sprechgattungen kommt Bachtin nicht in die Verlegenheit, eine Taxonomie, Klassifikation oder gar Typologie der Sprechgattungen vorzuschlagen – ein Holzweg, den die literaturwissen-

3 Hier wird »Satz« offensichtlich implizit bestimmt als »das, was durch einen Punkt abgeschlossen ist«, Nebensätze gibt es in Bayers Erzählung erwartungsgemäß zuhauf.

4 Im Original heißt der Text *Проблема речевых жанров* (*Problema řečevých žánrov*, die »Probleme von ...« verschwinden im vorliegenden Band aus dem Titel); an einer Stelle (S. 19) schlägt der vorliegende Band kommentarlos »Redegattungen« als Übersetzung vor. Für die vorliegende Rezension sind an Übersetzungen berücksichtigt worden: Bahtin: *Problem govornih žanrova* sowie Bakhtin: *The Problem of Speech Genres*. Zur Frage der Übersetzung u.a. des Titels vgl. Sériot: *Généraliser l'unique*, bes. S. 40f.

schaftliche Gattungstheorie bekanntlich seit Jahrhunderten immer wieder einschlägt.⁵

Andererseits nimmt Bachtin über den Grad der Vermitteltheit⁶ eine wesentliche Differenzierung vor:

Besondere Bedeutung hat die grundsätzliche Unterscheidung zwischen primären (einfachen) und sekundären (komplexen) Sprechgattungen (es handelt sich nicht um eine funktionale Unterscheidung). Die sekundären (komplexen) Sprechgattungen – Romane, Dramen, wissenschaftliche Untersuchungen aller Art, die großen Gattungen der Publizistik usw. – entstehen unter Bedingungen einer komplexen, relativ hochentwickelten und organisierten (vor allem schriftlichen) kulturellen Kommunikation – in den Bereichen der Kunst, der Wissenschaft, der Gesellschaftspolitik u.ä. Im Laufe ihres Entstehungsprozesses nehmen sie verschiedene primäre (einfache) Gattungen der unmittelbaren sprachlichen Kommunikation in sich auf und verarbeiten diese. Wo diese Primärgattungen in die Konstitution der komplexen Gattungen eingehen, unterliegen sie einer bestimmten Transformation: Sie verlieren ihren unmittelbaren Bezug zur Wirklichkeit und zu realen fremden Äußerungen; so bewahren etwa Repliken des Alltagsdialogs oder Briefe im Roman ihre Form und Alltagsbedeutung nur auf der Inhaltsebene des Romans und beziehen sich dagegen auf die Wirklichkeit nur über die Vermittlung durch das Romanganze, d.h. als literarisch-künstlerisches, nicht aber als Alltagsereignis. Der Roman als Ganzes ist eine Äußerung gleicher Art wie die Repliken des Alltagsdialogs oder ein persönlicher Brief, aber er ist im Unterschied zu ihnen eine sekundäre (komplexe) Äußerung. / Der Unterschied zwischen den primären und den sekundären (ideologischen) Gattungen ist von größter Bedeutung. (S. 9f.)

Allein dieser Absatz trägt das Potenzial in sich, die Gattungstheorie nachdrücklich zu verschieben. Die Trennung von primären und sekundären Gattungen (oder jedenfalls nach einer vertikal gedachten Schichtung) lässt, so sie konsequent angewendet wird, bei der Diskussion gattungsbezogener Probleme im Bezug etwa auf den Roman vieles deutlicher hervortreten, als das ohne diese Differenzierung möglich wäre. Als Beispiel sei auf den Briefroman verwiesen – Briefe werden von Bachtin bereits in den Vorarbeiten als naheliegendes Exempel zitiert (*Dialog I*, S. 67; *Dialog II*, S. 92; Vorbereitende Materialien S. 133 u.ö., davon wird allerdings in den *Sprechgattungen* verallgemeinernd abstrahiert): Hier ergibt sich eine substantielle Differenz zwischen dem Brief als Primärgattung und der komplexen Überformung und Primärgattungszitation in einer sekundären Gattung. Vermeiden ließe sich durch konsequentes Auseinanderhalten der beiden Gattungsebenen der Fehler mancher literaturwissenschaftlicher Forschungsliteratur, reale Korrespondenzen und fiktionale Briefromankorrespondenzen implizit

5 Zum Problem der Gattungsklassifizierung vgl. Michler: *Kulturen der Gattung*, S. 21–27 u.ö.

6 Hier lässt sich, da Kommentar und Nachwort dazu schweigen, nur vermuten, dass dieses Unterscheidungskriterium Bachtins nicht zuletzt auch dem in einer Pendel- oder Gegenbewegung hervorgehobenen Status der Hoch-/Literatur-/Buchsprache geschuldet ist, aus der auch die meisten von Bachtins Beispielen stammen.

oder explizit für gattungs- oder strukturanalog zu erklären. Ein Brief kann zwar selbst Merkmale einer Sekundärgattung annehmen, wo er z.B. andere Gattungen in sich einschließt, auch kann eine sekundäre Äußerung wie der komplexe Briefroman *Werther* seinerseits in einer weiteren Metaisierungsoption nochmals Bestandteil sekundärer (tertiärer) Gattungsaktualisierung werden – doch für beide Fälle liefert das von Bachtin vorgeschlagene Differenzkriterium große Vorteile.⁷

Doch das ist nur ein Schlaglicht unter vielen möglichen Ansatzpunkten für neue Forschung in- und außerhalb des gattungstheoretischen Rahmens (der sich bei Bachtin, das geht aus den abgedruckten Vorarbeiten hervor, auch aus der zeitgenössischen Diskussion zum Stil entwickelt, vgl. S. 71);⁸ auch für die Bachtin-Philologie im engeren Sinn wie im weiteren einer Geschichte der Philologie und Linguistik in der UdSSR unter Stalin liefert der Band Erkenntnisse: Wissenschaftliches Wirken lässt sich generell nicht im luftleeren Raum erledigen, sondern es trägt (um an Bachtins Terminologie zu bleiben) selbst dialogische Spuren des Kampfes, auch des Autors mit sich selbst anlässlich der beigegebenen Skizzen und Notate. Die Anmerkungen im Apparat beziehen sich etwa zur Hälfte auf solche situativen Kontexte, in denen Bachtins Formulierungen auf Beiträge zur v.a. linguistischen Diskussion antworten; meist sind es ablehnende oder kritische Bezugnahmen, mitunter obligate Zitate aus der Nomenklatura bis zu Stalin, die in den Anmerkungen hervorgehoben werden. Mithilfe des umfangreichen Apparats gelingt es dem Buch, die zeitgenössische Diskussion um Kategorien wie den Stil nachvollziehbar zu machen und Bachtins Konzepte nicht isoliert zu präsentieren, sondern auch in ihrer wahrscheinlichen Entstehungsmotivation zu verorten. Allerdings stellt sich hier die Frage nach der Zielgruppe des Bandes: Wer in die zeitgenössischen Verstrickungen russischer Sprach- und Literaturwissenschaften einzusteigen fähig und willens ist, hätte die Übersetzung ins Deutsche, mit all den terminologischen Fallstricken, wohl kaum gebraucht.

7 So ließe sich teilweise die berechtigte Kritik entschärfen, die Definition der primären Sprechgattungen bliebe zu diffus, bei Dusini: *Tagebuch*, S. 28f., Anm. 35. Zielrichtung Bachtins ist, das geht aus *Dialog II* hervor, auch die primären Gattungen aus den sekundären heraus zu erforschen, insofern ergänzen die Vorarbeiten Bachtins den veröffentlichten Aufsatz sinnvoll. Die Arbeit von Dusini enthält m.W. eine der frühesten Berücksichtigungen von Bachtins *Speech Genres*-Aufsatz in der deutschsprachigen Theoriebildung und geht auf dessen Weiterungen im Kontext von Gattungs- und Sprechakttheorie ein.

8 Vgl. auch S. 75: »Der Stil ändert sich, wenn er aus der einen Gattung in eine andere wandert, diese überträgt auf sie die Besonderheiten der vorherigen Gattung. Das Eindringen der Sprechstile in die Literatur dialogisiert die literarischen Gattungen.« Für den Briefroman gilt das jedenfalls.

Auf der anderen Seite ist gerade die dichte Verwobenheit von allem mit jedem ein Darstellungsproblem, das an die Grenzen der üblichen Buchnavigation führt. So beziehen sich mehr als einmal die Anmerkungen zu einem Text auf drei bis fünf andere Anmerkungen zu anderen Texten und deren Belegstellen, sodass gewissenhaftes Lesen an mehreren Stellen im Band schon rein buch- und blättermechanisch erschwert ist.

Durch die mehrschichtige Anlage der Anmerkungen, die teilweise die Kommentare von Ljudmila A. Gogotišvili, der Herausgeberin der russischen Ausgabe, übersetzend zu übernehmen scheinen, diese aber von Fall zu Fall erweitert und ergänzt, sie aber in einigen Fällen auch nur im Konjunktiv wiedergibt, um Distanz zu den Anmerkungen der russischen Anmerkungs-schicht zu signalisieren, entsteht ein Netz von Bezügen, das schwer zu entwirren ist. Eine teilbefriedigende Antwort auf die essenzielle Frage, wer im palimpsesthafte Apparate eigentlich spricht, findet sich erst am Ende der ersten Anmerkung zu den *Archiv-Niederschriften* (S. 243) und damit an einer Stelle, an der der gewissenhafte Leser bereits 33 Seiten petit gedruckter Anmerkungen hinter sich hat; besonders irritierend ist das Nichtwissen darum, *wer spricht*, in einem Band, der dieser Frage zentrale Bedeutung einräumt! Unverzeihlich wird dies dort, wo der Apparat die Fußnoten Bachtins stillschweigend in die eigene fortlaufende Zählung übernimmt. Für jene, die das Buch ohne russisches Original oder editorisch saubere Übersetzung vor sich haben: Aus Bachtins Feder stammen, ohne dass dies im Band irgendwie markiert wäre, die Anmerkungen 16, 20, 24, 31, 33, 35, 44, 48, 59, 62, 70, 75, 82, 83 sowie 86. Einen solchen editions-technischen Super-GAU hat die englische Übersetzung technisch vor über 30 Jahren durch zwei Apparate zu vermeiden gewusst.

Im Detail des komplexen Buches, in dem ziemlich viel mit ziemlich vielem zusammenhängt und dem deshalb auch manches nachzusehen ist, sind neben solchen unverzeihlichen editorischen Fehlentscheidungen lässliche, aber ärgerliche Fehler entstanden, von denen wenige exemplarisch aufgeführt seien: Von inkonsistenter ss/ß-Schreibung, Tippfehlern wie »Widergabe« (S. 244, Anm. 3) oder »unterstrichten« (S. 306, Anm. 42) und Übersetzungsfehleistungen (S. 90 die »in der Straße heimischen« Spielarten des Alltags-Dialogs – in der Straße ist höchstens ein Maulwurf heimisch) bis zu nicht durchgeführten satztechnischen Hilfestellungen für den Leser (S. 32, S. 108: funktionsloser Asterisk, S. 277, Anm. 174: »Hier und im Weiteren werden solche ›durchgekreuzten‹ Absätze mit einem Strich an der linken Seite und durch kleinere Schrift markiert«, wovon im weiteren Text keine Spur aufzufinden ist), nicht aufgelösten Verweisen (S. 266, Anm. 113: »im oben zitierten Aufsatz«), verzählten Fußnoten (S. 66: zweimal

Anm. 27) reicht hier das Spektrum, auch willkürlich hinzugefügte größere Absatzabstände (umgekehrt das Wegfallen von Absatzmarkierungen wie in S. 227, Anm. 33) fallen im Abgleich mit der russischen Quelle ins Auge. Mit einem Personenregister und einem Glossar wären dem Leser zusätzliche Navigationsinstrumente an die Hand gegeben gewesen.

Das Nachwort gibt zusätzlich zu Bachtins Überlegungen auch alternative Erklärungsmodelle, die teils auch spätere Reaktionen wie die Bedeutung Bachtins für die Wirkungsästhetik (S. 188) oder die Sprechakttheorie mit einbeziehen – was für Anachronismen sorgt, die man ihrerseits (mit teils beträchtlichem Aufwand, so man nicht zumindest Lebensdaten genannter Personen und Erscheinungsdaten wichtiger genannter Werke im Kopf hat) beim Lesen mit entschlüsseln muss. Im Nachwort, dem solcherart die Erdung an den Text, aber auch an seine Entstehungsbedingungen fehlt, führen die Herausgeberinnen einige Fäden zusammen (andere kommen erst recht disparater zueinander zu stehen). Allerdings bleibt der Leser etwas ratlos zurück, da der Schluss vieles wieder abschwächt. Das überrascht letztlich angesichts der summarisch doch zu würdigenden Editions- und Übersetzungsleistung des vorliegenden Bandes.

Fazit: Ein Grundlagentext des späten Bachtin wird zu Recht wieder entdeckt und liegt nun endlich in einer über weite Strecken kohärenten Übersetzung vor. Dieser Text und das darauf bezogene Materialkonvolut sind theoretisch anschlussfähig unter anderem an die Sprechakttheorie (Austin/Searle u.a., bei denen Gattung, und damit auch der historische Echoraum jeder Äußerung wider Erwarten keine Rolle spielt!), aber auch an die Literatursoziologie Bourdieus, und daher hochrelevant. Der Verlag hat allerdings als Filterinstitution versagt, indem er ein so offensichtlich unfertiges und fehlerhaftes Buch zum Druck befördert hat. Die in dem Band versammelten Texte werden dennoch für Gattungsfragen noch und wieder hochrelevant sein, das vorliegende Buch vergibt trotz seiner ästhetisch-buchgestalterisch hervorragenden Ausstattung leider durch sowohl editorische als auch editionstechnische Fehlleistungen, durch die Wirrungen der vielschichtigen Zusätze und v.a. des Apparats zahlreiche Chancen;⁹ »hier kann jeweils nur von einem gewissen Abschließungsminimum gesprochen werden« (S. 29).

9 Auf allfällige weitere Übersetzungen von Bachtins *Sprech-* bzw. *Redegattungen* ins Deutsche darf gespannt gewartet werden. Im Vorhinein Dank an Kira Elisabeth Kaufmann für sprach- und sachkundige Hinweise.

Literaturverzeichnis

- Bahtin, Mihail: *Problem govornih žanrova*. In: *Estetika jezičkog stvaralaštva*. Hg. S. S. Averincev und S. G. Bočarov; übers. v. Mirjana Grbić. Sremski Karlovci / Novi Sad: Izdavačka knjižarnica Zorana Stojanovića 2013, S. 149–198.
- Bakhtin, Michail: *The Problem of Speech Genres*. Übersetzt v. V. W. McGee. In: *Speech Genres and other Late Essays*. Hgg. Caryl Emerson, Michael Holquist. Austin: University of Texas Press, S. 60–102.
- Bayer, Xaver: *Wenn die Kinder Steine ins Wasser werfen*. Salzburg: Jung und Jung 2011.
- Dusini, Arno: *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung*. München: Fink 2005.
- Michler, Werner: *Kulturen der Gattung. Poetik im Kontext 1750–1950*. Göttingen: Wallstein 2015.
- Reuß, Roland: *Text, Entwurf, Werk*. »Text« 10 (2005), S. 1–12.
- Sériot, Patrick: *Généraliser l'unique: genres, types et sphères chez Bakhtine*. »Linx« 56 (2007), S. 37–53.

ABSTRACTS

Oksana Havryliv

Scatologisms in Aggressive Speech Acts

This article portrays specific structural-semantic and pragmatic properties of scatologisms in German, their use in aggressive speech acts as well as the wide scope of their functions. The empirical basis of this research are written and oral surveys conducted within the framework of two FWF research projects (2006–2008 and 2012–2017) on 538 and 72 people respectively (a total of 610 Viennese between ages of 14 and 90 and from different social groups), as well as literary texts and newspaper articles.

Jana Hofmannová

Contrastive Analysis of German and Czech Phraseology on the Example of the ›Arse‹ Component

According to the research portrayed in this article and the corpus developed from it, it is possible to argue that, when compared, phrases containing the component ›arse‹ in German and Czech languages exhibit 29% of equality in form and content: total equivalence in 14% and partial equivalence in 15% of the cases. In the majority of the compared examples (i.e. in 39% of the cases), there is just semantical or content equivalence. The differences between the two languages are established in cases of null equivalence (27%) and phraseological false friends (5%) and amount to 32% in total.

Anna Gondek, Joanna Szczęk

On the Semantic Field ›Defecation‹ in German and Polish. A Comparative Study

This article attempts to portray the semantic field ›defecation‹ in German and Polish. It examines verbalizations of this topic both in the standard and technical languages as well as in spoken language. The analysis starts with the meaning of lexemes ›Scheiße/gówno‹, but also takes into account lexemes ›scheißen/srać‹, which constitute an important part of the semantic field. The analysis focuses on the question of up to which extent spoken language influences the broadening of meaning of the lexemes in question.

Bojan Perić

Meaningful Defecation, Meaningless Copulation. Semantic and Pragmatic Differences between South-Slav and German Swearwords

Swearwords are an important part of spoken language. This paper compares German and South-Slav swearwords by resorting to literature and a survey conducted on bilingual persons. In so doing, it establishes structural as well as semantic differences: Whereas pejorative expressions in German are structurally stiff and, for the most part, have a scatological semantics, South-Slav swearwords exhibit a high level of flexibility and mostly resort to sexual vocabulary. It is therefore fair to assume that their use differs as well: While German expressions are in principle used as real swearwords, South-Slav expressions (apart from a secondary, pejorative function), are used to bring to the fore otherwise tabooed sexual topics.

Andrea Grafetstätter

The Staging of Fecal Comedy in the Nuremberg Carnival Play

In the Nuremberg carnival play of the 15th century, the joy of reducing meaning to corporality and faeces is omnipresent. It therefore seems justified to pose the question for which purpose ›the whole shit‹ was staged for. The following article uses comic theories and reflections about staging of the plays in order to provide an explanation for the obvious popularity of eccentric excretions on the late medieval Nuremberg stage. In so doing, the article tests the hypothesis that faecal comedy was directed against the political environment of the plays.

Artur R. Boelderl

On the Discourse of ›Scatontology‹ between Philosophy and Literature in the Wake of Marquis de Sade

Continuing the controversial debate concerning the status of the obscene in thought and writing, led in the 1930s by André Breton and Georges Bataille, the article on the one hand discusses their theoretical contribution by retracing the history of examining the initially notorious work by Marquis de Sade from both the philosophical and psychoanalytical point of view. On the other hand, by referring to examples chosen from German literature after 1945 (the works by Günter Eich, Werner Kofler and, even if only ex negativo, Peter Handke)

the article also shows the undiminished, although underappreciated relevance of the ›scatological‹ discourse for literary theory.

Torsten Voß

›Holy Shit‹. Forms of Scatological Polemics in the Literary Catholicism of Léon Bloy and Theodor Haecker

The paper addresses the use of faecal and abusive language as a trope in the religious polemics of literary Catholicism, especially in the works by Léon Bloy and Theodor Haecker. Their dirty talk can be interpreted as a way to add emphasis on their own position in interconfessional discussions, in the opposition to alternative literary programs (naturalism) or in the fight against the ideologies of the 20th century, like materialism, positivism and totalitarianism. The images and tropes used can be defined as a reaction against the crisis of signification. Scatology is then the only way to describe different subjects of abjection in an equal way and create a language of intensity in an apocalyptic time.

Tanja Angela Kunz

The Morality of *Abwässer*. Emil Staiger's Sewer Scolding and Hugo Loetscher's Anticipation of an Ironical Equation

This paper looks at the so-called ›Zürcher Literaturstreit‹ from a scatological perspective, by focusing on the fecal vocabulary used in this polemic. The provocative potential of such images heralds the revolutionary turmoil in 1967/1968, when excrement was used as a symbol of subversion of traditional values and authorities. With regard to extreme positions by Emil Staiger and Theodor W. Adorno, which are exemplary of their notion of art, this paper analyzes Hugo Loetscher's novel *Abwässer* (1963), bearing in mind that, when Staiger condemned contemporary literature as a »cesspool« at the end of 1966, Loetscher argued that Staiger was referring to his own novel.

Iris Meinen

Bodies without Boundaries. On the Portrayal of Excretions in Newer German Pop Literature

The motif of excretions is portrayed as one of the main motifs in the newer German pop literature. Bodies portrayed in relation to excretions can be de-

scribed as being without boundaries. The concept of blurring the boundaries is based on different, culturally established attributions and contextualizations, which this article both explains and uses as a starting point for analysis. References to faeces are analyzed on the example of two novels: *Feuchtgebiete* (2008) by Charlotte Roche and *Fleckenteufel* (2009) by Heinz Strunk.

Johannes Ullmaier

Infinite Shit. On the Book Evolution in the Work of Dieter Roth

The following article primarily focuses on three goals: Firstly, it aims to portray Dieter Roth's lyric poetry, which has so far been poorly received by literary scholars conducting research into German literature, and offer an introduction into its singular form of publication. Secondly, it looks into the implications that constantly referring to one's own lyrics as »Scheisse« has on the psychology of production and reception. Thirdly, it outlines a systematic aesthetics of one's own digestion beyond the fixation on individual scatological motifs or master thinkers.

Jörg Jungmayr

Hermann Goedsche's *Nena Sahib oder: Die Empörung in Indien* (1859). An Anti-British Colonial Novel under the Influence of a Medial Paradigm Shift

Goedsche's novel *Nena Sahib*, published in 1859, portrays the Indian struggle for independence in 1857/58 as an immediate consequence of the ill-fated British colonial politics. As shown in the article, the author is inspired by role models such as Alexandre Dumas and Paul Féval, but his portrayal of the novel's subject matter is also closely connected to medial revolutions of his time – the telegram and press releases based on it. The article therefore focuses on the process of construing a historical event under the circumstances of a medial paradigm shift on the one hand and the related political orientation of the novel on the other hand.

Alexander Ritter

Basic Biographic Research on Géza Berger (1842–1930)

The comprehensibly reconstructed biography of Géza Berger, a German-Jewish Hungarian, mirrors international political as well as cultural

conflicts in the late 19th and early 20th centuries in a paradigmatic way. His ceaseless wanderings through Central Europe and emigration to the US are consequences of unstable state relations at the time. As an actor, Berger's case portrays the progression of theatre history on numerous stages in larger cities and in the province. Through his professional activity as well as his journalist and literary contributions he promoted and stabilized German-language culture in the crown land of Slavonia and in the ›German-American Community‹.

ZAGREBER GERMANISTISCHE BEITRÄGE

ISSN 1330–0946 (print)
ISSN 1849-1766 (online)
CODEN ZGBEY
UDK 803.0+830

Das Jahrbuch *Zagreber Germanistische Beiträge* veröffentlicht wissenschaftliche Aufsätze, Berichte und Buchbesprechungen in den Bereichen: Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaft, Übersetzungswissenschaft und Didaktik des fremdsprachlichen Deutschunterrichts.

ZGB erscheint seit 1992 in gedruckter Form.

ZGB ist ab Nr. 1 (1992) zugänglich in der *Central and Eastern European Online Library* (C.E.E.O.L) unter <<http://www.ceeol.com>>.

ZGB ist ab Nr. 20 (2011) frei zugänglich beim Zeitschriftenportal *Hrčak – portal znanstvenih časopisa Republike Hrvatske* unter <<http://hrcak.srce.hr/zgb>>.

ZGB wird außerdem in folgenden **Datenbanken** gelistet: Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL); Central & Eastern European Academic Source (CEEAS); EBSCOhost; European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH PLUS); Germanistik Online Datenbank (De Gruyter); Linguistics and Language Behavior Abstracts (LLBA); Linguistic Bibliography – BrillOnline Bibliography; Modern Language Association (MLA) International Bibliography; Technische Informationsbibliothek/ German National Library of Science and Technology (TIB).

Herausgeber / Izdavač

Abteilung für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb

Schriftleitung / Uredništvo

Maja Anđel (Sprachwissenschaft), Milka Car (Literatur-/Kulturwissenschaft), Svetlan Lacko Vidulić (Literatur-/Kulturwissenschaft; verantw. Chefredakteur), Marija Lütze-Miculinić (Sprachdidaktik), Jelena Spreicer (Literatur-/Kulturwissenschaft; Korrektorat), Slađan Turković (Sprachwissenschaft)

Wissenschaftlicher Beirat / Uredničko vijeće

Daniel Baric (Paris), Marijan Bobinac (Zagreb), Hans Richard Brittnacher (Berlin), Zrinjka Glovacki-Bernardi (Zagreb), Maja Häusler (Zagreb), Hubert Lengauer (Klagenfurt), Irmela von der Lühe (Berlin), Helga Mitterbauer (Bruxelles), Wolfgang Müller-Funk (Wien), Walter Pape (Köln), Velimir Piškorec (Zagreb), Boris Previšić (Luzern), Hannes Scheutz (Salzburg), Stanko Žepić (Zagreb), Viktor Žmegač (Zagreb)

Sekretariat / Tajništvo

Monika Blagus; Lektor: Yvonne Jock, Stephan Kurz

Hinweise für Verf.

Beiträge in deutscher Sprache, bitte mit Zusammenfassung (bis 800 Zeichen) und Schlagwörtern (3–5) einreichen. – Eingereichte Beiträge, die eine umfassende Lektur benötigen, gehen an die Verfasser mit der Bitte um Nachbesserung zurück. – Jeder Beitrag wird von zwei FachexpertInnen anonym begutachtet. Für Beiträge von Mitgliedern des Instituts, das als Hg. der ZGB zeichnet, werden die Gutachten ausnahmslos aus dem Ausland eingeholt.

Kontakt

Zagreber Germanistische Beiträge | Abteilung für Germanistik | Philosophische Fakultät
| Ivana Lučića 3 | HR-10000 Zagreb | Tel. +385-1-4092362 | Fax. +385-1-
6156879 | e-mail: zgb@ffzg.hr | <http://zgbde.ffzg.unizg.hr>

Bestellung / Distribucija

Dominović Verlag | Postfach 555 | Trnjanska 54/A | HR-10001 Zagreb | Tel.: +385-1-
61 15 949 | Fax: +385-1-61 14 240 | e-mail: dominovic@dominovic.hr

Design

Adriana Lacko

Satz / Prijelom

ArTresor naklada, Zagreb

Druck / Tisak

Sveučilišna tiskara, Zagreb

Printed in Croatia

Gefördert von: / Uz potporu:

Ministarstvo znanosti i obrazovanja RH / Ministerium für Wissenschaft und Bildung der
Republik Kroatien

FF press

©

Odsjek za germanistiku
Filozofskog fakulteta
Sveučilišta u Zagrebu

